Geheime Nachrichten

von der Regierung

Ludwigs XIV. und Ludwigs XV.

Zweiter Theil.

Aus dem Französischen

des Herrn von Düclos

Geschichtschreibers von Frankreich.

Leipzig 1792.

bei Johann Samuel Heinsius.

Des Herrn von Düclos

Geheime Nachrichten

von der Regierung

Ludwigs XIV. und Ludwigs XV.

Zweiter Theil.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-715048-p0005-9

Des Herrn von Nicolas

Geheime Nachrichten

von der Regierung

Ludwigs XIV. und Ludwigs XV.

Inhalt
des ersten Theils.

Erstes Buch.

Regierung Ludwigs des XIV. S. 1

Zweites Buch.

Fortsetzung dieser Regierung. 184

Fortsetzung des zweiten Buchs.

Regentschaft des Herzogs von Orleans. 225

Drittes Buch.

Fortsetzung der Regentschaft. 325

Inhalt
des zweiten Theils.

Viertes Buch.

Fortsetzung der Regentschaft. S. 1

Fünftes Buch.

Fortsetzung der Regentschaft. 155

Sechstes Buch.

Ministerschaft des Herzogs. 315

Vom Kardinal von Fleuri. 416

Geschichte der Ursachen des Kriegs von 1756. 444

Geheime Nachrichten
von den
Regierungen Ludwigs XIV und Ludwigs XV.

Viertes Buch.

Dieses Jahr fing sich mit der Kriegserklärung gegen Spanien an. Es war ein Manifest (1) vorausgeschikt worden, um die Gemüther für die Gerechtigkeit unsrer Beweggründe einzunehmen. Die Feinde der Regierung handelten bei dieser Gelegenheit nicht unbedachtsam, und streueten vier aufrührische Schriften aus. Die erste war ein Manifest des Königs von Spanien an die drei Stände Frankreichs. Die zweite, ein Brief Philipps des Fünften an den König. Die dritte, ein Zirkularschreiben an die Parlamente. Und die vierte, eine vorgebliche Bittschrift an Philipp den Fünften, von Seiten der drei Stände Frankreichs. Das Parlament begnügte sich, diese Schmäh-

(1) Dieses Manifest wurde von Fontenelle, nach den Nachrichten des Abbe dû Bois, verfaßt.

Schmähschriften durch ein Arret zu unterdrükken, ob sie gleich weit mehr verdient hätten.

Die Offiziere, welche gegen Spanien dienen sollten, wurden ernennet, und man war, zum wenigsten, erstaunt, den Marschall von Berwik, der die Würde eines Grands und das goldene Vließ hatte, und dessen Sohn, der Herzog von ..., in Spanien die nämlichen Ehrenstellen bekleidete, das Commando einer Armee wider Philipp den Fünften annehmen zu sehn. Von Asfeld, nachheriger Marschall von Frankreich, machte mit Berwik den vollkommensten Kontrast; dieser verlangte ihn, um unter ihm zu dienen: aber er ging zum Regenten — Gnädiger Herr, sprach er zu ihm, ich bin Franzos, ich habe Ihnen alles zu verdanken und erwarte alles von Ihnen; und, indem er sein goldenes Vließ zeigte: ich erhielt dies vom König von Spanien, was soll ich damit machen? Erlauben Sie mir, gegen einen meiner Wohlthäter nicht zu fechten.

Es würde sehr sonderbar gewesen seyn, wenn der Regent, der sich zu allem leicht lenken ließ, einer so rechtschaffenen Handlung widerstanden hätte; auch überhob er den von Asfeld zu dienen, und schäzte ihn nur um desto höher. Der König von Spanien wußte es

ihm

ihm vielen Dank, und die Nation billigte es.

Der Prinz von Conti erhielt das Commando der Cavalerie, bezog viel Geld zur Ausrüstung seiner Leute, und ließ sich sogar seine Reisekosten bezahlen; aber dieß war auch der ganze Ruhm, den er in diesem Feldzug ärntete.

Die Glüksspiele waren verboten worden. Der Herzog von Tresme, maßte als Gouverneur von Paris sich das Recht einer solchen privilegirten Mordgrube an. Der Polizeilieutenant Machault, welcher dieses Privilegium nicht in den Verordnungen fand, erklärte: er würde alle diese Raubnester dulten, wenn das vom Gouverneur fortdauerte.

Der Regent, um niemanden zu beleidigen, erkaufte das Abstehen um zwei tausend Livres jährlicher Pension vom Herzog von Tresme. Wenige Jahre nachher, unter der Regierung des Herzogs, erhielt die andächtige Prinzessin von Carignan die Erlaubnis, in ihrem Hotel von Soissons Spiel zu halten. Sogleich fing der Herzog von Tresme das seinige wieder an, und behielt die Pension. Beutelschneider mit besezten und gestikten Kleidern, ja, die sogar mit verschiedenen Ordenszeichen geschmükt waren, machten die Hon-

neurs dieser zwei Höhlen, wo die Söhne der Bürger hinkamen, und, was sie ihrer Familie gestohlen hatten, verloren. Mehrere traurige Begebenheiten überzeugten endlich, daß diese Oerter Pflanzschulen für den Galgen wären. Der Kardinal Fleury, der Minister geworden war, vertheidigte sie. Dieses schändliche Recht der Gouverneurs findet noch in verschiedenen Provinzen statt. Die Beschützer erröthen nicht über die schimpfliche Quelle des Einkommens, das sie daraus ziehen, und denken vermuthlich wie Tiber, daß das Geld keinen übeln Geruch habe.

In der Zeit erschienen die Philippiques, ein Gedicht wider den Regenten, das la Grange (2) zum Verfasser hat. Dieses Werk, worinn nur sehr wenige dichterische Strophen sind, ist ein Gemisch von Abscheulichkeiten, wo die zügellose Verleumdung sich auf einige Wahrheiten gründet. Die Abschriften davon verbreiteten sich durch ganz Frankreich. Der Regent hörte davon und verlangte es zu sehn. Der Herzog von Saint-Simon behauptet, daß er es gewe-

(2) La Grange war Page bei der Prinzessin von Conti, der Tochter Ludwigs des Vierzehnten gewesen.

wesen sei, der durch die dringenden Bitten des Prinzen bewogen, ihm diese abscheuliche Schmähschrift zu lesen gab. Er sezt hinzu, daß, als der Regent an die Stelle kam, wo er als der Vergifter der königlichen Familie vorgestellt wird, er gezittert habe, einer Ohnmacht nahe gewesen sei, und, da er seine Thränen nicht zurükhalten können, ausgerufen habe: Nein! das ist zu viel! diese Schandthat ist stärker als ich, ich unterliege ihr; er erholte sich nur schwer von seiner Verzweiflung.

La Grange wurde in Verhaft genommen, und auf die Insel Sainte Marguerite geschikt; er wurde aber noch während der Regentschaft losgelassen, und zeigte sich frei in Paris. Ich habe immer geglaubt, daß er es deswegen gethan habe, um die Meinung zu vernichten, in welcher man war, als hätte ihn der Regent umbringen lassen: denn sonst hieße das die Unverschämtheit aufs höchste treiben. Ein Autor, der halb so viel gegen einen Parlamentsrath gethan hätte, würde auf die Galeren geschikt worden seyn.

Bis jezt hat man sehen können, daß ich weder die schlechten Sitten noch die schlechte Regierung des Regenten verheele; aber doch muß ich seiner natürlichen Güte Recht wider-

fahren lassen. Wenn man seinen Charakter nur als Mensch, in Betrachtung zieht, so muß man wünschen, er möchte mehr fürstliche Tugenden gehabt haben.

Sobald der Herzog und die Herzogin von Maine eingezogen worden waren, so war ihre ganze Partei in Unruhe. Der Marschall von Villeroi verlor sein trotziges Ansehn, Villars seine Kühnheit, von Hauxelles, Tallart, Canillac, von Effiat und der erste Präsident, zeigten ihre Furcht, durch die Mühe die sie sich gaben, sie zu verbergen. Der beste Schuz, den die Angeklagten haben konnten, war in dem Herzen des Regenten. Gutes und schlechtes Verfahren, Dienste und Beleidigungen, rührten ihn nur schwach; er gab, aber belohnte nicht, verzieh leicht, schäzte wenig und haßte noch weniger.

Uebrigens merkte der Abbe du Bois, daß ihn das Publikum anklagen würde, daß er die Strenge des Regenten gereizt, oder ihr doch wenigstens nicht Einhalt gethan hätte. Die Heftigkeit des Herzogs ließ befürchten, daß wenn er einmal von dem Gegengewicht der Legitimirten und ihrer Anhänger befreiet wäre, er sich selbst auf den Untergang des Regenten erheben, und allein die Frucht alles dessen,

was

was dieser zur Befestigung des Ansehens gethan haben würde, einärnten möchte. Der Abbe glaubte, durch Rettung des Herzogs von Maine und des ersten Präsidenten, sich, wenn der Fall eintreten sollte, einen Schuz wider das Parlament selbst zu verschaffen, das ihn einmal zur Rechenschaft ziehen könnte. Er überredete den Regenten leicht, daß er allein der Gegenstand dessen wäre, was er zu seiner eigenen Sicherheit that, er schrekte ihn durch den Charakter des Herzogs, und gab ihm zu verstehn, daß das Publikum die Angeklagten nicht schlechterdings als Verbrecher der beleidigten Majestät, sondern als Staatsanhänger betrachtete, welche nur das Leben des Königs in Sicherheit zu stellen gesucht hätten. Die Sitten des Regenten, seine vorgebliche Irreligion, die alten und neuen Gerüchte begünstigten diese Gedanken nur zu sehr. Dieser Fürst gerieth dadurch in Bestürzung; seine natürliche Trägheit, die Furcht seine Vergnügungen gestört zu sehn, vereinigten sich mit seinen Betrachtungen; er ließ dem Abbe freie Gewalt in dieser Sache.

Hier war kein Prozeß in aller Form Rechtens, noch Verweisung an das Parlament. Der Siegelbewahrer und le Blanc verhörten

die Gefangnen, und alle Tage brachte man andere. Man hatte durch die Papiere des Cellamare entdekt, daß dieser Minister verschiedene Briefwechsel unterhielt, die keinen Bezug auf die Herzogin von Maine hatten, und welche dennoch alle sich auf Spanien bezogen, ohne daß die Strafbaren irgend eine Gemeinschaft unter sich hatten. Man sezte, zum Beispiel, den Herzog (jezt Marschall) von Richelieu, und den Markis von Saillans (d'Estaing) in die Bastille. An dem Tage ihrer Einziehung sagte der Regent öffentlich: daß er in seiner Tasche etwas habe, wodurch er dem Herzog Richelieu vier Köpfe, wenn er sie hätte, abschlagen lassen könnte. Es waren vier Briefe an den Kardinal Alberoni, vom Herzog unterschrieben, durch welche er sich anheischig machte, Bayonne an Spanien zu übergeben, worin sein und von Saillans Regiment in Garnison lagen. Dieser junge Unbesonnene, der seinen Sinn nicht sehr geändert hat, rechnete darauf, der Urheber einer Revolution im Königreiche zu seyn, und zur Belohnung das Garde-Regiment zu erhalten. Diese Verschwörung, welche der geringste Offizier zerstreut haben würde, erregte nur das Gelächter des Publikums. Dieser junge Mensch glaubte eine große Rolle

zu spielen, als er sich wie Staatsverbrecher behandelt sah, und ging mit dem Leichtsinn, den er immer in der Liebe, in Geschäften und im Kriege gezeigt hat, ins Gefängniß. Der Regent, der das sehr lustig fand, ließ dem jungen Gefangnen alles was er verlangte, geben; einen Kammerdiener, zwei Bedienten, Karten, Musikinstrumente; so daß er statt des Mangels der Freiheit die möglichste Licenz hatte.

Während der Regent mit den Staatsgeschäften zu thun hatte, wurde er noch durch häusliche Zänkereien beunruhigt. Die Herzogin von Berri, durch ihren thörichten Stolz hingerissen, oder bis zur Schwelgerei erniedrigt, gab in beiden Arten ein öffentliches Schauspiel.

Da der Abgesandte von Venedig ihr einen Besuch machte, so ließ sie sichs in den Sinn kommen, ihn, in einem Armstuhl sitzend, auf einer Erhöhung von drei Stufen zu empfangen. Der Gesandte blieb einen Augenblik stehn, näherte sich darauf langsam, wie ein Mensch, der über den Entschluß den er fassen will, nachdenkt, verbeugte sich, kehrte ihr schnell den Rücken zu, und ging ohne ein Wort gesagt zu haben, wieder fort. Er ließ

den nämlichen Tag die fremden Minister versammeln, und sie erklärten alle öffentlich, daß keiner von ihnen einen Schritt zur Prinzessin thun würde, wenn sie nicht versichert wären, daß sie anständig aufgenommen würden.

Das häusliche Leben dieser Prinzessin, machte mit den stolzen Einfällen die sie öffentlich zeigte, einen sonderbaren Kontrast. Ich habe schon von der niedrigen Sklaverei gesprochen, in welcher sie der Graf von Riom hielt, und er ließ um desto weniger von seiner Unverschämtheit gegen sie ab, da er sichs zur Regel gemacht hatte, und seine Grobheiten, Launen und sein Eigensinn, die Standhaftigkeit seiner Gebieterin noch befestigten. Man hat auch nicht vergessen, daß der einsame Aufenthalt bei den Karmeliterinnen, gewöhnlich vor oder nach den ausschweifendsten Gelagen, hergingen. Eine Nonne, welche die Prinzessin bei allen Klosterandachten begleitete, rief erstaunt, sie auf ihren Knieen niedergeworfen zu sehn, und sie bei den inbrünstigsten Gebeten seufzen zu hören, plözlich aus: mein Gott, Madame, ist es möglich, daß das Publikum so schändliche Dinge von Ihnen ausstreuen kann, die sogar bis zu unsern Ohren kommen? Die Welt ist recht böse! Sie leben

hier

hier wie eine Heilige. Die Prinzessin fing an zu lachen. Diese unschikliche Handlungen zeigten wirklich einen Grad von Narrheit. Sie erfuhr mit den heftigsten Aeusserungen des Verdrusses, daß man es wagte, ihre Aufführung zu tadeln! Sie ward endlich schwanger, und als sie ihrer Entbindung nahe war, hielt sie sich ziemlich eingezogen und oft im Bette, indem sie heftige Kopfschmerzen vorgab. Aber die Ausschweifungen in Wein und starken Getränken, die sie immer fortsezte, entzündeten ihr Blut. Bei ihrer Niederkunft sezte sie ein hitziges Fieber in die größte Gefahr. Dieses kühne, gebieterische Weib, das sich über alle Wohlanständigkeit wegsezte, wie sie deutlich genug in ihrem Umgang mit Riom gezeigt hatte, schmeichelte sich, dem Publikum die Folgen davon verheimlichen zu können; als wenn die Handlungen der Fürsten jemals unbekannt blieben! Riom, die Markise von Mouchi, ältere Hofdame und würdige Vertraute ihrer Gebieterin, und die weiblichen Bedienten, die der Kranken am nothwendigsten waren, durften allein in ihr Zimmer. Der Regent selbst kam nur auf Augenblicke hinein; ob es gleich nicht möglich war, daß man ihn über den Zustand seiner Tochter unwissend glaubte, so stellte er

sich

sich doch in ihrer Gegenwart, als merke er nichts, es sei nun aus Furcht, sie zu erzürnen, wenn er unterrichtet schien, oder in der Hofnung, daß sein Stillschweigen die Unbescheidenheit der Andern zurükhalten würde. So viel Vorsicht verhinderte das Aufsehen nicht, und vergrößerte es bald darauf. Die Gefahr war so dringend, daß sie der Pfarrer von Saint-Sülpice Languet erfuhr. Er begab sich nach dem Palais von Luxemburg, sah dort den Regenten, sprach mit ihm von der Nothwendigkeit, die Prinzessin von der Gefahr, in der sie wäre, zu benachrichtigen, um sie zu bewegen, die Sakramente zu empfangen, und fügte hinzu, daß vorläufig Riom und die Mouchi aus dem Palais fort müßten. Der Regent, der weder dem Pfarrer geradezu widersprechen durfte, noch es wagte, seine Tochter durch den Vorschlag, die Sakramente zu empfangen, zu betrüben, und noch weniger sie durch den vorgeschlagenen Punkt des Pfarrers aufzubringen, versuchte ihm begreiflich zu machen, daß die Fortschikkung Rioms und der Mouchi das größte Aufsehn erregen würde. Er suchte Mittelwege; der Pfarrer verwarf sie alle, indem er sehr gut urtheilte, daß er, bei einer so viel Aufsehn erregenden Gelegenheit wie diese, mitten unter den

Kon-

Konstitutionszwistigkeiten, wo er auch eine Rolle spielte, sich bei der Gegenpartei in schlechten Ruf gesezt haben würde, wenn er sich nicht nach aller Strenge als Pfarrer zeigte. Da der Regent den Pfarrer nicht überreden konnte, erbot er sich, es auf den Kardinal von Noailles ankommen zu lassen. Languet gab es zu, und würde es vielleicht nicht ungerne gesehn haben, wenn die Gefälligkeit des Kardinals, indem er einen untergeordneten Pfarrer, der die Ehre der strengsten Moral gehabt haben würde, aus dem Spiele ließ, den Konstitutionsanhängern eine Blöße, und schöne Materie zu Auslegungen gegeben hätte. Der Kardinal, welcher gebeten worden war, sich nach dem Palais von Luxemburg zu begeben, kam, und billigte nach der Darstellung des Regenten, das Verfahren des Pfarrers, und bestand darauf, die beiden Veranlasser des Aergernisses zu verabschieden.

Die Mouchi, welche sich die Gefahr, in der ihre Gebieterin war, nicht verhelen konnte, glaubte alles vorausgesehn zu haben, indem sie einen Franziskaner kommen ließ, um die Prinzessin Beichte zu hören, und zweifelte nicht, daß der Pfarrer hernach ihr die lezte Oelung ertheilen würde. Sie vermuthete nicht,

daß

daß sie der Hauptgegenstand der Conferenz wäre, als der Regent sie rufen ließ. Sie öfnete die Thüre nur halb, und der Regent, ohne hinein zu gehn, noch sie heraus kommen zu lassen, sagte ihr die Bedingungen, die man auf die Mittheilung der Sakramente gesezt hätte. Die Monchi, zwar bestürzt durch das Kompliment, schlug es ihm doch kühn ab, ereiferte sich über den Schimpf, den man einer Hofdame anthue, versicherte, daß ihre Gebieterin sie keinen Heuchlern aufopfern würde, ging wieder hinein, kam aber einige Augenblicke darnach heraus, und sagte dem Regenten, die Prinzessin sei höchst aufgebracht über einen so unverschämten Vorschlag, und machte die Thüre wieder zu. Der Kardinal, dem der Regent die Antwort hinterbrachte, stellte ihm vor, daß man derjenigen, die fortgejagt werden müßte, nicht den Auftrag das Wort zu führen, hätte geben sollen; dem Vater käme diese Pflicht zu, so wie auch, seine Tochter zur Erfüllung der ihrigen zu ermahnen. Der Prinz, der den heftigen Charakter seiner Tochter kannte, bat, ihn damit zu verschonen, und bei seiner Weigerung wollte der Kardinal selbst hinein gehn und sie sprechen. Da aber der Regent befürchtete, daß der Anblik

des

des Prälaten und des Pfarrers der Kranken einen tödlichen Schrek zuziehen möchte, so vertrat er dem Cardinal den Weg, und bat ihn, zu warten, bis man sie auf so einen Besuch vorbereitet hätte. Er ließ sich die Thüre noch einmal öfnen, und meldete der Mouchi, daß der Erzbischof und der Pfarrer durchaus sie sprechen wollten. Die Kranke, welche dies hörte, gerieth sowohl gegen ihren Vater, als gegen die Priester in Wuth, und sagte: diese Scheinheiligen misbrauchten seinen Stand und ihre Würde, um sie zu entehren, und ihr Vater sei schwach und einfältig genug, es zu leiden, anstatt sie zum Fenster hinaus werfen zu lassen.

Der Regent, der nun in weit größerer Verlegenheit war, als vorher, kam und sagte dem Kardinal, die Kranke sei in einem so leidenden Zustand, daß man es aufschieben müsse. Der Prälat, überdrüßig, länger umsonst darauf zu bestehn, ging endlich fort, nachdem er dem Pfarrer befohlen hatte, die Pflichten seines Amtes genau zu erfüllen.

Der Regent, den der Abschied des Kardinals wieder aufrichtete, hätte nun auch gern vom Pfarrer befreit seyn wollen. Aber dieser wich nicht von der Thüre des Zimmers; und zwei Tage und zwei Nächte hintereinander, so

oft

oft er, entweder um auszuruhn oder Nahrung zu sich zu nehmen, weggieng, ließ er sich durch zwei Peiester ablösen, die an seiner Stelle Schildwache standen. Endlich da die Gefahr vorbei war, wurde diese geistliche Wache aufgehoben, und der Kranken einziger Gedanke war Wiedergenesung.

Ohnerachtet ihrer Wuth wider die Priester, hatte sie doch die Furcht vor der Hölle ergriffen. Der Eindruk davon blieb ihr um desto stärker, da ihre Gesundheit nicht ganz wiederkehrte, und ihre Leidenschaft heftiger als jemals war. Riom, unterstüzt durch die Rathschläge des Herzogs von Lauzün, seines Onkels, beschloß, die Gesinnungen seiner Gebieterin zu benützen, um sie zu einer Heirath zu bereden, welche ihr Gewissen beruhigen und ihr Vergnügen befestigen würde. Der Herzog von Lauzün entwarf den Plan, die Mittel und Wege, und Riom handelte denselben gemäß.

Sie fanden bei einem Frauenzimmer, das vor Liebe außer sich, durch den Teufel geschrekt, und schon lange überwunden war, keine große Schwierigkeiten. Riom brauchte nur zu befehlen, so ward ihm gehorcht; und sie gehorchte auch wirklich, denn es verstrichen keine vier Tage, vom Entwurf bis zur Ausführung.

rung. Einige näher zusammengestellte Data werden es beweisen; und da die Herzogin von Berri kurze Zeit nachher starb, so will ich das, was sie betrift, gleich anführen.

Diese Prinzessin wurde den 26ten März krank; Ostern fiel den 9ten April, und schon den Fasnachtsdienstag, den 4ten, war sie ausser Gefahr. Man muß wissen, daß es ein Gebrauch der Pariser Kirchspiele ist, in der Charwoche zu allen Kranken das Hochwürdige zu bringen, ohne daß sie in dem Fall seyen, berichtet zu werden; genug daß sie ausser Stand sind, ihre Osterandacht in der Kirche zu verrichten. Es war folglich eine doppelte Ursache da, der Prinzessin die Sakramente zu reichen; erstlich ihr Stand, und dann die Zeit. Weit entfernt, daß das Publikum diese Pflicht erfüllen sahe; die Beweggründe des Verweigerns waren bekannt geworden, und die Osterwoche war nur um desto verlegener in Paris zuzubringen.

Obgleich die Prinzessin in ihrer Genesung war, so fehlte noch viel, daß sie die Beschwerlichkeiten einer Reise ausstehen konnte; dennoch reiste sie, ohnerachtet aller Vorstellungen, den Ostermontag ab, und ließ sich in Meudon nieder. Ihre Vermählung war schon vollzogen, das heißt: sie und Riom wa-

ren von einem Priester eingesegnet worden, der wenig Schwierigkeiten machte und gut bezahlt wurde. Dieß war hinreichend, um ihre Gewissensbisse zu stillen, oder ihnen vorzubeugen; aber nicht, um die Vermählung einer Prinzessin vom Geblüte, Enkelin von Frankreich, zu bestätigen.

Der Regent wußte es, und hatte sich nur schwach widersezt. Er vermuthete, daß, wenn seine Tochter wieder in den Zustand verfiele, in dem sie gewesen war, ein Geständnis den Pfarrer leichter gewinnen und das Aufsehn verhüten würde. Nichts destoweniger bleibt die Gefälligkeit dieses Fürsten unbegreiflich, und läßt argwöhnen, daß zwischen dem Vater und der Tochter eine Vertraulichkeit geherrscht habe, welche die Gränzen der väterlichen und kindlichen Liebe überschritt, und daß der Vater befürchtete, seine Tochter möchte in einem Anfall von wüthendem Verdruß ein Geständnis thun. Unglüklicher Weise war von zwei Personen, die so entfernt von Gewissensskrupeln und Grundsätzen waren, alles zu glauben. Unter allen Abscheulichkeiten der Philippiques, hatte der Regent nur bei dem Artikel des Vergiftens, dessen er unfähig war, wahrhaft empfindlich geschienen.

Dem

Dem sei nun wie ihm wolle, so konnte doch Riom, der die Vermählung nicht auf Antrieb des Gewissens verlangt hatte, seinem Ehrgeiz nur durch Publicität ein Gnüge leisten. Die größten Einrichtungen waren eine nothwendige Folge davon. Er trieb und nöthigte seine Gebieterin, bei dem Regenten darum anzuhalten. Dieser Fürst sezte ihr umsonst Gründe entgegen, sie antwortete ihm mit den Aeusserungen des heftigsten Zorns.

Die Zänkereien zwischen dem Vater und der Tochter wurden bekannt. Madame und Ihre Königliche Hoheit die Herzogin von Orleans erfuhren die Ursache. I. K. H. sahe vielleicht die Demüthigung einer Tochter nicht ungern, deren Hochmuth sie beständig empfinden mußte. Was Madame anbelangt, die sahe hier gar keine Schwierigkeit, und ausser sich vor Wuth, fand sie nichts einfacher, als allem ein Ende zu machen und Riom zum Fenster hinaus oder in den Fluß zu werfen.

Der Regent war in größter Verlegenheit, und würde den Rath von Madame befolgt haben, wenn er nicht die Rache und vielleicht die Geständnisse einer zügellosen Tochter gefürchtet hätte. Um ihren Verfolgungen auszuweichen, sahe er sie nur selten und schüzte Geschäfte und

die Entfernung von Meudon vor; und um Zeit zu gewinnen, ertheilte er Riom Befehl, zu seinem Regiment zu gehen, welches zur Armee des Marschall von Berwik gehörte. Alle Obersten waren schon fort, und die Ehre erlaubte Riom nicht, länger zu bleiben. Er gehorchte auf der Stelle, ohnerachtet der Thränen seiner Gebieterin. Sie war in Verzweiflung darüber, und erklärte ihrem Vater, welcher sie einige Tage nachher besuchte, daß sie entschlossen wäre, ihre Vermählung bekannt zu machen; sie sei Witwe, Gebieterin ihrer Person und ihres Vermögens; sie wolle nach ihrem Gefallen damit umgehn, und wiederholte endlich alles, was ihr Riom von Mademoiselle von Montpensier erzählt hatte. Der Regent, der Ereiferungen seiner Tochter überdrüßig, tröstete sie mit Hofnungen, verlangte Aufschub, und verließ sie fest entschlossen, nicht wiederzukommen.

Nach einigen Tagen befürchtete die Prinzessin, aus Unruhe, ihren Vater nicht wieder zu sehn, diese seltenen Besuche möchten als eine Verminderung der Gunst angesehn werden, und ließ ihn zu einem Abendessen nach Meudon einladen, wo sie ihm ein Fest geben wollte. Es war in den ersten Tagen des Mai. Da es ihr der

Re-

Regent nicht hatte abschlagen können, so wollte sie auf der Terrasse speisen, man mochte sie noch so sehr warnen, daß die Kühle der Nacht ihr leicht einen Rükfall ihrer Krankheit verursachen könnte, da sie noch nicht völlig wiederhergestellt wäre. Aber dies bestärkte sie noch mehr in ihrem Sinn, da sie sich einbildete, daß ein Gastmahl zur Nacht, in freier Luft, dem Publiko die Meinung, als sei sie niedergekommen, benehmen würde.

Was man ihr vorhergesagt hatte, geschah, sie bekam das Fieber wieder, das sie nun behielt. Nachdem der Regent die Seltenheit seiner Besuche durch Vorschützung der Geschäfte entschuldigt hatte, faßte sie den Entschluß, sich nach la Müette bringen zu lassen, dessen Nähe bei Paris ihren Vater geneigt machen würde, sie öftrer zu besuchen.

Der Weg von Meudon nach la Müette vergrößerte noch die Zufälle ihrer Krankheit. Sie wurde um die Mitte des Julii so schlecht, daß man genöthigt war, ihr den schrecklichen Namen Tod hören zu lassen. Sie entsezte sich nicht darüber, ließ die Messe in ihrem Zimmer lesen, und empfing die Kommunion bei ofnen Thüren, so wie sie eine prächtige Audienz gegeben haben würde. Der Hochmuth

unterstüzte ihren Muth, oder gab ihr ihn ein; denn, sobald die Zeremonie vorbei war, ließ sie alle Anwesenden abtreten, und fragte ihre Vertrauten, ob dies nicht mit Grösse sterben hiesse? An dem nämlichen Tage ließ sie jedermann weggehn, außer die Mouchi, der sie befahl, ihr Ringkästchen zu bringen, das mehr als zweimal hundert tausend Thaler werth war, und machte ihr ein Geschenk damit. Da es die Mouchi ohne Zeugen empfangen hatte, fürchtete sie, man möchte sie beschuldigen, es gestohlen zu haben; eine Anklage, die ihr Ruf nicht vernichtet haben würde. Sie hielt es also für gut, es bekannt zu machen, da die Prinzessin noch am Leben war, und gieng mit ihrem Mann zum Regenten, dem sie Rechenschaft davon ablegten. Dieser Prinz verlangte statt aller Antwort das Ringkästchen, nahm es, untersuchte ob nichts darin fehle, schloß es in einen Schubkasten, und verabschiedete sie, mit dem Verbot, nicht wieder nach la Müette zu gehn.

Die Sterbende schien die zwei Tage, die sie noch lebte, die Abwesenheit der Mouchi nicht zu bemerken; einzig mit ihrem lezten Augenblik beschäftigt, ohne Eitelkeit und ohne Schwäche, verlangte sie die lezten Sakramente, welche ihr in Gegen-

genwart des Pfarrers von Passi, durch den Abbe von Castries, ihren ersten Almosenpfleger, gereicht wurden; er wurde gleich damals zum Erzbischof von Tours ernennt, und ist es nachher von Albi geworden. Da die Aerzte keine Hofnung mehr hatten, so schlug man das Elixir des Garus vor, welches damals noch in seinem ersten Ruf war. Garus gab es ihr selbst ein, und befahl hauptsächlich, daß man ihr kein abführendes Mittel geben möchte, weil ihr sonst sein Elixir zum Gift werden würde. In wenig Augenblicken schien die Kranke wieder ganz munter, und befand sich bis den folgenden Tag ziemlich wohl.

Man behauptet, daß Chirac, der seine Ehre als Arzt dadurch beleidigt fand, und lieber den Kranken aufopfern, als den Ruhm der Heilung einem ungelehrten Arzte überlassen wollte, der Prinzessin eine Abführung eingab; gleich darauf habe es sich mit ihr zum Tode geändert, sie sei in Todeskampf verfallen und in der Nacht vom 20ten zum 21ten Julii gestorben. Garus klagte laut Chirac als die Ursache ihres Todes an, aber es rührte ihn wenig, er sahe den Quakfalber verächtlich an, und verließ la Müette, wo es nichts mehr für ihn zu thun gab.

So endigte im 24ten Jahre eine Prinzessin ihr Leben, die eben so berühmt durch ihren Verstand, ihre Schönheit und Grazie, als durch ihre Thorheit und Laster war. Ihre Mutter und ihr Großvater vernahmen diesen Tod mit mehr Wohlanständigkeit als Schmerz. Der Vater war in der größten Verzweiflung; aber ohne daß er es vielleicht merkte, fand er sich bald getröstet, den Eigensinn, die Rasereien einer Tollen und den Verdruß über eine unbesonnene Vermählung nicht länger ertragen zu dürfen. Ausserdem wurde diese Prinzessin von niemand bedauert, weil ihr ganzer Hofstaat, die Mouchi ausgenommen, die auf ihre Güter verwiesen wurde, Besoldung und freie Wohnung behielt.

Der Herzog von Saint-Simon behauptet, man habe bei Eröfnung des Leichnams der Herzogin von Berri gefunden, daß sie schon sei schwanger gewesen. Wenigstens hatte sie seit ihren Wochen keine Zeit versäumt. Saint-Simon muß doch unterrichtet gewesen seyn, da seine Gemahlin als Staats-Dame der Prinzessin, bei der Oefnung gegenwärtig gewesen war.

Das Herz wurde nach Val-de-Grace und der Körper nach Saint-Denis gebracht. Die Zeremonie mit dem Weihwasser fiel weg; die Lei-

Leichenbegleitung war einfach, und bei der Seelmesse wurde weislich die Trauerrede weggelassen. Die Trauer des Königs war sechs Wochen; und obgleich der Hof aus Achtung die Trauer nicht länger als der König anlegt, trug man sie doch drei Monate, wie der Regent, und die Schauspiele blieben acht Tage geschlossen.

Eine Kleinigkeit kann noch einen Charakterzug der Prinzessin schildern. Im Anfange ihrer Krankheit that sie für sich und ihren Hofstaat auf sechs Monate das Gelübde des weissen Anzugs; und um es zu erfüllen, schrieb sie die Kutschen, das Geschirr und die Livreen in Silber vor, indem sie diese mönchische Andacht durch die Pracht wenigstens veredeln wollte.

Die Tochter der Herzogin von Berri und des Grafen von Riom, die ich in meiner Jugend gesehn habe, ist gegenwärtig zu Pontoise Nonne, mit drei hundert Livres Pension.

Ein Todesfall, der nicht so viel Lermen machte, als der, von dem ich eben gesprochen habe, war der Tod der Frau von Maintenon, von deren Namen fünf und dreißig Jahre hindurch ganz Europa wiederhallte. Von dem Augenblik an, da sie den König verloren hatte, blieb sie in Saint-

Cyr, und ging nie wieder heraus. Sie wohnte daselbst unter dem zweideutigen Namen der verwitweten Königin. Wenn die Königin von England mit ihr zu Mittag speiste, so hatte eine jede ihren Armstuhl, die jungen Zöglinge in dem Hause bedienten sie, und alles kündigte die Gleichheit an. Einige alte Freunde von dem vorigen Hofstaat legten Besuche bei ihr ab; sie ließen es ihr aber jedesmal vorher melden, damit sie Zeit und Stunde bestimmen konnte. Im Hause geliebt, gefürchtet und geehrt, theilte sie alle ihre Tage zwischen den Andachtsübungen und der Erziehung einer gewissen Anzahl Zöglinge, die wenig aus ihrem Zimmer kamen.

Der Herzog von Maine war der einzige, der sie besuchen durfte, ohne sie erst um Erlaubnis zu fragen. Er machte ihr sehr oft seine Aufwartung, und wurde immer mit einer mütterlichen Zärtlichkeit von ihr empfangen. Die Erniedrigung dieses adoptirten Sohnes schmerzte sie mehr, als der Tod des Königs. Als sie erfuhr, daß er wäre eingezogen worden, unterlag sie dem Schmerze; sie bekam das Fieber, und nach einer dreimonatlichen Entkräftung starb sie Sonnabends den 15ten April in ihrem 83ten Jahre.

Da die Nachrichten und Briefe der Frau von Maintenon gedrukt sind, so habe ich nicht nöthig, mehr von ihr zu sagen. Ich will nur noch hinzusetzen, daß sie ihre Vermählung mit dem König nie weder förmlich geleugnet, noch zugestanden habe, aber sie gab es sehr leicht zu verstehn. Die schöne Prinzessin von Soubise, Mutter des Kardinals von Rohan, welcher 1749 starb, hatte einen Brief an die Frau von Maintenon, mit Ehrfurcht, unterzeichnet; diese, endigte ihre Antwort mit den Worten: Was die Ehrfurcht anbelangt, so bitte ich Sie, erwähnen Sie ihrer nicht mehr unter uns; Sie könnten nur meinem Alter welche schuldig seyn, und ich halte Sie für zu höflich, als daß Sie mir dies zum Vorwurf machen sollten. Diese Antwort, die ich gelesen habe, ist ein Beweis. Hatte sie den König geheirathet, so war ihr die Prinzessin Soubise viel Ehrfurcht schuldig, wo nicht, so war die Frau von Maintenon selbst der Prinzessin welche schuldig. Wäre sie eher als der König gestorben, so wäre dies zu einer Begebenheit in Europa geworden, und zwei Zeilen in der Zeitung würden ihren Tod denen, die nicht wußten, daß sie noch lebte, gemeldet haben.

Die Bank, Mississipi, die Konstitution, der spanische Krieg, beschäftigten alle Gemüther. Das Bündnis zwischen Frankreich und England war so beschaffen, daß, als der Markis von Senecterre, welcher zu unserm Gesandten in England ernennt worden war, seine Instruktionen verlangte, ihm der Abbe Dübois antwortete, er habe keine andern zu geben, als daß er das, was die Minister des Königs George ihm vorschreiben würden, befolgen möchte.

Stairs, Minister des Königs von England in Paris, war zu sehr auf seinen Vortheil bedacht, als daß er nicht Gelegenheit gesucht hätte, neue Versuche zu machen. Er hielt einen der prächtigsten Einzüge, den man je gesehn hatte, und als er beim König zur Audienz kam, wollte er in einem achtspännigen Wagen in den Hof fahren. Er wurde am Eingange angehalten, wo sich ein ziemlich langer Wortwechsel erhob; aber endlich mußte er doch sechs Pferde abspannen lassen, und der Gewohnheit nach, mit zweien hineinfahren. Dabei ließ er es aber noch nicht bewenden. Nachdem er den Prinzen vom Geblüte seine Aufwartung gemacht hatte, erwartete er die ihrige. Der Prinz von Conti, der sie ihm zuerst

zuerst machen wollte, aber Stairs unten an der Treppe nicht sahe, um ihn zu empfangen, welches dem Etikett gemäß ist, wartete einige Zeit in seinem Wagen; da aber der Gesandte nicht erschien, so ließ der Prinz umlenken, und stieg gleich beim Regenten ab, bei welchem er sich darüber beklagte. Gleich darauf wurde den Prinzessinnen, bei welchen Stairs schon um Audienz angehalten hatte, angesagt, ihn nicht eher anzunehmen, bis er den Prinzen erzeigt hätte, was ihnen gebührte. Es vergiengen zwei Monate, während welchen darüber gestritten und unterhandelt wurde, und endlich mußte Stairs sich nach dem Etikett fügen.

Der Regent, immer mit den Streitigkeiten über die Konstitution belästigt, hätte ihnen mit Standhaftigkeit Einhalt thun können; er hatte Beispiele davon, was ein Fürst, der als Herr spricht, vermag. Da der Erzbischof von Mecheln, von Bossü, sich zum Apostel der Konstitution hatte machen wollen, ließ ihm der Kaiser verbieten, über diese Materie weder zu sprechen, noch zu schreiben, und der Prälat blieb ruhig.

Der König von Sardinien, unterrichtet von den ersten Zwistigkeiten über den nämlichen

Ge-

Gegenstand, forderte die Vorsteher der Jesuiten zu sich, erklärte ihnen, daß er es bei sich nicht wie in Frankreich gehalten wissen wollte, und daß, wenn nur im geringsten die Rede von Konstitution wäre, er sie alle fortjagen würde. Die ehrerbietigen Paters versuchten ihn zu überreden, sie hätten nicht den geringsten Theil an diesen Streitigkeiten. Ich will, sagte der König, keine Erklärungen hierüber wissen; genug, wenn ich länger noch davon reden höre, so jage ich euch alle auf immer fort. Er entließ sie durch ein Zeichen mit dem Kopfe, kehrte ihnen den Rücken zu, und hörte nie wieder von Konstitution sprechen.

So wars nicht in Frankreich, wo zwischen den Konstitutionsanhängern und ihren Gegnern ofner Krieg herrschte. Das Parlement, das dem Römischen Hof sehr entgegen war, unterdrükte dessen Unternehmungen, und verfaßte ein Arret wider das Dekret der Inquisition, welches, dem heiligen Gericht alle sich Widersetzende angab. Einige Zeit vorher war ein Gerichtsdiener des Chatelet, Namens le Grand, nach Rom gegangen; dort mischte er sich unter die Menge derer, die dem Pabst Bittschriften überreichten, und gab die Appellations-

lationsakte der vier Bischöffe in seine eignen Hände; am Abend schlug er sie ans Vatican und auf dem Felde der Flora an, und reiste eilig zurük. Er begegnete auf der Rükreise dem Kourier des Nunzius Bentivoglio, der ihn fragte, was es neues in Rom gäbe. Wenn Sie dort ankommen, antwortete ihm le Grand, werden Sie etwas neues von mir hören. Paulucci, Staatssekretair Clemens des Neunten, war sehr erstaunt, unter den Bittschriften, welche der Pabst ihm zuschikte, eine zu finden, die Seiner Heiligkeit insinuirt und an solche persönlich gerichtet war.

Unterdessen war die französische Armee in Navarra sehr thätig. Fontarabia und St. Sebastian ward erobert, und die spanische Armee war nicht im Stande, sich der unsrigen zu widersetzen. Ihre Flotte war das vorige Jahr durch den Admiral Bing, Befehlshaber der englischen Flotte geschlagen worden; und der Kapitän Bing, Sohn des Admirals, brachte die Nachricht davon nach Paris. Es ist derjenige, der in der Folge das Unglük, das er im Anfange des gegenwärtigen Kriegs vor Mahon hatte, mit dem Kopf bezahlen mußte. Sein Blut, es sei gerecht oder ungerecht vergossen, ist der Ursprung aller Siege der Engländer gewesen.

wesen. So groß auch die Unfälle sind, die wir erlitten haben, so könnten wir doch einmal uns wieder erheben, wenn wir von diesen Nebenbuhlern gelernt hätten, daß man belohnen und bestrafen müsse.

Während daß man den Krieg in Spanien führte, bemühte man sich, diejenigen, die mit Alberoni im Verständniß gewesen waren, zu entdecken. Der Regent wollte nicht, daß man dem Herzog und der Herzogin von Maine, den Prozeß förmlich machen sollte; aber doch fürchtete er, man möchte ihm vorwerfen, daß er sie aus persönlichem Haß habe einziehen lassen. Deswegen verlangte er, daß die Herzogin von Maine eine schriftliche Erklärung ihrer ganzen Intrigue mit Cellamare und Alberoni geben sollte. So viel Ausflüchte sie auch in ihren Geständnissen machte, so folgte doch allezeit daraus, daß der Entwurf darin bestanden habe, Paris, die Provinzen und hauptsächlich Bretagne, wo die spanischen Schiffe aufgenommen werden sollten, gegen den Regenten zu empören. Um ihren Gemahl zu entschuldigen, erklärte sie, daß er zu furchtsam wäre, als daß sie ihm jemals einen Entwurf hätte anvertrauen dürfen, der ihn erschrekt und den er gewiß angegeben haben würde.

würde. War gleich der Herzog von Maine durch diese Entschuldigung erleichtert, so konnten ihn doch die Gründe derselben wenig schmeicheln.

Sie gab überdies alle diejenigen an, die mit in die Verschwörung getreten waren, unter welchen sich mehrere Edelleute aus Bretagne befanden.

Ich habe den Prozeß derjenigen, die zu Nantes hingerichtet wurden, gelesen, und mich öfters mit einigen von den Richtern, und denen, die nur im Bildnis hingerichtet wurden, davon unterhalten, aber nie habe ich einen Anschlag gesehn, der schlechter eingerichtet worden wäre. Viele wußten nicht einmal, wovon eigentlich die Rede sei, oder waren nicht gleichstimmig. Der größte Theil dachte nur, daß eine Empörung geschehen würde, hatte sich verbunden, sie zu unterstützen, und viele hatten ohne weitere Untersuchung ihr Wort und ihre Unterschrift gegeben. Einige haben mir eine Thorheit gestanden, die ich ihnen nie zugetraut hätte, wenn ihre Erzählung nicht durch die Erklärung der Herzogin von Maine bestätigt würde. Sie gedachten nämlich, den König auf einer Reise nach Rambouillet zu entführen, nach Bretagne zu bringen, und von dort aus

dem Regenten Gesetze vorzuschreiben. Wenn man den verschiedenen Gliedern dieses Complots folgt, so findet man, daß mancher Bretagner sich darin verwickelt fand, dem nicht einmal der Name der Herzogin von Maine zu Ohren gekommen war. Man wurde gegen einige Mitverschworne, die ich gekannt habe, zum Mitleid hingerissen, wenn man ihren geringen persönlichen Werth überlegte.

Der Herzog und die Herzogin von Maine erhielten endlich ihre Freiheit, und der Regent gab sie nach und nach allen denjenigen zurük, die um der nämlichen Sache willen in der Bastille waren. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er eben so gnädig gegen die Edelleute aus Bretagne gehandelt haben würde, wenn man ihn nicht überredet hätte, einige Beispiele der Strenge auszuüben. Man ernannte also eine Kommission, die sich in Nantes niederließ, um den Prozeß der Beklagten rechtsförmig einzuleiten. Auf die Art opferte man die Unschuldigsten auf, oder die wenigstens am meisten zu entschuldigen waren. Die Liebe zu meinem Vaterlande soll mich nicht partheiisch machen, noch mich verleiten, der Wahrheit zuwider zu reden; aber ich werde einer Provinz Gerechtigkeit widerfahren lassen, die dem König edel an-

anhieng, und sich über die Verletzung ihrer Privilegien beschwerte. Völker, die über ihre Rechte eifrig halten, erfüllen am gewissenhaftesten ihre Pflichten, und die Unzufriedenheit der Bretagner war in ihrem Ursprunge gegründet. Die Stände hatten Montaran, ihren Schazmeister, wollen Rechnung ablegen lassen: nichts war gerechter und interessirte den Staat weniger. Der Regent sollte im Gegentheil eine so regelmäßige Aufführung billigen. Unglücklicherweise für die Provinz, hatte Montaran einen Bruder, der Gardehauptmann, starker Spieler und sehr liederlich war. Ein solcher Mensch ist in Paris ein interessanter Gegenstand. Er wandte den Kredit verschiedener Frauenzimmer an, welche deutlich bewiesen, daß man dem Bruder eines der Gesellschaft so nüzlichen Mannes viel Achtung schuldig wäre, und die Stände wurden an ihrer Unternehmung zu Lügnern. Nun änderte sich der Sinn der guten Bürger, und sie hörten auf, es zu seyn; der Regent mußte sichs zurechnen, die erste Ursache dazu gewesen zu seyn, da er die Gerechtigkeit und die gute Ordnung Weiberintriguen aufgeopfert hatte. Wir werden die traurigen Folgen davon sehn, wenn ich erst einige vorhergegangene Begebenheiten werde an-

geführt haben, um die Zeitordnung nicht zu sehr zu unterbrechen.

Der Herzog von Richelieu war einer der ersten, die ihre Freiheit wieder erhielten. Anfangs erschien er nicht gleich bei Hofe; aber nachdem er zwei oder drei Monate auf verschiedenen Landgütern herum gereist war, zeigte er sich mit einem Anstrich von Wichtigkeit, den ihm eine Gefangenschaft wegen einer Staatssache gab, und mit dem glänzenden Dünkel eines jungen Menschen, der seine Freiheit der Liebe zu verdanken hat. Ich werde bisweilen gelegentlich von ihm sprechen, wenn ich diese Nachrichten bis zu dem mir vorgesteckten Ziele fortsetze. Man wird einen ziemlich sonderbaren Mann an ihm finden, der sich immer Mühe gab, Aufsehn zu erregen, und dem es nie glükte, berühmt zu werden; der, angestellt bei Unterhandlungen und an der Spitze der Armeen, doch nie als Staatsmann angesehen wurde, sondern als Anführer der Modeleute, deren Vorsteher er geblieben ist.

Man hat gesehn, was sein Verbrechen ausmachte. Um einzusehen, was ihm seine Lossprechung verschafte, so muß man wissen, daß zu der Zeit des Gerichtskollegiums Bertelot von Pleneuf, der sich an den Lebensmitteln

und

und in den Hospitälern der Armee bereichert hatte, nach Turin floh. Da er eben sowohl in Ränken als Geschäften erfahren war, so machte er mit den Staatsbeamten Bekanntschaft, schmeichelte sich stufenweis bei den Ministern dieses Hofs ein, und um sich ein Verdienst zu verschaffen, das ihm eine günstige Rükkehr nach Frankreich zuwege brächte, unternahm er die Vermählung der Mademoiselle von Valois mit dem Prinzen von Piemont, Sohn des Königs Victor, zu unterhandeln. Als er den Vorschlag zu Turin ziemlich gut aufgenommen fand, so trug er seiner Frau, die er in Paris gelassen hatte, auf, den Regenten davon zu unterrichten, welcher diese Vermählung sehr billigte, und dem Abbe dû Bois auftrug, sich diese Sache angelegen seyn zu lassen. Das war aber der schlechteste, an den er sich wenden konnte. Der Abbe, in der Absicht, sich den Kaiser, dessen Gunst ihm den Kardinalshut verschaffen sollte, verbindlich zu machen, begünstigte den Entwurf dieses Fürsten, dem König Victor Sicilien zu entreissen. Er hütete sich folglich wohl, daß er den Regenten eine Verbindung mit dem Turinischen Hof eingehn ließ, und faßte den Entschluß, aus Furcht die Unterhandlung möchte einem andern über-

tragen werden, den größten Eifer für den glüklichen Erfolg dieser Vermählung zu zeigen, und sie dennoch mislingen zu lassen. Er benuzte sehr geschikt die Umstände und die Kenntnis, die er von dem Charakter von Madame, der Mutter des Regenten, hatte.

Unterdessen daß die Vermählung der Mademoiselle von Valois unterhandelt wurde, bekam diese Prinzessin Neigung zum Herzog von Richelieu; die Narrheit des einen und die Unbesonnenheit der andern machten zu viel Aufsehn, als daß Madame nicht hätte davon unterrichtet werden sollen. Sie nahm es mit eben so viel Stolz als Klugheit auf, hielt ihre Enkelin so oft sie nur konnte, bei sich zurük, und ließ dem Herzog von Richelieu bedeuten, daß, wenn ihm sein Leben lieb wäre, er sich an den Oertern, wo sie wäre, nicht einfinden möchte.

Der Herzog von Richelieu war klug genug, den Rath zu benutzen; übrigens hatte er von der Geschichte den Nutzen gezogen, der ihm am liebsten war, nämlich Aufsehn.

Der Abbe dü Bois faßte diesen Augenblik, um bekannt werden zu lassen, was in Betref der Vermählung des Prinzen von Piemont unterhandelt würde. Dieß kam bis zu Madame, welche mit der Königin von Sicilien einen ziemlich

lich ununterbrochenen freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt. In der übeln Laune, die sie gegen ihre Enkelin hatte, war ihr nichts angelegener, als der Königin von Sicilien zu schreiben, daß sie zu sehr ihre Freundin wäre, als daß sie ihr ein so schlechtes Geschenk, als Mademoiselle von Valois sei, machen sollte. Einige Tage darauf, da der Brief schon übergeben seyn mußte, erklärte Madame dem Herzog und der Herzogin von Orleans ihre schöne und freimüthige Handlung. Die Herzogin von Orleans war darüber in Verzweiflung, Mademoiselle von Valois machte sich nichts draus, und der Abbe du Bois stellte sich böse, schlug sich aber über seine schurkischen Ränke innerlich Beifall zu. Der Regent lachte nur über den teutschen Streich seiner Mutter, und bekümmerte sich wenig um die Betrübniß seiner Gemahlin.

Demohnerachtet war er darauf bedacht, sich seine Tochter vom Halse zu schaffen, weil er befürchtete, sie möchte in die Fußstapfen der Herzogin von Berri, ihrer Schwester, treten; und ob er gleich nicht sehr empfindlich in Rükksicht der Sitten seiner Familie war, so wollte er doch Ausschweifungen zuvorkommen, die von Seiten eines Mädgens noch auffallen-

der, als von einer Witwe sind, und in kurzem vollzog er die Vermählung der Mademoiselle von Valois mit dem Sohn des Herzogs von Modena, einem Prinzen, der sich durch diese Verbindung sehr geehrt fand, und der allem Gerede ungeachtet, das ihm über die Prinzessin zu Ohren gekommen seyn mochte oder nicht, nicht das Recht hatte, viel Schwierigkeiten zu machen.

Mademoiselle von Valois faßte ihren Entschluß nicht so leicht; aber sie mußte gehorchen. Wenigstens verlangte sie, als Preis ihres Opfers, die Begnadigung des Herzogs von Richelieu, der von der Liebe das erhielt, was er am Ende von der Huld des Regenten erhalten haben würde.

Dieser Fürst bekümmerte sich weit weniger um seine häuslichen Unfälle, als um die Schwierigkeiten des Parlements. Diese Versammlung, bestürzt anfangs über den königlichen Gerichtssiz, hatte sich von ihrer Verwirrung erholt; ihr Grundsaz ist: frei und nach Untersuchung geschehene Protocollirungen allein für rechtmäßig zu halten. Die Protocollirung ist, ihren Grundsätzen zufolge, nicht blos eine Handlung der Kundbarkeit; sie denkt, ohne es jedoch förmlich zu sagen, daß sie dem Ge-

sez,

sez, das sie registrirt, die Satzung giebt, und daß alles, was der König aus eigener Macht und ohne Freiheit der Stimmen thut, ungültig ist. Ich werde mich in eine so kitzliche Untersuchung nicht einlassen. Doch ist es zu wünschen, daß bei einem so unumschränkten Ansehn ein Gleichgewicht da sei, welches verhindere, willkührlich zu verfahren. Ich habe öfters mit Männern, die in unsern Gesetzen und in unserer Geschichte erfahren sind, diese Grundsätze auszulegen versucht. Einer der aufgeklärtesten und eifrigsten Parlementsanhänger, den ich bat, mir genau die Schranken zu zeichnen, welche die Anmaßungen von dem Rechte der Parlemente trennen, antwortete: Die Lehrsätze in dieser Materie sind sehr dunkel; aber im Grunde ist das Parlament stark unter einem schwachen König, und schwach unter einem starken König. Ein aufrichtiger Minister würde vielleicht die nämliche Antwort geben, wenn er genöthigt wäre, sich über die königliche Gewalt, in Bezug auf die Nation, zu erklären.

Der Regent, mit dem Widerstand des Parlements wider die Unternehmungen von Law sehr unzufrieden, hatte sich entschlossen, die Protocollirung wegzulassen; aber er fühlte nichts destoweniger die Nothwendigkeit, der

allgemeinen Meinung beizufallen, denn das Publikum achtet das Parlement für sehr viel. Doch hatte Law für den glüklichen Erfolg seines Sistems nichts zu wünschen. Die Bankzettel, die Obligationen, und alle die verschiedenen Papiere wurden dem Gelde, das bei allen Nationen einen bestimmten Werth hat, vorgezogen; da hingegen das Vermögen in Papiere, das nur einen eingebildeten Werth hat, immer denjenigen annehmen muß, den die Einbildung darauf legt. Es ist jezt unmöglich den Wahnwiz zu beschreiben, der sich aller Köpfe bemächtigt hatte. Es giebt Thorheiten, die nur zu der Zeit, wo ihr Anstecken herrscht, begreiflich sind. Law, der besser als jemand wußte, wie sich das Strük endigen würde, hätte gern gewünscht, sich auf den Beifall des Parlements verlassen zu können, und dadurch den Urheber einst wider die öffentliche Rache zu schützen Aber immer fand der Regent im Parlement die größte Widersezlichkeit, vielleicht eben so sehr wider die Neuheit, als Thorheit des Sistems.

Da Law keine Hofnung mehr hatte, daß es ihm bei dieser Versammlung gelingen könnte, so entwarf er den Plan, sie aufzuheben. Mit Hülfe des Abbe dû Bois und des Herzogs

de

de la Force, beredete er den Regenten, die Gerichtsbedienungen alle in Papieren zu bezahlen. Das Publikum, sagte er, würde mit Vergnügen die Verkaufung der Aemter unterdrücken sehn; der König würde so Herr des Parlements werden, und jede Präsidenten- oder Rathsbedienung würde weiter nichts als ein widerrufliches Amt seyn.

So sehr man sich auch wider die Feilheit der Aemter erklärt hat, so begreift man doch, nach einer reiflichen Untersuchung, daß es eben so gefährlich ist, gewisse Misbräuche zu unterdrücken, als sie einzuführen.

Die Bezahlung der Aemter nach dem neuen Administrationsplan, den man vorschlug, hob den obrigkeitlichen Stand auf; und wie nothwendig ist der nicht in Frankreich! Wenn das Parlement bisweilen auch den Gang des Gouvernements zur Unzeit aufgehalten hat, wie viel Dienste hat es gleichwohl nicht geleistet? Wenn gleich alle Glieder von dem Gifte der Ligue angesteckt waren, so hat sie doch der Körper zerstört. Selbst die, welche das Parlement der Ligue ausmachten, erklärten sich mitten unter den Guisen und Spaniern für die Grundsätze der Monarchie. Das Parlement hat also dem regierenden Hause die Krone erhalten. So übertrieben auch diese

Mei-

Meinungen sind, wenn der König seine Gewalt furchtbar macht, so ists doch das Parlement, das sie ehrwürdig macht. Wie groß ist nicht der Vortheil für den König, eine Versammlung zu haben, deren immer bleibende Grundsätze sich den Unternehmungen des römischen Hofs, ja sogar der geistlichen sowohl, als weltlichen Klerisei von Frankreich widersetzen? Welcher Vortheil für die Unterthanen, daß die nämliche Versammlung dem allzugroßen Ansehn der Staatsbedienten einige Hindernisse in den Weg legen kann? Das Parlement kann einen furchtsamen Fürsten unterstützen, und einem mächtigen, doch abergläubischen König über die Eingebungen eines fanatischen Beichtvaters die Augen öfnen. Bei wie viel Gelegenheiten kann ein König nicht etwas Gutes thun lassen, das er selbst nicht wohl öffentlich thun darf.

Obgleich eine Ernennung zu Kirchenämtern kein Gegenstand für die Geschichte ist, so muß ich doch von einigen sprechen. Der Abbe von la Tour in Auvergue wurde zum Erzbischof von Tours ernennt. Der Abbe von Thesül, dem der Regent das Namensverzeichniß diktirte, rief aus: ach! gnädiger Herr, welch Subjekt! das wird Aufsehn machen. Ei, zum Henker, ich weiß es wohl, sagte der Regent,

gent, aber die Bouillons verfolgen mich, ich will mich von ihnen losmachen; schreib nur. Thesül schrieb. Man ernannte zu gleicher Zeit zum Bischof von Sisteron, den Jesuiten Laffiteau, Geschäftsträger zu Rom, wo er wie der Nuntius Bentivoglio zu Paris lebte, und daher vor seiner Einweihung bei einem Wundarzte Quarantäne halten mußte, welche ihm statt eines Aufenthalts im Seminar diente. Er war einer von den Hauptpfeilern der Konstitution; aber doch war es dies nicht, was ihn zum Bischof machte. Da ihm der Abbe du Bois sein Verlangen, Kardinal zu werden, mitgetheilt hatte, so bezahlte er ihn in Rom, um ihm den Weg dazu zu bahnen. Der Jesuit, der die nämlichen Absichten hatte, nahm das Geld und bediente sich dessen für sich selbst. Schurken entdecken einander; der Abbe merkte es, und da er noch nicht mächtig genug war, um eine Rache an ihm zu nehmen, die seine Absichten entschleiert hätte, so beschloß er, sich unter dem Vorwande, als wolle er seine Dienste belohnen, von ihm loszumachen. Laffiteau, so verschieden von den alten Bischöffen, wurde es wider seinen Willen, wie sie. Gleich weit entfernt von Rom und vom Hof, sahe er sich auf eine ehrliche Weise nach Sisteron verwiesen.

Le

Le Blanc, Staatssekretär, benuzte sein Ansehn, und brachte es bei der nämlichen Ernennung dahin, daß das Bisthum von Avranches dem Abbe le Blanc, seinem Bruder, gegeben wurde, welcher Pfarrer zu Dammartin, ein rechtschaffener Mann und guter Geistlicher war.

Der Abbe Guerin von Tencin ging an die Stelle des Laffiteau nach Rom, damit es nicht bemerkt würde, daß man dort etwas verloren hätte, und war in vielen Stücken besser, als sein Vorgänger. Er war der Sohn eines Parlements-Präsidenten zu Grenoble, hatte eine schöne Gestalt, besaß viel Verstand, vorzüglich in Rükficht auf Intriguen, war ohne Gewissenszweifel nach Sitten seines Standes, und stieg zu einem sehr hohen Glük, denn er starb als Kardinal und Erzbischof von Lyon. In seiner Laufbahn wurde er durch seine Schwester möglichst unterstüzt; sie war Kanonissin, machte mit diesem Bruder nur ein Herz und eine Seele aus, und truz in ihn den ganzen Ehrgeiz über, den sie gehabt haben würde, wenn es ihr Geschlecht erlaubt hätte. Sie behielt sich nur die Galanterie vor, die sie eben so oft als Mittel etwas zu erlangen, als zu ihrem Vergnügen anwandte. Ich habe sie genau

nau gekannt; man kann nicht mehr Verstand haben; sie hatte allezeit so viel, als die Person, mit welcher sie zu thun hatte. Der Bruder und die Schwester hatten sich ein wohleingerichtetes System von Schmeichelei gemacht, und ob sie gleich die Unbescheidenheit hatten, es zu gestehn, und es bis zum Ekel übertrieben, so ist es ihnen doch immer gelungen. In Intriguen überträf Tencin auch die geschiktesten. Seine Schwester war in ihrer Jugend sehr artig, und reizte noch in ihrem Alter durch die Annehmlichkeiten ihres Geistes; sie gefiel sogar denjenigen, die von ihren Begebenheiten nichts wußten.

Ihre Aeltern machten sie wider ihren Willen in dem Kloster von Montfleuri bei Grenoble zur Nonne. Als sie ihr Gelübde ablegte, dachte sie an die Mittel, es zu brechen, und ihr Beichtvater war das blinde Werkzeug, das sie zu ihren Entwürfen brauchte. Es war ein guter Geistlicher, aber sehr unwissend, und verliebte sich in sie, ohne daß ers nur im geringsten merkte. Die Büßende merkte es bald, benuzte geschikt die schwache Seite des heiligen Mannes, machte ihren eifrigen Geschäftsträger aus ihm, und erhielt durch ihn die nöthigen Erklärungen; und als endlich die Sachen auf

dem

dem Punkt standen, wo sie sie haben wollte, widerrief sie ihr Gelübde, und es gelang ihr endlich aus ihrem Kloster und in ein Stift zu Neuville, bei Lyon, als Kanonissin zu kommen. Dieß alles hat sie mir selbst erzählt. Sie ward bald so frei, als sie es nur wünschen konnte. Die Neigung, die der Abbe dû Bois für sie empfand, vollendete das übrige. Man glaubt, daß sie mit dem Regenten eine Intrigue hatte, die nicht lange bestand; sie eilte etwas zu sehr ihre Absichten zu erreichen, und mißfiel dem Fürsten, welcher sie nur so im Vorbeigehn nahm, und sagte, daß er die H... nicht liebte, die im Bette von Geschäften sprächen. Sie fiel vom Herrn zum Diener, und das Ansehn, das sie über den Abbe dû Bois hatte, tröstete sie. Dies war nicht ihr Probestük; sie hatte schon im Jahr 1717 von Destouches ein Kind bekommen, welcher nur insgemein Destouches Kanon genennt wurde (3).

Sie liebte ihren Bruder, den Abbe von Tencin, leidenschaftlich; seine Beförderung ward fast der einzige Gegenstand aller ihrer Intri-

(3) Dieses Kind ist ein berühmter Mann geworden, der eben so viel Tugend als Kenntnisse besizt. Es ist d'Alembert.

Intriguen. Nicht im geringsten eigennützig, sahe sie das Geld als ein Mittel an, sein Glük zu machen, aber nicht als ein Ziel, das würdig wäre, sie zu begnügen. Sie hatte immer nur ein sehr mittelmäßiges Einkommen genossen, und wollte nur für ihren Bruder Reichthum haben, damit sie den Ehrgeiz befriedigen könne. Uebrigens war sie sehr dienstfertig, wenn sie kein entgegengesetztes Interesse hatte. Sie strebte eifrig nach dem Ruf, lebhafte Freundin oder erklärte Feindin zu seyn, ergrif geschikt jede Gelegenheit davon zu überzeugen, und verband sich auf die Art viel verdienstvolle Leute.

Sie hatte nicht ihr ganzes Ansehn über den Abbe Dübois nöthig, um ihn zum Besten des Abbe Tencin zu interessiren. Der erste erkannte bald, daß jener das Werkzeug wäre, dessen er bedurfte. Er fieng damit an, ihm eine geistliche Verrichtung aufzutragen, die nicht schwer war und doch Lernen machen sollte. Es war die Bekehrung von Law. Dieser Schotte kannte schon Frankreich genug, um zu wissen, daß man selten Verbrecher, die große Stellen bekleidet haben, bestraft. Dem zu Folge wollte er Direktor der Oberhofkammer werden. Er konnte es nicht werden, ohne

sich naturalisiren zu lassen, noch naturalisirt werden, ohne die katholische Religion anzunehmen. Er gab sich für einen Protestanten aus, und dem Abbe von Tencin wurde dieser Proselyt aufgetragen. Nach der Zeit, die man zu einer solchen Bekehrung für nöthig hält, schwur Law seine Religion zu Melun ab, weil er besorgte, man mögte es in der Hauptstadt für Spaß ansehn, und der Abbe von Tencin zog aus dieser frommen Handlung viel Obligationen und Bankzettel. Demohnerachter sehe ich aus einem seiner Briefe an seine Schwester, daß er sich darüber beklagt, daß sein Vermögen der öffentlichen Meinung nicht entspricht, und bedauert sehr, sie nicht gerechtfertigt zu haben. Dem sei nun wie ihm wolle, diese Art von Simonie zog ihm keinen Nachtheil zu; aber er wurde von dem Abbe von Vessiere wegen einer andern Sache beim Parlemente verklagt, und beging in diesem Prozeß, dessen Führung er persönlich beiwohnte, eine sehr große Unbesonnenheit.

Aubry, Advokat der Gegenpartei, schien in seinen Anführungen schwach zu werden; der Advokat des Abbe von Tencin wollte sich das zu Nutze machen, schrie gegen eine ungewisse und beweislose Anklage, und leugnete den geist-

lichen

lichen Handel. Aubry spielte den Verlegnen. Nun glaubte der Abbe diesen Augenblik ergreifen zu müssen, um die Verleumdung zu Schande zu machen, und erbot sich einen Reinigungseid zu schwören, wenn es der Hof erlaubte. In dem Augenblik fiel ihm Aubry ins Wort, sagte, daß dies nicht nöthig wär, und wies den Kauf im Original vor. Das war eine theatralische Scene. Die Richter zeigten ihre Verachtung, die ganze Versammlung brach in ein Hohngelächter aus, der beschämte Abbe versuchte es, sich fortzuschleichen; aber mitleidige Leute versperrten ihm den Weg und ließen ihn nicht eher fort, als bis sie ihn lange zur Schau ausgestellt hatten.

Den Abbe Tencin konnte nun nichts mehr bewegen, länger in Paris zu bleiben, und er reiste zu seiner Gesandschaft nach Rom ab. Ich sehe noch aus seinen Briefen, daß er diese Geschichte immer auf dem Herzen gehabt hat. Wir werden ihn bald in Rom sehn, wo er den Unterricht, den er vom Parlemente erhielt, benuzte, und selbst die Vortheile zeigte, die man von einem unterzeichneten Kaufe ziehn kann.

Eben der Grund, der mich bewog, von einer Ernennung zu Kirchenämtern zu reden und einige Bemerkungen dabei zu machen, be-

wegt mich auch, mich ein wenig bei einer Kardinalsernennung dieses Jahres aufzuhalten. Belluga, Bischof von Murcia in Spanien, war mit unter dieser Beförderung. Dieser Prälat hatte in dem Successionskriege dem Könige Philipp dem Fünften die wichtigsten Dienste geleistet. Als dieser Fürst genöthigt wurde, aus seiner Hauptstadt zu fliehn, ermahnte Belluga seine Kirchspiele zur Treue, und verband mit seinen herzrührenden Predigten ein noch größeres Beispiel, er verkaufte nämlich alles, was er besaß, bezahlte von seinem Vermögen den Soldaten zwei Monate Sold, und flammte endlich alle Spanier zu einem Heldenmuthe an, der den König wieder auf den Thron brachte. Belluga, welcher glaubte nur seine Schuldigkeit gethan zu haben, erschien nach der Wiederherstellung des Königs nicht bei Hofe, und beschäftigte sich in seiner Diöces blos mit seinem bischöflichen Amte.

Wir haben gesehn, daß Alberoni, um den Unkosten des Kriegs wider den Kaiser zu Hülfe zu kommen, durch Philipp den Fünften vom Pabst eine Erlaubniß erbat, Kraft deren alle geistliche Güter geschäzt wurden. Die Schazzung überschritt aber sehr die Erlaubniß. Belluga, welcher die übermäßige Steuer als einen

Mis-

Misbrauch der Autorität ansah, weigerte sich zu bezahlen. Das Beispiel eines so geehrten Prälaten wurde von der ganzen Clerisey befolgt. Der Pabst, unzufrieden mit Philipp dem Fünften, widerrief die Erlaubniß, und da der König eigenmächtig die Erhebung der Auflage fortsetzen wollte, so drohte er umsonst dem Bischof von Murcia, welcher auf seiner Verweigerung beharrte.

So standen die Sachen, als der Pabst zehn Kardinäle ernannte, worunter Belluga mit begriffen war. Dieser Prälat aber erklärte, daß er ohne die Erlaubniß des Königs seines Herrn, der sehr entfernt wäre sie zu geben, diese Würde nicht annehmen werde. Philipp der Fünfte, der diese Ernennung als eine seiner Person angethane Beleidigung ansah, schikte zu Belluga und ließ ihm verbieten sie anzunehmen; aber die abschlägliche Antwort war schon vor dem Verbot des Königs hergegangen. Der Pabst, unzufriedner als der Fürst, schrieb hierauf dem Belluga ein Breve mit dem Befehl, den Purpur Kraft des heiligen Gehorsams anzunehmen. Belluga antwortete dem heiligen Vater: es wäre für die Religion gleichgültig ob er Kardinal sei oder nicht; aber es sei die Pflicht eines Untertha-

nen, seinem Fürsten zu gehorchen. Der Pabst drohete dem Prälaten, dieser aber machte sich eben so wenig aus den Drohungen des heiligen Vaters, als er sich aus denen des Königs wegen der Steuer gemacht hatte, legte sichs bei Hofe nicht zum Verdienst aus, und weigerte sich eben so sehr den Hut anzunehmen, als die Schatzung zu geben.

Mehrere Monate nachher trafen die beiden Höfe den Vergleich, ohne daß Belluga sich nur darnach erkundigte. Hierauf schikte der König seine Ernennung zum Cardinalat zum Besten des Belluga nach Rom, und gab diesem sogleich Befehl, sie anzunehmen. Der Kardinal kam nach Madrit, überreichte dem König seine Mütze, empfing sie wieder aus seinen Händen und kehrte in seine Diöces zurük.

Man sollte kaum glauben, daß dies die Aufführung eines spanischen Prälaten wäre; das Gegenbild dazu giebt ein französischer Kardinal von der nämlichen Ernennung.

Mailly, von einem alten Adel aus der Picardie (4) war ohne Vermögen, und blieb lange

(4) Er war Bruder des Grafen von Mailly, welcher eine Nichte der Madame von Maintenon

lange arm; endlich ward er Erzbischof von Arles und dann von Reims. Es fehlte ihm, um sein Glük zu krönen, weiter nichts als der Kardinalshut; und den hatte er sich von der Zeit an gewünscht, da er kaum im Stande war, sich zu kleiden. Er unterhielt einen ununterbrochnen Briefwechsel mit allem, was Rom anhing, und beobachtete bei dieser Unterhandlung ein um desto genaueres Geheimniß, da er sich unter dem verstorbenen König für verloren geachtet hatte, weil er an den Pabst geschrieben habe. Damals wurde es einem Geistlichen zum Staatsverbrechen angerechnet, wenn er nach Rom anders schrieb, als durch den Minister der auswärtigen Geschäfte, oder durch die Banquiers, welche die Ausfertigung der päbstlichen Briefe besorgten. Es gehörte, um ihn zu retten und ihn nachher zu Reims ernennen zu lassen, das ganze Ansehn des Pater le Tellier dazu. Aber sobald die Constitution unsere Grundsätze in Vergessenheit

tenon heirathete. Die Gräfin von Mailly war Hofdame bei der Herzogin von Bourgogne. Der Marquis de la Vrilliere heirathete eine Tochter des Grafen von Mailly. Der Graf von St. Florentin und die Gräfin von Maurepas, sind Kinder dieser Mailly.

gebracht und der Regent völlige Freiheit verstattet hatte, so zwang sich Mailly nicht mehr. Neidisch über die Achtung, welche der Kardinal von Noailles genoß, unternahm er es, sich in der entgegengesetzten Parthei auszuzeichnen, und ließ hier bald die Schwärmerischsten, welche er Laue nennte, hinter sich zurük. Es schmeichelte ihn so sehr, als er einen seiner Bischofsbriefe auf Befehl des Parlements verbrennen sahe, daß er eine Messe zur Danksagung stiftete, weil, wie er sagte, er würdig geachtet worden wäre, der Schmähungen Jesu Christi theilhaftig zu werden und um der Gerechtigkeit willen zu leiden. Er hofte, daß das Parlement ihr darüber angreifen würde; aber man sahe zu deutlich, daß er sich äußerst bestrebte den Märtirer-Titel zu erhalten, dessen Krone der Kardinalshut seyn sollte, und ließ ihn, um ihn zu strafen, in Ruhe.

Unterdessen wirkten seine Streiche für ihn in Rom ganz vortreflich und er gewann vollends das Herz des Pabstes, als er ihn bat, ihm seine Homilien mitzutheilen, von welchen man, wie er sagte, mit Bewunderung spräche. Dies war die empfindlichste Seite des guten Clemens des Eilften, welcher sich einbildete vorzüglich schön Latein zu schreiben; und das

konnte

konnte wohl seyn, da ihm der Jesuit Juvenci und andere halfen.

Der Pabst, den es sehr erfreute in Mailly so viel Religion und Geschmak vereinigt zu sehn, ernannte ihn proprio motu zum Kardinal.

Der Regent, der schon mit dem Erzbischof sehr unzufrieden war, gerieth darüber in den heftigsten Zorn, und befahl sogleich Villeron (5), Fähnorich in der Leibgarde, nach Reims zu gehn, und dem Erzbischof zu verbieten, aus der Stadt zu gehn und die Mütze zu tragen; sie ihm vom Kopfe zu nehmen, wenn er sie aufhätte, und wenn er ihm unterweges begegnete, ihn wieder umkehren zu lassen.

La Brilliere, Neffe des Erzbischofs, hatte einen Kourier an ihn abgeschikt, um ihn auf den Zorn des Regenten vorzubereiten, und den Unbedachtsamkeiten, die er aus Freude über die Kardinalswürde begehn möchte, vorzubeugen. Dies verhinderte ihn aber dennoch nicht,

(5) Ein Edelmann aus der Provence und Sohn einer Schwester des Kardinals von Janson. Er nannte sich in der Folge Graf von Cambis, ward Ritter des St. Ludwigs, heiligen Geistes und Michael-Ordens, und Gesandter nach London, wo er gestorben ist.

nach Paris abzureisen, und er war schon vor Soissons vorbei, als Villeron ihm begegnete. Zum Glük hatte der Erzbischof seine Mütze nicht auf; er war zu gut gewarnet worden. Villeron war sehr froh, keine Gewalt brauchen zu dürfen, zeigte dem Erzbischof seinen Befehl, ermahnte ihn wieder umzukehren, und nach einigem Wortwechsel brachte er ihn wieder nach Soissons zurük, wo sie übernachteten. Den folgenden Tag kam es darauf an, die Reise nach Reims fortzusetzen. Der Erzbischof sagte zu Villeron, es wäre nicht nöthig, daß er ihn begleite, und es würde nur ein unangenehmes Aufsehn erregen; der Befehl wäre ja so gut als vollzogen, und während daß er seine Reise nach Reims fortsezte, könne er, Villeron, nach Paris zurükgehn, um dem Regenten von dem Gehorsam, mit welchem seine Befehle wären angenommen worden, Bericht zu erstatten. Villeron gab nach; aber kaum war er fort, als der Bischof ihm folgte: so langsam zwar, um ihn nicht wieder anzutreffen, aber auch geschwind genug um den nämlichen Tag in Paris anzukommen, wo er sich verborgen hielt.

Der Abbe Lafare, ein ränkevoller thätiger plauderhafter Mann, der niemals an etwas zweifelte, sich nicht leicht außer Fassung bringen

gen

gen ließ, und dazu tüchtig war, die ersten Schimpfreden des Abbe Dübois auszuhalten, kam zu diesem im Namen des Erzbischofs, dessen Verweser er war. Dübois, wüthend, zwei französische Kardinäle (6) zugleich ernannt zu seyn, sahe wohl ein, daß ein dritter Hut, auf den er, ohne es noch sagen zu dürfen, Jagd machte, nur um desto schwerer zu erlangen wäre; er vorzüglich hatte daher den Zorn des Regenten entflammt. Nun kann man sich vorstellen, wie er Lafare behandelte. Es fiel ein heftiger Platzregen, Lafare ließ aber alles ablaufen, stellte dann dem Abbe Dübois mit einem liebreichen Benehmen vor, daß es einem Manne von seinen Verdiensten, einem großen Minister wie er, der zum Kardinal geboren wäre, nicht zukäme, sich den Gunstbezeugungen des Pabstes zu widersetzen, bat ihn, dies zu überlegen, und gieng fort.

Der

(6) Der Kardinal von Gesvres, Erzbischof von Burges, war der andere. Er hatte nach einander die Ernennung vom König von Polen, August, dann von Stanislaus und noch einmal vom König August, nach seiner Wiedereinsetzung, erhalten. Er legte in der Folge, zum Besten des Abbe von Roye, welches der Kardinal de la Rochefoucault gewesen ist, seine Würde nieder.

Der Abbe Dübois benuzte den Rath, sahe ein, daß diese Sache bald oder spät beigelegt werden müsse, und daß es doch besser wäre, sich selbst in Rom ein Verdienst daraus zu machen, als es andern zu überlassen. Ueberdies schmeichelte es ihn sehr, daß der Abbe Lafare ihn zum Purpur geboren fand. Der Entwurf war folglich natürlich, doch mußte man ihm auch selbst kein Hinderniß in den Weg legen.

Er ließ den Abbe Lafare zu sich kommen und ohne zu hastig von der Wuth des vorigen Tages zu ungeschikten Schmeicheleien überzugehn, zeigte er nur noch einen Ueberrest von Misnuth und Verlegenheit. Lafare errieth ihn, entschloß sich, ihm die Hälfte des Weges abzukürzen, und sagte auf eine leichte Art zu ihm: Ich will frei heraus mit Ihnen sprechen, ich bin über die harte Art, mit der Sie mich gestern behandelten, nicht empfindlich; ich sahe wohl, daß Sie den Ton eines Ministers annahmen. Ihr großen Staatsmänner, ihr könnt es nun einmal nicht lassen; aber es ist Ihnen gewiß auch lieb, dem Pabste gefällig zu seyn, den Sie beständig brauchen werden; denn man sieht wohl, daß es Ihnen nicht fehlen kann, den Hut bald zu bekommen. Hier nahm er Gelegenheit, mit einer falschen Freimüthig-

müthigkeit, die den Priester hintergieng, in Lobeserhebungen auszubrechen. Der Abbe Dübois, mit dem Mittel, das ihm Lafare gab, sich aus der Verlegenheit zu ziehn, sehr zufrieden, sagte lächelnd zu ihm: Sie sind zu scharfsichtig, Abbe; ich muß wohl gestehn, daß Sie mich errathen haben; überlassen Sie mir die Sorge den Regenten zu besänftigen, und melden Sie nur Ihrem Bischof sich heimlich hieher zu begeben, und sich so lange versteckt zu halten, bis ich ihn benachrichtige; es wird nicht lange dauern. Unsere beiden Schurken umarmten sich, lobten gegenseitig ihre Scharfsichtigkeit und trennten sich, sehr mit einander zufrieden, indem sich innerlich ein jeder, aber Lafare doch mit mehrerm Grunde als Dübois, Beifall zuklatschte.

Es wurde endlich ausgemacht, daß der Bischof sich ingeheim in den königlichen Pallast begeben, dem Regenten die ehrfurchtsvollsten Entschuldigungen machen, dann wieder nach Reims zurükgehn, aber dort weder den Titel noch das Ehrenzeichen eines Kardinals annehmen sollte: daß er alle seine Briefe, die ins Innere des Reichs abzugeben wären, nur als Erzbischof von Reims unterschreiben sollte, doch mit der Erlaubnis, daß er sich in denjenigen,

die

die er für ein fremdes Land schriebe, als Kardinal von Mailly unterzeichnen könne.

Es wurde alles pünktlich ausgeführt. Als der Erzbischof wieder in Reims zurük war, durchlebte er drei sehnsuchtsvolle Monate daselbst; sein Trost bestand darin, daß er alle Tage die schäzbare Mütze aus der Tasche zog, sie betrachtete, sie küßte, sie vor dem Spiegel aufprobirte, und vor Ungeduld brannte, öffentlich damit zu glänzen.

Der Regent wollte Vortheil aus dieser Lage ziehn, um der Kirche, wo nicht den Frieden, doch wenigstens einen Vertrag zu verschaffen. Der Kardinal von Noailles hatte vor kurzem ein Lehrgebäude herausgegeben, welches von den Kardinälen von Rohan und von Bissy gebilligt wurde; aber sie hatten die Geschiklichkeit, es in der Folge durch einen Pfaffenstreich mislingen zu lassen. Es kam darauf an, das Werk durch die abwesenden Prälaten unterschreiben zu lassen. Man konnte den Erzbischof von Reims nicht übergehen, dessen Unterschrift desto mehr Eindruk auf die übrigen machen mußte, da er des Kardinals von Noailles abgesagter Feind war, und gleichwohl ließ dies eine abschlägliche Antwort befürchten.

Der

Der Abbe Dübois schlug diesen Auftrag dem Lafare vor, welcher zu Paris der Unterhändler seines Erzbischofs geblieben war. Lafare wendete die Schwierigkeit ein, die Unterschrift von einem Manne zu erhalten, der schon so lange in einer demüthigenden Lage wäre. Er sezte hinzu, das einzige Mittel ihn dazu zu bewegen, sei, ihm endlich die Zeichen seiner Würde zuzugestehen, und zu gleicher Zeit ihm einen Vorzug zu geben, der ihn für die Behandlung, die er auszustehn hatte, schadlos halten könnte. Das Lehrgebäude wurde den andern Prälaten nur von den Geistlichen des zweiten Ordens zugetragen. Lafare that den Vorschlag, es durch Languet, Bischof von Soissons und ersten Weihbischof von Reims, hinzuschicken; wir werden sehn, warum? Der Regent war es zufrieden; aber um der Eitelkeit des Bischofs zu schmeicheln und sich zu gleicher Zeit seiner Unterschrift zu versichern, gab er Languet zwei versiegelte Briefe mit. In dem einen befahl er dem Erzbischof, auf der Stelle zu unterschreiben, sonst müßte er auf immer dem Hute entsagen und sein Leben in der Verbannung zubringen. Im zweiten redete er ihm in den schmeichelhaftesten Ausdrükken zu, sich zu unterzeichnen, stellte es ihm dem-

demohnerachtet ganz frei und versicherte ihn, er möchte es nun thun oder nicht, so könnte er doch kommen und seine Mütze aus den Händen des Königs empfangen. Als der Bischof diese zwei Briefe gelesen hatte, entschloß er sich sogleich. Er unterschrieb alles, was man wollte, zeigte jedermann den zweiten Brief, unterdrükte den ersten, und erhielt endlich die Mütze, den Gegenstand seiner Wünsche.

Die Absicht des Lasare, als er Languet vorschlug, war nicht blos, dem Kardinal von Mailly eine Ehre dadurch zu erweisen, sondern durch die Demüthigung des Prälaten, welcher am meisten wider die Ernennung geeifert hatte, seinen Triumph zu erhöhen. Wenn die Kardinalswürde die Belohnung der Schwärmerei war, so hatte Languet nicht ganz unrecht, neidisch zu seyn. Dem Mailly war ein Bischofsbrief, dem Languet hingegen zwei durch Henkers Hand verbrannt worden. Sein Eifer erkaltete aber darum noch nicht; er fuhr fort, Rom durch Beunruhigung der Kirche zu dienen, und starb endlich, mehr als dreißig Jahr nachher, ohne Kardinalshut.

Die Ernennung von zehn Kardinälen machte nicht so viel Aufsehn in Europa, als der Fall des einzigen Alberoni.

Wir

Wir haben gesehn, wie sehr er sichs angelegen seyn ließ, alle Parmesaner aus Madrid zu entfernen, entweder um keine Zeugen seiner ehemaligen Niedrigkeit zu haben, oder weil er besorgte, sie möchten freiern Zutritt als andere bei der Königin haben. Es konnte ihm aber dennoch nicht gelingen, daß er diese Fürstin verhinderte, ihre Amme, Laura Piscatori, zu sich kommen zu lassen, welche sie zu ihrer Assafeta oder ersten Kammerfrau machte, eine vornehmere Stelle in Spanien als in Frankreich, wo sie das Ansehn giebt, das immer eine Folge der häuslichen Vertraulichkeit ist.

Laura, eine eben so schlaue als grobe Bäuerin, welche alles wußte, was Alberoni gethan hatte, um zu verhindern, daß sie nicht kommen möchte, ließ sich durch das äußerliche Betragen des Priesters nicht hinters Licht führen, merkte den Haß und erwiderte ihn. Der Kardinal gab der Königin heimlich zu verstehn, welchen Unterschied sie bei ihrer Vertraulichkeit zwischen ihr und ihrer Amme machen müsse. Laura, ohne sich in so feine Unterscheidungen einzulassen, fiel den Priester tölpisch an, wezte ihre Pfeile nicht, brachte ihm aber gleich gewaltsame Streiche bei.

Der Regent wollte sich Alberoni, seinen persönlichen Feind, vom Halse schaffen. Der Abbe Dübois, der durch seine Spione von der Gewalt, welche Laura über die Königin von Spanien hatte, unterrichtet war, und durch diejenige, die er über seinen Herrn hatte, aus Erfahrung wußte, wie mächtig diese Triebfeder sei, faßte den Entschluß, sich ihrer zu bedienen, um den Priester zu stürzen. Er ließ der Laura so viel Geld sie nur wollte, anbieten; denn sie konnte von seiner Gunst nichts anders verlangen. Eigennuz mit Hasse vereinigt, waren also die Gründe, welche die Amme zu dem Entschluß bestimmten. Es war sehr leicht sie zu überreden, daß das Wohl des Staates sich mit dem ihrigen vereinige. So vortheilhafte Ideen auch Alberoni Ihren K. M. von seinen Entwürfen hatte geben können, so war es ihm doch unmöglich, die übeln Folgen zu verbergen. Die Flotte war zu Grunde gerichtet, Vestungen erobert, die Feinde hatten ansehnliche Beute gemacht, die Truppen waren geschlagen und gezwungen worden, sich zu verschanzen, der König hatte keinen Bundsgenossen, und mußte einen verderblichen und unglüklichen Krieg wider die ersten Mächte aushalten. Die Entwürfe des Priesters waren, wenn

man

man will, groß, aber ohne zureichende Mittel und folglich unbesonnen.

Laura benuzte alle ihre Vortheile und stellte der Königin und durch sie dem Könige den Ehrgeiz und die Thorheit des Alberoni vor. Man ist sehr glüklich, wenn die Fürsten wie das Volk, die Minister und die Generale nach dem Ausgang urtheilen; dies ist das sicherste. Die Königin, durch ihre Unfälle erschrekt, durch ihre Wahl gedemüthigt, ward ihres Ministers überdrüßig, und da alle Manifeste der wider Spanien verbündeten Staaten nur unmittelbar Alberoni angriffen, so glaubte sie, durch seine Aufopferung, die Ehre der Monarchie in Sicherheit zu setzen; Alberoni erhielt also durch ein Handschreiben Philipps des Fünften Befehl, binnen vier und zwanzig Stunden aus Madrid und in vierzehn Tagen aus dem spanischen Gebiete zu gehn, mit dem Verbot, niemanden zu sprechen, und weder dem König und der Königin, noch irgend jemanden anders zu schreiben. Es wurde ihm zu gleicher Zeit ein Offizier von der Leibgarde beigelegt, um bis an die Gränze ein wachsames Auge auf sein Betragen zu haben.

Zu Barcellona gab ihm der Commandant eine Bedeckung von funfzig Reutern, die ihm

sehr nüzlich wurden; denn als zwei hundert Bergdiebe ihn bei Crenta-passos anfielen, so stellte er sich an der Spitze der Bedeckung und seiner Bedienten diesen Räubern entgegen, und es gelang ihm sie zu vertreiben.

Glüklicherweise wurde man bald nach der Abreise des Ministers in Madrid gewahr, daß er wichtige Papiere mit wegnähme, und unter andern das Testament Karls des Zweiten, welcher Philipp den Fünften zum Erben der Monarchie einsezte. Er hatte vermuthlich die Absicht, durch Einhändigung einer so schäzbaren Urkunde die Gunst des Kaisers zu gewinnen. Allein es wurde ihm sogleich nachgeschikt, und man mußte Gewalt brauchen, um ihn zu durchsuchen. Der Offizier der Bedeckung, der ihn wider die Bergdiebe vertheidigt hatte, ließ, nachdem er den Befehl des Königs gelesen, das Reisegeräthe des Kardinals abpacken und seine Koffer aufmachen. Alles, auch sogar seine Person wurde genau durchsucht. Man bemächtigte sich des Testaments und überhaupt aller seiner Papiere. Der Offizier, der bis diesen Augenblik ehrerbietig gegen den Kardinal gewesen war, behandelte ihn nun soldatisch, und als er ihn verließ, sagte er ausdrüklich zu ihm: er möchte sich zu allen Teufeln scheeren. Nie

hat

hat ein Sieg soviel Freude in Spanien verbreitet, als die Ungnade des Ministers: ein jeder machte sowohl das, was er wußte, als was er nicht wußte, bekannt. Die despotischen Handlungen eines Ministers werden immer so allgemein bekannt, daß man nicht befürchten darf falsch zu erzählen. Der König war der einzige, der sie nicht wußte; die Königin mußte sie wissen, aber zu ihrer Ehre stellte sie sich, als erführe sie selbige erst. Die fremden Mächte wünschten Ihren K. M. bei dieser Gelegenheit Glük, und von diesem Augenblik an zweifelte man nicht mehr am Frieden.

Die Art, auf welche Alberoni durchsucht worden war, und die Beschimpfungen, die er noch in Spanien befürchtete, machten, daß er seine Reise nach Frankreich beschleunigte, und noch eher hinein gieng, als er den Paß, den er verlangt hatte, erhielt.

Der Ritter von Marcieu, der ihn vor seinem Glücke genau gekannt hatte, erhielt Befehl, ihm unter dem Vorwande der Höflichkeit und Sicherheit seiner Person bis an die Gränze entgegen zu gehn, ohne jedoch zuzugeben, daß ihm irgend eine der gebräuchlichen Ehrenbezeugungen erwiesen würde, ihn durch Gespräch auf die spanischen Angelegenheiten,

auf den König, die Königin, das gegenwärtige Ministerium und auf alles das zu bringen, was uns wichtig wäre zu erfahren, und ihn nicht eher zu verlassen, bis er sich in Antibes eingeschift hätte, von wo aus er nach Italien zu reisen gedachte.

Als der Kardinal den Ritter von Marcieu ihm entgegen kommen sah, zweifelte er nicht, daß es geschehe um ihn zu beobachten und Rechenschaft von allem zu geben, und sagte es ihm frei heraus. Marcieu leugnete es immer geradezu, und obgleich der Kardinal wußte, woran er war, so that er sich doch in Rükksicht des Königs und der Königin, die er Undankbare nannte, keinen Zwang mehr an. Wenn, sagte er, die Königin, die den Teufel im Leibe hat, einen guten General findet, so wird sie Europa beunruhigen: es ist ihr leicht ihren Mann zu regieren, welcher, sobald als er mit leiser Stimme gesagt hat: ich will Herr seyn, gleich darauf doch gehorcht, und der weiter nichts braucht, als einen Betstuhl und die Schenkel eines Frauenzimmers. Er sezte noch hinzu: er, Alberoni, weit entfernt, den Krieg erregt zu haben, hätte sich demselben immer widersezt; er habe gar keinen Theil an der Verschwörung des Prinzen gehabt; der Herzog

von

von Maine sei nicht dabei gewesen, aber die Herzogin sei ein böser Teufel, und die meisten ihrer Anhänger, die er nie nennen würde, wären nicht einen Thaler gut Geld werth; die Landung in Bretagne sei eine Thorheit, die er nie gebilligt hätte, er habe sogar die Einschiffung in Spanien verhindert; er würde überall für den Regenten so gesinnt seyn, als es dieser Prinz nur verlangen könnte, und die Schriften wider die Regentschaft wären alle in Frankreich gemacht worden. Er behauptete ferner, das Ministerium, das er in Spanien zurük ließe, würde künftig nur aus Unwissenden bestehen, die genöthigt wären, allen denjenigen, die einen freien Zutritt zum schwachen König hätten, Ehrerbietung zu bezeigen, und glaubte gewiß, daß man ihn durch die Bergdiebe habe umbringen lassen wollen, weil man ihn gezwungen habe, durch Catalonien zu reisen, dessen Empörung er hatte bestrafen lassen, anstatt ihn durch Pampelona, wie ers verlangt hatte, ziehn zu lassen.

Der Ritter von Marcieu ließ, seinen Befehlen gemäß, dem Pakhof in Narbonne heimlich sagen, daß das Reisegeräthe des Kardinals genau durchsucht werden solle, unter dem Vorgeben, als ob man sehn wollte, ob nichts

accisbares darunter wäre. Man fand aber nur tausend zwei hundert Pistolen. Er mußte also, dem Staate nach, den er in der Folge in Rom führte, auf allen Fall, da er noch in Gnaden stand, beträchtliche Summen bei Ausländern untergebracht haben. Er wollte jedermann überreden, daß er arm sei, aber er bekümmere sich nicht sehr darum, weil er weiter keine Anverwandten, als einen Neffen hätte, den er, nach seinem Ausdruk, hätte castriren, das heißt, Mönch werden lassen, und eine Nichte, welche Nonne würde. Diese und mehrere andere besondere Umstände befinden sich in den Briefen des Ritters von Marcieu, vom 6ten Januar 1720 und den folgenden Tagen an, bis zum 1ten Februar, an welchem er den Kardinal, der ihm einen Aufsaz und einen Brief für den Regenten mitgab, worin er ihm die Mittel anbot, gegen Spanien den gefährlichsten Krieg zu führen, zu Antibes in eine Genuesische Galeere sich einschiffen sah. Der Regent würdigte ihn keiner Antwort. Ich habe anderswo angeführt, was der Kardinal auf seiner Durchreise durch Aix von der Verweisung der Prinzessin Des-Ursins sagte.

Alberoni reiste von Antibes nach Livorno und begab sich nach Parma, wo er auf Befehl des

des Herzogs von Parma, dessen geborner Unterthan er war, alle Ehrenbezeigungen erhielt, die ihm gebührten. Diese eitle Zeremonie konnte ihn aber nicht darüber trösten, daß er nirgends eine Zuflucht, als unter seinen Landsleuten fand, die ihn nach seiner Abkunft verachtet, bei seiner Erhöhung beneidet, und wegen des Misbrauchs seiner Gewalt, welches die Italiener durch die prepotenza ausdrükten, gehaßt hatten, und welche nun über seinen Fall triumphirten. Er gieng aus Parma, und war länger als ein Jahr irre und flüchtig und wie von der Erde verbannt. Die Ehrfurcht für den römischen Purpur schien ihm zu Rom keine hinreichende Sicherheit gegen die Rache des Pabstes zu geben, den er trotzig behandelt hatte. Erst 1721 begab er sich nach Rom zur Pabstwahl, welche auf den Tod Klemens des Eilften folgte.

Der heftigste Kummer des Alberoni bestand darin, daß er das Bestallungspatent zum Erzbisthum von Sevilla nicht erhalten, nachdem er das Bisthum Malaga aufgegeben hatte; und gleich als wenn er das Recht gehabt hätte, den Himmel zum Zeugen anzunehmen, gerieth er bisweilen in Wuth und schrie: der Pabst, der Kaiser und Ihre K. M. wür-

den vor Gott Rechenschaft davon geben müssen. Es ist gewiß, wenn er im Besiz eines so ansehnlichen Erzbisthums geblieben wäre, so hätte er mit Hülfe des spanischen Aberglaubens öfters wider die königliche Gewalt streiten können.

Ich will dieses Jahr mit einigen besondern Begebenheiten schließen, welche die Erzählung wichtigerer Vorfälle unterbrochen haben würden.

Der Regent gewährte der Universität die freie Erziehung, das heißt, durch ein Arret vom 14ten April, das den 8ten Mai im Parlemente registrirt wurde, wies man den acht und zwanzigsten Theil von der Verpachtungssumme der Posten und Botenämter zur Besoldung der Professoren an, damit die Jugend frei unterrichtet würde. Diese Gnade hat vielleicht dem Wetteifer sehr geschadet Gelehrte sollten zwar ohne die ersten Bedürfnisse seyn, aber man muß ihnen doch die Triebfeder lassen, sich auszuzeichnen und empor zu schwingen. Ich weiß, daß seit dieser Einrichtung viele Gelehrte in ihrem Fleiße nachgelassen haben. Das unentgeltliche Lehren hat in den Wissenschaften eben das zur Folge, was beim Militär die Ahnen oder der Vorzug der frühern Aufnahme.

Durch

Durch ein Edikt vom Monat Mai wurden die Ost- und Westindischen Compagnien unter dem Namen der Indischen Compagnie vereinigt. Da dieses Edikt im Parlement Schwierigkeiten gefunden hatte, so wurde es vom Regenten, zufolge der Verordnung, welche im königlichen Gerichtssiz vom Jahr 1718 in Rükksicht der Vorstellungen und des Protokollirens gegeben wurde, für regisirirt gehalten.

Die Versammlung verfuhr eben so in Ansehung der Verordnung des Monats April 1719, durch welche der König Offiziere in den St. Ludwigs Orden auf die Art, wie in den Orden des heiligen Geistes, aufnahm. Der Siegelbewahrer d'Argenson wurde Kanzler desselben, le Blanc, Zeremonienmeister, und Fleurieux d'Armenonville, Greffier. Man fand es etwas sonderbar, daß drei Rechtsgelehrte einen goldenen Stern mit der Inschrift: praemium bellicae virtutis trugen, und sagte mit vielem Rechte, der rothe Orden sollte nur von denjenigen, die ihn mit ihrem Blute gefärbt hätten, getragen werden.

Man versuchte dieses Jahr einen neuen Plan für die Einnahme der Auflagen, um ihr das Willkührliche zu nehmen. Er ist aber nicht ausgeführt oder nicht lange befolgt worden; es

sei

sei nun, daß man es unrecht anfieng, oder aus der Ursache, weil vorzüglich in Frankreich, wo das besondere Interesse immer über das allgemeine die Oberhand behält, nichts so schwer zu befördern ist, als das Gute.

Der berühmte Pater Quesnel, dessen Name vielleicht schon vergessen wäre, wenn er nicht die Ursache der Bulle Vnigenitus gewesen wäre, starb zu Amsterdam. Der Jesuit Tellier hauchte einige Monate vor dem Tode des Quesnel seine abscheuliche Seele aus. Nachdem er die Geisel der Tugendhaften, der Abscheu des Publikums und das Schrecken seiner Gesellschaft gewesen, von welcher er verwünscht, nach la Fleche verwiesen und verachtet worden war, unterlag er der Wuth, nichts böses mehr thun zu können.

Pecoil, Suppliquenmeister, starb auch dieses Jahr. Ich würde von einer so kleinen Begebenheit nicht sprechen, wenn sie mich nicht an das schrekliche Ende seines Vaters erinnerte, welcher ein unermeßliches Vermögen erworben, und anfangs eine der untersten Stellen im Salzzolle bekleidet hatte. Er genoß nie seines Reichthums, und war nur darauf bedacht, ihn zu vermehren. Er hatte sich einen kleinen Keller bauen lassen, der mit drei Thüren, wo-

von

von die lezte von Eisen war, zugeschlossen wurde. Hier gieng er zuweilen hin, um des Anbliks seines Schatzes zu genießen, und ob dieß gleich so geheimnißvoll geschah, als er nur konnte, so hatten es doch seine Frau und sein Sohn gemerkt. Eines Tages hatte er sich ebenfalls dahin begeben, man glaubte aber, er sei ausgegangen, und daher ward seine Familie unruhig, als sie ihn Abends nicht nach Hause kommen sahen. Mutter und Sohn wagten es zwei Tage lang nicht, die Thüre des Kellers zu erbrechen, aus Furcht, sie möchten ihn, wenn er etwa wieder zurükkäme, aufbringen. Endlich entschlossen sie sich dazu. Nachdem sie die beiden ersten Thüren eingestoßen hatten, fanden sie sich durch die eiserne aufgehalten, die sie weder aufbrechen, noch ohne Mäurer öfnen konnten. Sie fiengen diese Arbeit Abends an, konnten aber erst den folgenden Tag damit zu Stande kommen. Als sie nun die Thüre, woran, so wie an den ersten beiden, der Schlüssel inwendig war, hatten eröfnen lassen, fanden sie den unglüklichen Greis todt ausgestrekt, mit vielen Geldkasten umgeben, die Arme zernagt und neben ihm eine Laterne, worin das Licht ausgebrennt war.

So vorsichtig man auch war, so hatte doch dieses schrekliche Schauspiel zu viel Zeugen gehabt, als daß diese Begebenheit nicht hätte ruchtbar werden sollen. Zu Lyon war's, wo dies geschah. Die Mutter und der Sohn ließen sich in Paris nieder, wo der Sohn, so wie mehrere andere, die Stelle eines Suppliquenmeisters kaufte. Er verrichtete aber sein Amt selten, heirathete die Tochter des le Gendre, eines rechtschaffenen und berühmten Kaufmanns aus Rouen, starb dieses Jahr, und hinterließ eine einzige Tochter, die mit dem Herzog von Brissac, ältesten Bruder des noch jezt lebenden, verheirathet war.

Als sich Law für katholisch bekannt hatte, ließ er sich naturalisiren, und da nun der Regent die ganze Orthodoxie und die zu seinen Absichten nöthigen Eigenschaften in ihm fand, erklärte er ihn zum General-Controleur. Der Siegelbewahrer, der schon damals den Ausgang des Sistems voraussah, verließ die Finanzadminisiration.

Seit langer Zeit schon wurde Law von Sollicitanten, die nach seiner Gunst seufzten, bestürmt; sobald aber sein Rang sicher schien, hatte er einen förmlichen Hof. Frauenzimmer von Stande zeigten sich herzhaft im Vorderstz

der

der Kutsche seiner Frau und seiner Tochter, und Männer vom ersten Range belagerten sein Vorzimmer. Sie glaubten die Schuld ihrer Erniedrigung von sich abzulehnen, indem sie solche in Spaß verwandelten. Der scherzhafte, schon abgenuzte Ton ist aber in dieser Materie das lezte Symptom der Unheilbarkeit. Dieser Adel, der sein Leben so fröhlich der Ehre aufopferte, opferte jezt ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, seine Ehre dem Glücke auf. Wir werden in der Folge sehn, wie der Krebs der Habsucht selbst die Klasse der Gesellschaft ansiekte, die durch ihren Stand der Ehre gewidmet ist — ich meine das Militär. Wenn die Regentschaft eine Epoche der Verderbnis der Sitten ist, so ist das Sistem derselben eine noch weit ausgezeichnetere der Niedrigkeit der Seelen.

Es war unmöglich, daß der Dampf von alle dem Weihrauch, der dem Law gestreuet wurde, ihm nicht hätte in den Kopf steigen sollen. Er bat um die Erlaubnis, daß sein Sohn unter den jungen Adel aufgenommen werden möchte, welcher mit dem König in einem Ballet tanzen sollte, das der Marschall von Villeroi, als den schäzbarsten Theil der Erziehung, erfunden hatte. Der Regent fand in Laws Bitte nichts außerordentliches; aber

der

der Marschall war darüber und zwar mit Recht sehr aufgebracht. Der kleine Law ward eingeschrieben, und wollte mit den Kindern vom ersten Range als mit seines gleichen umgehn. Diese kleinen jungen Herrn, die jezt blos den Stolz ihrer Geburt hatten, besaßen gar nicht die Politik ihrer Väter und rächten sich an dem Sohn des Abentheurers durch alle mögliche Possen. Ihre Aeltern verwiesen es ihnen; allein das Publikum, das gerechter und nicht so gesittet als der Hof war, gab ihnen Beifall; folglich hüteten sie sich wohl aufzuhören. Zum Glük für den kleinen Eingeschobnen, ward er krank, und dies brachte ihn um den Tanz mit dem König, befreite ihn aber auch von tausend Unannehmlichkeiten.

Der Prinz von Conti spielte dem Vater einen etwas ernsthaftern Streich. Law, überdrüßig an diesen Prinzen Obligationen und Wechselzettel zu verschwenden, weigerte sich endlich, seine Geldbegierde zu befriedigen; sogleich schikte der Prinz auf die Bank, und forderte die Auszahlung einer so großen Anzahl Verschreibungen, daß das Geld auf drei Pakwagen herausgefahren werden mußte. Law beklagte sich beim Regenten über ein Beispiel, welches, wenn ihm gefolgt würde, das Si-

stem

stem umstoßen müßte. Der Regent fühlte es nur zu sehr, gab dem Prinzen von Conti den stärksten Verweis, hielt ihn für die Zukunft zurük, und das Publikum, eben so sehr über die Geldbegierde, als Undankbarkeit aufgebracht, erklärte sich für Law wider den Prinzen von Conti.

Dies waren in der That die Angriffe, die Law fürchtete; diejenigen des Parlements beunruhigten ihn nicht mehr sehr. Diese Versammlung war über den königlichen Gerichtssiz so bestürzt gewesen, daß, anstatt Vorstellungen gegen die Finanzoperationen zu thun, sie sich begnügt hatte, die Zurükberufung der Verwiesenen als eine Gnade zu erbitten; und als der Regent dem Präsident von Blamont die Freiheit wiedergab, so beschloß das Parlement, daß dem Prinzen die kräftigsten Danksagungen gebracht werden sollten. Blamont urtheilte daraus, daß seine Gesellschaft eine schwache Stütze sey, und war von der Zeit an unter ihr der Spion des Regenten. Dergleichen Bekehrungen hat man bisweilen im Parlemente gesehn.

Der erste Präsident, weit entfernt, das Feuer seiner Gesellschaft anzuschüren, fürchtete sogar ihre Heftigkeit. Der Regent hatte

über diesen Richter einen Vortheil, den man nicht kannte, und der jezt noch eine sehr wenigen, höchstens fünf bis sechs Personen bewußte Anekdote ist. Hier ist sie. Als der Herzog und die Herzogin von Maine eingezogen wurden, ließ der erste Präsident, der sich nicht rein fühlte und sehr zu erforschen wünschte, was der Regent von ihm wissen könnte, ihn durch Mademoiselle Chausseraye, von der ich schon gesprochen habe, um eine geheime Audienz bitten. Der Regent trug ihr auf, den ersten Präsidenten durch eine kleine Thüre auf der Gasse Richelieu einzulassen, von welcher man auf eine heimliche Treppe stößt, die in die innern Kabinette führt, und zu diesem Ende den Schlüssel dem Düplessis (7) anzu-

(7) Dieser Düplessis, den man jezt und schon lange her, Büssy nennt, ein sehr rechtschaffener Mann und damals von liebenswürdiger Bildung war, mit dem Regenten in genauer Bekanntschaft und der Vertraute der Chausseraye. Bussy, der in den auswärtigen Geschäften angestellt und zwei oder dreimal Gesandter von Frankreich in London gewesen ist, wird für den Neffen desjenigen gehalten, von dem die Rede ist; und es ist wahrscheinlich, daß er die Frucht der häuslichen Vertraulichkeit des Büssy mit der Chausseraye war: übrigens ist er ein verdienstvoller Mann.

anzuvertrauen. Der Präsident wurde durch Düpleſſis in das Kabinet des Regenten geführt, den er mit Mademoiſelle Chauſſeraye antraf, welche durch die gewöhnliche Thüre herein gekommen war, und fing damit an, daß er seine Ehrfurcht, seine Erkenntlichkeit, seine unverbrüchliche Ergebenheit auskramte, Gesinnungen, sagte er, deren Versicherung es ihm sehr lieb wäre, zu einer Zeit zu erneuern, wo so viele andere sich von ihrer Pflicht entfernten.

Indem er sprach, suchte er in den Augen des Regenten zu lesen, welchen Eindruk seine Rede machte. Der Prinz nahm sich so genau in Acht, daß der Richter, der gar kein Gewölk gewahr wurde, in neue Versicherungen ausbrach, und sich eben sehr zufrieden mit sich selbst wegbegeben wollte, als der Regent ihm ein Papier überreichte und kaltblütig zu ihm sagte: erkennen Sie das? — lesen Sie. Es war ein Brief von der eignen Hand des ersten Präsidenten, durch welchen er Spanien für das Parlement gut sagte, und worin er sich so deutlich ausdrükte, das kein Commentar dazu nöthig war.

Der erste Präsident, wie vom Donner gerührt, fiel dem Regenten zu Füßen, versicherte

ihn seiner Gewissensbisse und flehte um seine Gnade. Der Prinz, ohne ihm zu antworten, warf einen verachtungsvollen Blik auf ihn und gieng in ein anderes Zimmer.

Mademoiselle Chausseraye, bestürzt über diesen Auftritt, warf dem ersten Präsidenten vor, daß er sie dahin vermögt hätte, diese Audienz zu verlangen, da der Regent vermuthen würde, daß ihr die Beweggründe derselben bekannt wären. Von Mesmes, statt aller Rechtfertigung, beschwor sie, dem Prinzen zu folgen und ihn durch Bitten zu besänftigen. Chausseraye gieng aus Mitleid dem Regenten nach, der sich über das Verbrechen und die Kühnheit des Richters entrüstete und ihn in Verhaft nehmen lassen wollte. Sie kannte ihren Mann, und wußte mit wem sie es zu thun hatte; lächelnd sagte sie also zu ihm: Sie sind zu erfahren, gnädiger Herr, Sie werden es nicht thun; denn es ist zu glüklich für Sie. Sie haben nun einen Mann, aus welchem Sie im Parlemente alles, was Sie nur wollen, machen können. Sie haben bisweilen dergleichen Schurken nöthig, (denn sie schonte den Strafbaren nicht um ihn zu retten). Es ist genug, sezte sie hinzu, wenn Sie ihn zwischen Furcht und Hofnung schweben lassen. Ich will ihn

jezt

jezt in etwas beruhigen, damit er im Stande ist, sich wegzubegeben. Hierauf kam sie wieder zum ersten Präsidenten, sprach ihm Muth ein, und übergab ihn dem Düplessis, der ihn so gut er konnte, in diesem kleinmüthigen Zustande unterstüzte, und ihn endlich auf die nämliche Art wieder hinaus ließ, als er herein gekommen war.

Der erste Präsident blieb, so lange die Gefangenschaft der Herzogin von Maine, und die Commission von Bretagne dauerte, in der grausamsten Ungewißheit. Sobald als die Sache zu Ende und die Amnestie bekannt gemacht worden war, nahm er wieder einen wichtigen Ton an, verhielt sich zwischen seiner Gesellschaft und dem Regenten sehr klug, ließ sich theurer als jemals bezahlen, und zog immer aus diesen verschiedenen Intriguen alle das Geld, das zu einer Pracht gehörte, die dem Prinzen selbst betrüglich schien, der doch die Mittel dazu hergab. Es ist wahrscheinlich, daß der Abbe Dübois den Rath der Chausseraye in der Absicht unterstüzte, weil er selbst vielleicht einst einen bestochnen Richter nöthig haben könnte.

Durch den Tod des Kardinal de la Tremoille zu Rom, wurde das Erzbisthum Camme-

rich ledig. Der unverschämte Dubois glaubte, daß diese Stelle nicht zu erhaben für ihn sey, gieng zum Regenten, um darum anzuhalten, und um die Sache in Gang zu bringen, sagte er zu ihm: Monseigneur, ich habe diese Nacht geträumt, ich sei Erzbischof von Cammerich. Du hast sehr lächerliche Träume, antwortete der Regent und sah ihn mit einem verächtlichen Lächeln an. Der Abbe, anfangs bestürzt, faßte sich doch gleich wieder. Aber warum könnten Sie mich nicht eben so gut wie einen andern zum Bischof machen, gnädigster Herr? .... Du! Erzbischof von Cammerich! Du! nun jezt träumst Du doch? .... Der Abbe, ohne davon aufzuhören, citirte ihm alle die schlechten, elenden, unwissenden und nichtswürdigen Subjekte, womit der Regent und Tellier die Kirche vollgepfropft hatten; aber es war keiner darunter, welcher nicht in einiger Rüksicht, entweder der Geburt oder des Rangs oder der Verbindungen mehr werth gewesen wäre; anstatt daß er in sich allein alles das, was man ihnen zusammen vorwerfen konnte, vereinigte.

Der Regent, der Liste überdrüßig und des Plagens müde, hofte seiner los zu werden, indem er zu ihm sagte: Wer würde dich wohl einweihen wollen? .... O! wenn es nur

daran

daran liegt, so geht meine Sache gut; mein Mann ist schon bereit. . . . Nun wer Teufel ists denn? . . . . sage doch! . . . . Treffan, Ihr erster Almosenpfleger, der Bischof von Nantes; er ist in Ihrem Vorzimmer, ich werde ihn gleich herführen, er wird über den Vorzug sehr erfreut seyn. Hierauf überhäufte er den Prinzen mit Danksagungen wegen seiner Ernennung, gieng ins Vorzimmer, sagte dem Treffan, was er, Dübois, für eine Gnade erhalten habe, und daß der Regent sehr wünschte, er möchte ihn einweihen. Treffan nimmt es an, Dübois faßt ihn bei der Hand, stellt ihn dem Regenten vor, verdoppelt seine Danksagungen, und Treffan fügt das Lob des Ernannten hinzu. Der Prinz ist hierüber so erstaunt, daß er nichts antwortet, und Dübois geht fort und macht bekannt, daß er Erzbischof von Cammerich ist, um jedes Ansuchen darum abzuhalten. Die Schmeichler schlugen Beifall zu, die Leichtsinnigen lachten, und die am wenigsten gewissenhaften Leute bezeigten ihren Unwillen darüber.

Ob der Regent gleich einen Widerwillen gegen diese Ernennung zeigte, so war es seinerseits doch nur eine Comedie: denn Dübois sollte die erzbischöfliche Würde gewiß erhalten, weil

zu der nämlichen Zeit sich der Regent bemühte, ihm den Kardinalshut zu verschaffen, und schon zwei Monate vorher dem Pabste deswegen geschrieben, den Jesuiten Lafiteau aber zum Unterhändler der Sache in Rom gemacht hatte. Ich sehe aus dem Briefwechsel dieser beiden Höfe, daß der Prätendent, der sich nach Rom geflüchtet hatte, schon 1718 in einer solchen Noth war, daß er dem Dübois seine Ernennung angeboten hatte, wenn er es dahin brächte, daß ihm die durch den Regenten versprochene Pension, die sich sehr lange verzöge, ausgezahlt würde. Aber der Abbe hütete sich wohl, eine Ernennung anzunehmen, die ihm das Mißfallen des Königs Georg zugezogen haben würde. Er faßte vielmehr den Entschluß, sich aus seiner abschläglichen Antwort ein Verdienst zu machen, um diesen Fürsten zu bewegen, daß er selbst bei dem Regenten das Beste eines Ministers befördere, welcher der Urheber ihres Bündnisses wäre. Der König Georg legte auch wirklich zum Besten des Abbes bei dem Regenten und sogar beim Kaiser, bei welchem er in großem Ansehn stand, seine Bitten ein. Clemens der Eilfte war ziemlich geneigt, ihm den Hut zu geben, sobald als Frankreich mitwirken wollte, ihn dem Kardinal von Noailles zu nehmen, dessen

sen Plaz Dübois hernach erhalten sollte. Es war nicht leicht, den Pabst in Rüksicht des Kardinals von Noailles zu befriedigen; da jedoch der heilige Vater dem Kardinal Alberoni, nach seiner Verweisung aus Spanien, die nämliche Behandlung zudachte, so versuchte es Dübois, ihn durch die Genueser anhalten zu lassen, um ihn gefangen nach Rom zu schicken, aber sie schlugen es ab.

Unterdessen daß Lassiteau in Rom (8) wegen der Erhöhung des Dübois Intriguen spielte, urtheilte dieser, daß die Würde eines Stuhls, wie Cämbray, den Weg zur Purpurwürde sehr gut bahnen und den Kandidaten zur Vorstellung fähiger machen würde. Er schlug also, um Erzbischof zu werden, den nämlichen Weg ein, den er schon, den Hut zu erhalten, angetreten hatte. Er schrieb hierauf an Nericault Destouches, den er an seiner Stelle als Geschäftsträger in London zurük gelassen hatte,

(8) In dem Briefwechsel des Dübois mit dem Lassiteau kömmt, um dem Nachtheil der verloren gehenden Briefe zuvorzukommen, und die Intrigue zu verbergen, Dübois unter dem Namen der Gräfin von Gadagne und der wahre Gegenstand der Unterhandlung unter dem eines Prozesses vor, den man in Rom für diese Gräfin einzuleiten sucht.

er möchte den König Georg dahin vermögen, das Erzbisthum Cammerich vom Regenten für den Urheber ihres Bündnisses zu verlangen. Destouches, ein Mann von Scharfsicht, welcher wußte, daß sein ganzes Glük vom Abbe Dübois abhienge, und wie pünktlich er bedient seyn wollte, that dem König von England den Vorschlag. Dieser Fürst nahm ihn zwar mit einem lauten Lachen auf; da er aber sehr gütig gegen Destouches war, und ihm sogar eine Art von Vertraulichkeit erlaubte, sagte dieser ihm noch: Sire, ich fühle, so wie Eure Majestät, das Sonderbare dieser Bitte; aber es ist von der größten Wichtigkeit für mich, daß sie mir gewährt wird. Wie kannst Du aber verlangen, fuhr der König immer noch lachend fort, daß ein protestantischer Fürst sich damit abgebe, einen Erzbischof in Frankreich zu machen? Der Regent wird selbst darüber lachen, und es nicht thun .... Verzeihen Sie mir, Sire, er wird darüber lachen, aber er wirds thun; erstens aus Achtung für Eure Majestät; und zweitens, weil er es drollig finden wird. Ueberdies ist der Abbe Dübois mein Vorgesezter, mein Schikfal ist in seinen Händen; er wird mich stürzen, wenn ich von Eurer Majestät nicht einen dringenden Brief

in

in dieser Rükſicht erhalte: hier iſt er ſchon geſchrieben und die Huld, mit der mich Eure Majeſtät beehren, giebt mir Hofnung, daß Sie ihn unterſchreiben werden. Nun ſo gieb her, da es dir ſo viel Vergnügen macht, ſagte der König, und unterſchrieb ihn (9).

Destouches, erfreut über dieſes Empfehlungsſchreiben, fertigte es ſogleich ab. Der Regent zweifelte zwar nicht, daß Dübois dieſes Schreiben eingegeben habe; aber doch wurde die Ernennung beſchloſſen. Weil Destouches ſich mit ſo gutem Erfolg verwendet hatte, erhielt er bei ſeiner Zurükkunft eine Stelle in der franzöſiſchen Akademie, welche er noch mehr durch ſein dramatiſches Talent verdiente. Von ihm habe ich einen Theil deſſen, was ich jezt angeführt habe. Ich ſprach mit dem Marſchall de la Fare davon, welcher mich von den bretanniſchen Staaten, deren Deputirter ich war, nach Hofe zurük brachte. Ich ſehe, ſagte er, daß es wahr iſt, und was es mir noch mehr beſtätigt, iſt, daß, als der Herzog von Brancas, Noce' und ich mit dem Regenten nach St. Clond giengen, Noce', der mit

(9) Das Dankſagungsſchreiben des Dübois an den König Georg iſt vom 4ten Februar.

mit dem Dübois unzufrieden war, die Gesellschaft auf Unkosten des Abbes unterhalten wollte. — Gnädiger Herr, sagte er, man behauptet, daß der Schurke Dübois Erzbischof von Cämmerich werden will? Das ist wahr, antwortete der Regent, und das kann mir dienlich seyn. Hierauf schwieg man; der Prinz schien verlegen, sogar ein wenig beschämt, und ich habe immer bemerkt, daß er es nicht gern sah, wenn man von dieser Sache mit ihm sprach.

Ich will nun noch kürzlich alles, was diese Sache anbelangt, erzählen. Da der Abbe Dübois nur die Tonsur hatte, so mußte er damit anfangen, sich die geistlichen Orden ertheilen zu lassen. Er zweifelte nicht daran, daß es dem Kardinal von Noailles sehr schmeicheln würde, einem mächtigen Minister, und der so viel Einfluß auf die Entschließung haben könnte, die man über die Konstitution fassen würde, einen so kleinen Gefallen zu erzeigen. Dübois betrog sich. Er war in allen Stücken der Bischofswürde so unwürdig, daß der Kardinal, welcher sich durch eine so niedrige und strafbare Gefälligkeit nicht entehren wollte, es grade zu abschlug. Es wurde im Namen des Regenten mit ihm gesprochen: er antwortete bescheiden und ehrfurchtsvoll, ohne sich über die Beweg-

weggründe zu erklären und blieb unerschütterlich. Diese demüthigende und allgemein gebilligte Weigerung war einer der stärksten Beweggründe, welche den Dübois zum Konstitutionsanhänger machten.

Es würden sich Bischöfe genug gefunden haben, die der Schande ihn zu ordiniren begierig nachgestrebt hätten; aber er wollte sich nicht vom Hof entfernen, und durch seine Abwesenheit die Beschimpfung, die er eben erhalten hatte, bestätigen. Er wandte sich also an den Erzbischof von Rouen (Bezons), dessen Dibces sich auf vier oder fünf Meilen bis nahe an Paris erstrekt.

Der Erzbischof, über diesen Vorzug sehr misvergnügt, schwankte in seinem Entschlusse, weil er sich weder der Schande, die mit dem Einwilligen, noch der Gefahr, die mit einer Verweigerung verbunden war, aussetzen wollte, und neigte sich schon sehr nach dem lezten Entschluß, als sein Bruder, der Marschall von Bezons, ein ungestümer Mann und feiner Höfling, ihn bei der Erkenntlichkeit, die sie beide dem Regenten schuldig wären, angriff, und unter diesem Schein von gutem Verfahren hinriß.

Dübois,

Dübois, mit einem Breve, alle Orden auf einmal zu erhalten, und mit der Erlaubnis des Erzbischofs von Rouen versehen, begab sich bei frühem Morgen, mit dem Bischof von Nantes, in eine Dorfpfarrkirche des großen Vicariats von Pontoise, die Paris am nächsten lag, und erhielt dort alle Orden bei einer stillen Messe.

Sobald dies geendigt war, gieng er eiligst von dort wieder zurük, um sich bei der Regierungsversammlung einzufinden, obschon die Erstangekommnen in Gegenwart des Regenten gesagt hatten, man müsse den Abbe nicht erwarten, welcher nach Pontoise gegangen wäre, um seine erste Communion zu halten.

Man bewunderte seine Eilfertigkeit, als man ihn herein kommen sahe; der Prinz von Conti machte ihm ein ironisches Compliment über die Geschwindigkeit seiner Ausführung, die heiligen Orden betreffend. Dübois hörte ihn an, ohne außer Fassung zu kommen, und antwortete kaltblütig, daß wenn der Prinz von der Kirchengeschichte besser unterrichtet wäre, er sich über die schleunigen Ordinirungen nicht so verwundern würde, und citirte hierauf das Beispiel des heiligen Ambrosius. Ein jeder erhob die Gelehrsamkeit und die Vergleichung,

der

der Abbe blieb gleichgültig dabei, ließ sie den Spaß, so lange sie wollten, fortsetzen und als man es überdrüßig war, sprach er von Geschäften.

Während daß Paris und der Hof sich mit dem Abbe und dem heiligen Ambrosius belustigten, wurden die Bullen ausgefertigt, und die Einweihung auf den Sonntag den 9ten Juni festgesezt. Sie geschah in Val-de-Grace mit der größten Pracht. Der ganze Hof war dazu eingeladen, und fand sich auch dabei ein. Die Gesandten und andern Minister der protestantischen Fürsten wohnten ihr in einer Tribune bei, die der des Regenten, den die ersten Reichsbeamten bei dieser Zeremonie bedienten, gegenüber war. Dieses geistliche Scandal war das prächtigste Schauspiel. Der Herzog von Saint-Simon rühmte sich, der einzige Mann von Range zu seyn, für den der Abbe Dübois genug Ehrfurcht gehabt hätte, ihn mit der Einladung zu verschonen, und bot dem Regenten an, sich dabei einzufinden, wenn dieser Prinz sich selbst genug ehren würde, um wegzubleiben. Der Regent war es eingegangen; aber die Gräfin von Parabere, (die Vieuville) die damals regierende Mätresse war, und die Nacht mit ihm zugebracht hatte, bestand darauf, daß er hingehn sollte. Er

stellte

stellte ihr sogleich die Unschiklichkeit vor; sie räumte es ein, sezte aber noch hinzu: Dübois weiß, daß wir diese Nacht beisammen geschlafen haben, er wird also auf mich die Schuld werfen, Sie davon abgehalten zu haben, und durch sein Ansehen bei ihnen uns endlich entzweien. Der Regent versuchte es, ihr diese Besorgnis zu benehmen, und nannte sie eine Närrin. Närrin hin, Närrin her, sagte sie zu ihm; aber entweder Sie gehn hin, oder ich breche mit Ihnen, und wäre es auch nur um dem Abbe die Ehre zu nehmen, uns zu vermeinigen. Der Regent gieng aus dem Bette der Parabere zur Einweihung des Abbe Dübois, damit sein ganzer Tag sich gleiche.

Der Kardinal von Rohan wollte der Consecrator seyn; und da der Ehrgeiz, das Interesse und der Stolz vereinigt, ganz besonders urtheilen, so überredete er sich, daß der Kardinal von Noailles dadurch gedemüthigt seyn würde, wenn ein Mann, welchem er die Orden zu ertheilen sich geweigert hatte, einen Kardinal und Pair zum Consecrator hätte. Noailles hielt sich nicht für gedemüthigt; aber der Regent und Dübois, dieser sehr beehrt, jener sehr geschmeichelt durch das Verfahren des Kardinals von Rohan, statteten ihm die lebhaftesten

sten Danksagungen darüber ab, während daß eine solche Niederträchtigkeit das Publikum empörte.

In Rükksicht der Assistenten war der Bischof von Nantes der erste. Er hatte die Orden ertheilt, und es war also natürlich, daß er seinem Wildpret folgte. Dûbois war durch die Verschwendung so vieler Ehrenbezeigungen nicht so verblendet worden, daß er nicht merken sollte, die Assistenz eines ehrwürdigen Bischofs würde der Zeremonie wohl anstehn. Der Regent bat den Massillon, Bischof von Clermont, der zweite Assistent zu seyn. Massillon hätte sich gern entschuldigen mögen; aber die besondere Gnade, blos nach Verdiensten zum Bischof gemacht worden zu seyn, ließ ihn befürchten, seine Weigerung möchte für Undankbarkeit angesehn werden. Man hatte seine Bullen für ihn bezahlen und ihm so viel vorschießen müssen, um sich das zu seiner neuen Würde gehörige Geräthe anzuschaffen, damit er durch seine Armuth die andern nicht zu sehr demüthige, und nicht ganz und gar einem Bischof der alten Kirche gleiche. Uebrigens konnten ihn das Studiren und die Einsamkeit verhindert haben, von der schlechten Aufführung des neuen Prälaten ganz unterrichtet zu seyn. Man füge zu

diesen Ursachen noch eine Art von Schüchternheit, welche die bürgerlichen Verdienste mitten am Hofe beibehalten. Er gehorchte endlich der Nothwendigkeit. Die Rigoristen tadelten ihn, die vernünftigen Leute aber beklagten und entschuldigten ihn.

Die Vermählung der Mademoiselle von Valois mit dem Prinzen von Modena hatte bei weitem nicht so viel Aufsehn gemacht, als die Weihung des Erzbischofs von Cämmerich.

Die Verlobung geschah im Kabinet des Königs, in welchem sich fast weiter niemand, als die Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüte befanden, weil keine Einladung gemacht worden war (10).

Den Tag drauf wurde der Herzog von Chartres, als Stellvertreter des Prinzen von Modena mit Mademoiselle von Valois vermählt, deren Schleppe von Mademoiselle von Montpensier ihrer Schwester, welche in der Folge Königin von Spanien ward, getragen wurde. Der Kardinal von Rohan verrichtete die Trauung in Gegenwart der Pfarrer von Saint-

(10) Die Söhne des Königs von Frankreich laden nicht, so wie bloße Prinzen vom Geblüte, zu dem Verlöbnis ihrer Kinder ein; aber der Regent war nur Enkel von Frankreich.

Saint = Eustache und von Saint = Germain. Nach der Messe gab der König der Neuvermählten die Hand, begleitete sie bis an ihren Wagen und sagte dem Gebrauche zufolge zum Kutscher: nach Modena.

Ob sie gleich ein Gefolge hatte, als wenn sie wirklich abzureisen gedächte, so fuhr sie doch ins Palais = Royal zurük, und verlängerte hier, so sehr sie es nur konnte, ihren Aufenthalt. Die Masern, die sie hatte, und ihre Genesung verschaften ihr Vorwand die Abreise aufzuschieben. Endlich mußte sie sich dazu entschließen; weil sie aber ungern weggieng, machte sie die kürzesten Tagereisen, die längsten Rasttage, und endigte ihre Reise nicht eher als nach wiederholten Befehlen, die sie sich durch die Klagen des Herzogs von Modena zuzog.

Von der Zeit an war sie darauf bedacht, den Unterricht der Großherzogin von Toscana zu benutzen, die zu ihr sagte, als sie Abschied von einander nahmen: „Mein Kind, machen Sie es so wie ich, bringen Sie ein oder zwei Kinder auf die Welt, und kommen Sie wo möglich, wieder nach Frankreich zurük. Für uns ist dies das einzige gute Land.“ Alle unsere Prinzessinnen haben in der That, was

man das Heimweh nennt. Auch kam die Herzogin von Modena so geschwind, als sie konnte, zurük. Sie zog ihrem kleinen Hofe die Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens zu Paris vor, wo sie auch gestorben ist.

Sobald als Alberoni gefallen war, fand der Friede keine Schwierigkeit mehr; der König von Spanien trat der Quadrupelallianz bei, und schrieb sogar dem Regenten einen freundschaftlichen Brief. Stanhope und Dübois entwarfen gemeinschaftlich die Artikel, welche das spanische Ministerium annahm. Philipp der Fünfte nahm, nachdem er den Kardinal Alberoni entfernt hatte, keinen ordentlichen Premier-Minister an, sondern trug dem Grimaldo, unter dem Titel eines Sekretärs der allgemeinen Depeschen, den Rapport der Geschäfte auf.

Grimaldo, ein Biscayer, nahm seit dieser Erhebung den Namen Grimaldi an. Es war ein verdienstvoller Mann, anfänglich Beamter in den Expeditionen des Orry, der ihn der Prinzessin Des-Ursins, und diese dem Könige bekannt machte. Er gelangte stufenweise bis zum Grade eines Kriegssekretärs, denn man glaubt manchmal in Spanien, daß ein Mann, der fähig ist, einer Stelle vorzustehen, sein

Amt

Amt würdiger verwaltet, als ein unwissender Edelmann, der nicht ohne Subalternen seyn könnte. Grimaldo, Patino, l'Ensenada können zu Beispielen davon dienen.

Als es Alberoni glükte, das Staatsruder Spaniens in seine Hände zu bekommen, entfernte er alle Kreaturen der Prinzessin Des-Ursins. Unter diesen befanden sich auch Grimaldo; er behielt zwar seinen Titel als Staatssekretär, man nahm ihm aber die Ausrichtung der Geschäfte seiner Stelle ab. Während seiner Gnade hatte er die öffentliche Achtung verdient; er erhielt und vermehrte sie sogar in seiner Ungnade, durch die Anhänglichkeit, die er immer für die Prinzessin Des-Ursins und Orry bezeugt hatte, welche die ersten Urheber seines Glüks waren. Bescheiden als Günstling, brauchte er nach seinem Falle sein Benehmen nicht zu ändern. Ob ihn gleich Philipp der Fünfte liebte, so durfte er ihn doch nicht wider den Alberoni und die Königin beschützen; aber er ließ ihn manchmal heimlich zu sich kommen und sah ihn mit Vergnügen. Grimaldo war also natürlicherweise wieder an seiner Stelle, sobald der erste Minister fiel, und die Königin konnte ihm wenigstens ihre Achtung nicht versagen.

Der Regent war zwar des Friedens von außen gewiß, genoß aber nicht die nämliche Ruhe im Innern des Staats, nachdem die Blendung des neuen Sistems zu verschwinden anfieng. Man merkte nun nach gerade, daß alle diese papiernen Reichthümer nur idealisch wären, so lange sie nicht auf wirkliche Fonds ruhten, und daß Operationen, die in gewissen Verhältnissen einem freien Volke dienlich seyn können, in einer Monarchie, wo der Misbrauch der Gewalt von einer Mätresse oder einem Günstlinge abhängt, schädlich sind. Die Freigebigkeit des Regenten erfreute den Hof und ruinirte die Nation. Die Großen bezahlten ihre Schulden mit Papier, welches im Grunde ein gesetzlicher Banquerot war. Die Frucht der Arbeitsamkeit und Industrie eines ganzen Volkes wurde die Beute der müßigen und begierigen Hofleute.

Das Papier fiel bald ganz und gar, und zwar blos durch den zu großen Ueberfluß: man suchte es anfangs in klingende Münze zu verwandeln, und als man keine geprägte Materie mehr erhielt, kaufte man, um welchen Preis es seyn mochte, Goldschmiedsarbeiten, Geräthe und überhaupt alles, was nach dem Falle der Papiere einen wirklichen Werth behalten konn-

konnte. Da hierauf jedermann Geldsorten oder Geldeswerth für seine Papiere zu erhalten sich bemühte, so wurde alles unglaublich theuer, und die Seltenheit der Geldsorten machte, daß man sie noch genauer verwahrte. Die Regierung sahe, daß der Rausch ausgeschlafen und kein Verführungsmittel mehr da war, und brauchte Gewalt. Das Gold, das Silber, die Edelgesteine wurden verboten. Es war nicht erlaubt, mehr als 500 Livres in Gelde zu haben, und es geschahen sogar in geistlichen Häusern Nachsuchungen. Es erfolgten Confiscationen, die Angeber wurden angetrieben, aufgemuntert und belohnt. Die Bedienten verriethen ihre Herren, der Bürger ward der Spion des Bürgers. Um diese Zeit sagte Milord Stairs, daß man nun an der aufrichtigen Glaubensbekehrung des Kontroleurgeneral Law nicht mehr zweifeln könnte, weil er die Inquisition einführte, nachdem er durch die Verwandlung des Geldes in Papier die Transubstantiation schon bewiesen hätte. Wenn auch das System an und für sich nicht schädlich gewesen wäre, so hätte man doch schon wegen des Misbrauchs, der davon gemacht werden konnte, diese Grundsätze aufgeben sollen. Es war kein Plan noch bestimmter Gegenstand

mehr da: man suchte für das Uebel des Augenbliks blindlings ein Mittel, das ein noch größeres Uebel wurde. Die Arrets, die Verordnungen vermehrten sich; an dem nämlichen Tage sahe man welche erscheinen, die sich widersprachen, und einander aufhoben.

Nie ist eine wankelmüthigere Regierung, nie ein sinnloserer Despotismus unter einem schwächern Regenten gesehn worden. Das unbegreiflichste Wunder für diejenigen, die Zeugen jener Zeit waren, und sie jezt für einen Traum halten, ist, daß nicht eine plözliche Revolution daraus entstand; daß der Regent und Law nicht auf eine tragische Art ums Leben kamen. Man verabscheute sie, aber man ließ es beim Murren; eine finstere und furchtsame Verzweiflung, eine sinnlose Bestürzung hatte alle Gemüther eingenommen; die Herzen aller waren zu erniedrigt, als daß sie hätten muthiger Verbrechen fähig seyn sollen.

Man hörte zu gleicher Zeit von weiter nichts sprechen als von ruinirten rechtschaffenen Familien, von geheimen Elend, gehässigen Beförderungen, von neuen Reichen, die erstaunt und unwürdig waren es zu seyn, von verächtlichen Großen, unsinnigen Vergnügungen und schändlicher Pracht.

Die

Die Leichtigkeit, die Nothwendigkeit sogar, beträchtliche Summen in Papier bei sich zu tragen, um sie zu verhandeln, machten die Diebstäle sehr gemein; die Mordthaten waren nicht selten. Es wurde sogar eine verübt, deren gerechte und nothwendige Bestrafung zu einer Neuigkeit in einem großen Theil von Europa wurde.

Anton Joseph, Graf von Horn, zwei und zwanzig Jahr alt, und abgedankter Hauptmann von der weißen Fahne, Laurent von Mille ein Piemonteser und abgedankter Hauptmann vom deutschen Regiment von Brehenne, und ein vorgeblicher Ritter D' Estampes [11]), verbanden sich einen reichen Mäkler zu ermorden, und sich seiner Brieftasche zu bemächtigen. Sie begaben sich in die Quincampoix-Gasse, führten den Mäkler unter dem Vorwand, für hunderttausend Thaler Obligationen zu verhandeln, in ein Wirthshaus auf der Venetianischen Gasse, (den 22ten März am Charfreitage) und ermordeten ihn. Der unglükliche Mäkler mach-

11) Oder Düterne, nach der Aussage der zwei Verurtheilten, welche, da sie ihn erst seit kurzem kannten, seinen Namen nicht recht wußten. Man hat nachher erfahren, daß er Lestang hieß, damals zwanzig Jahr alt, und der Sohn eines Niederländischen Banquiers war.

te durch sein Sträuben, Lermen genug, daß ein Aufwärter des Wirthshauses, der bei der Stube vorbeiging, an deren Thüre der Schlüssel war, sie aufmachte; und da er einen Mann in seinem Blute schwimmen sahe, warf er die Thüre sogleich wieder zu, verschloß sie doppelt, und schrie Mord.

Die Mörder, die sich eingeschlossen fanden, sprangen zum Fenster hinaus. D'Estampes, der auf der Treppe Schildwache stand, war beim ersten Geschrei fort und in den Gasthof auf der Tournon-Gasse, wo sie alle drei wohnten, gelaufen; dort nahm er die tragbarsten Sachen und entfloh. Mille drängte sich durch die große Menge Volks in der Quincampoix Gasse, wurde aber endlich bei den Hallen ergriffen. Der Graf von Horn wurde gleich, wie er zum Fenster herausgesprungen war, festgehalten. Da er glaubte, daß seine beiden Mitschuldigen entkommen wären, hatte er Gegenwart des Geistes genug, zu sagen, er wäre beinahe ermordet worden, da er den eben Ermordeten hätte vertheidigen wollen. Sein Plan war aber nicht sehr gut angelegt, und ward durch die Ankunft des Mille, den man ins Wirthshaus zurükführte, und der alles gestand, unnüz. Umsonst wollte ihn der Graf

von

von Horn verkennen: der Kommissär des Viertels ließ ihn ins Gefängniß führen. Da das Verbrechen bewiesen war, so dauerte der Proceß nicht lange, und schon den 26ten März wurden sie beide auf dem Greve-Plaz lebendig gerädert.

Der Graf von Horn war vermuthlich der erste Urheber des Komplots: denn, vor der Execution, und während daß er noch auf dem Rade athmete, bat er seinen Mitschuldigen um Verzeihung, welcher zulezt hingerichtet wurde, und unter den Stößen starb.

Ich habe vom Kapellan des Gefängnisses noch einen besondern Umstand erfahren, der die Ergebung in sein Schikksal und die Seelenruhe des Grafen von Horn hinreichend beweist. Nachdem er dem Kapellan übergeben worden war, und während man den Doctor der Sorbonne, den Beichtvater ([12]), erwartete, sagte er zu ihm: ich verdiene das Rad, ich hoffte aber, daß meine Todesstrafe aus Achtung für meine Familie in Enthauptung verwandelt werden würde; ich entschließe mich zu allem, um von Gott die Vergebung meines Verbrechens zu erhalten. Gleich darauf fragte er: leidet man

(12) Gueret, Pfarrer zu St. Paul und nachher zu Damiens.

man viel, wenn man gerädert wird? Der Kapellan, betreten über diese Frage, antwortete blos, daß er es nicht glaube, und sagte ihm alles, was er nur tröstliches erdenken konnte.

Der Regent wurde von allen Seiten bestürmt, ihn zu begnadigen oder seine Strafe wenigstens zu mildern. Das Verbrechen war so abscheulich, daß man auf den ersten Artikel nicht weiter bestand, aber destomehr bat man wegen des zweiten. Man stellte vor, daß die Todesstrafe des Rads so beschimpfend wäre, daß kein Mädgen aus dem vom Hornischen Hause, bis ins dritte Glied, in irgend ein Kapitel gehn könnte.

Der Regent verwarf die Bitten um Gnade. Auf den Versuch, ihn durch die Ehre zu rühren, die der Strafbare hatte, durch Madame mit ihm verwandt zu seyn, antwortete er: gut! so werde ich an der Schande Theil nehmen, und das muß die andern Anverwandten trösten. Er führte bey dieser Gelegenheit den Vers aus Corneille an. „Das Verbrechen, und nicht das Schaffot macht die Schande aus: Ein Grundsatz, der wahr in der Moral, aber falsch bei unsern Sitten ist. In einem Staate, wo die Achtung der Geburt, dem Range, dem Ansehn und dem Reichthum folgt,

sind

sind dies alles Gründe zur Erlassung der Strafen: denn, kann eine Familie einen strafbaren Verwandten der Gerechtigkeit nicht entrücken, so wird sie überzeugt, daß sie keine Achtung hat und Verachtung ist folglich die nothwendige Folge davon. Das Vorurtheil muß also bleiben. Es findet aber nicht statt oder es ist wenigstens schwächer unter dem unumschränkten Despotismus, oder bei einem freien Volke; überall also, wo man sagen kann entweder: du bist ein Sclave wie ich, oder, ich bin frei wie du. Bei dem Despoten wird der Verurtheilte nur darum strafbar, weil er misfallen hat. In einem freien Lande wird der Strafbare nur der Gerechtigkeit geopfert; und wenn sie kein Ansehn der Person machet, so werden die meisten Familien ihren Missethäter und folglich gegenseitige Nachsicht und Mitleiden nöthig haben. Da alsdann die Fehler persönlich seyn werden, so wird das Vorurtheil verschwinden: es giebt kein anderes Mittel es zu vernichten.

Der Regent war im Begriff die Minderung der Strafe zu gewähren; aber Law und der Abbe Dübois machten ihn auf die Nothwendigkeit aufmerksam, die öffentliche Sicherheit zu einer Zeit aufrecht zu erhalten, wo ein jeder sein ganzes Vermögen bei sich trüge. Sie

bewie-

bewiesen ihm, daß das Volk keineswegs damit zufrieden seyn, sondern vielmehr durch die des Rangs und der Verwandschaft wegen gemilderte Bestrafung eines so schwarzen und öffentlichen Verbrechens sich gedemüthigt finden würde. Ich habe oft von dieser Hinrichtung reden, aber sie nie, als nur von Großen, die dabei interessirt und also partheiisch waren, tadeln gehört; und ich kann sagen, daß ich meine Gesinnungen nicht vor ihnen verborgen habe.

Als die Anverwandten oder die mit ihm verbunden waren, alle Hoffnung verloren hatten, den Regenten zu bewegen, fanden der Prinz von Robec Montmorency und der jetzige Marschall von Isenghen, mit denen der Strafbare näher als mit den andern verwandt war, Mittel bis in sein Gefängniß zu kommen, brachten ihm Gift, und ermahnten ihn, es zu nehmen, und sich so der Schande der Todesstrafe zu entziehen; aber er schlug es ab. Geh Unglüklicher, sagten sie zu ihm, als sie ihn verachtungsvoll verließen: du bist nicht würdig anders als durch Henkershand zu sterben.

Die Hauptumstände habe ich vom Greffier = criminel, der mir die Proceßacten anvertraut hat.

Der

Der Graf von Horn war vor seinem lezten Verbrechen als ein Geldschneider und ausgemachter schlechter Mensch bekannt. Seine Mutter, die Tochter des Prinzen von Ligne, Herzog von Aremberg, Grand von Spanien und Ritter vom goldenen Vlies, und sein ältester Bruder, Maximilian Emanuel, Prinz von Horn, hatten, als sie von der schlechten Aufführung des Unglüklichen, von dem die Rede ist, unterrichtet wurden, einen Edelmann geschikt, um seine Schulden zu bezahlen, ihn gutwillig zurükzuführen, oder vom Regenten einen Befehl auszuwirken, ihn aus Paris zu bringen; unglüklicherweise aber kam dieser erst den Tag nach dem Verbrechen an (13).

Man

(13) Das Haus von Horn hat seinen Namen von der kleinen Stadt Horn in Brabant in der alten Grafschaft Looz, im Lüttichter Gebiete, gegenüber und nahe bei Rüremonde. Dieses Haus hat drei Nebenlinien gehabt. Die beiden ersten sind ausgestorben. Das Haupt der ersten heirathete Anne von Egmont, Witwe von Joseph von Montmorenci, Herr von Nivelle. Da er keine Kinder von ihr bekommen hatte, so adoptirte er die beiden Montmorenci, die sie von ihrem ersten Manne bekommen hatte, Philipp und Floris von Montmorenci. Philipp war derjenige, dem der Herzog von Alba, Anno 1568, den Kopf abschlagen ließ. Floris, sein Bruder, hatte 1570 in Spanien

das

Man behauptete, daß da der Regent die verfallnen Güter des Grafen von Horn, dem Prinzen von Horn seinem Bruder gerichtlich zuerkannt hatte, dieser ihm folgenden Brief geschrieben habe.

„Ich beklage mich nicht," gnädigster Herr, „über den Tod meines Bruders; aber es schmerzt mich, daß J. K. H. in seiner Person die Rechte des Königreichs, des Adels und der Nation übertreten haben." (Der Vorwurf ist nicht gegründet; der vorsezliche Mord wird, ohne Unterschied der Geburt, mit dem Rade bestraft.) Ich danke Ihnen für die Einziehung seiner Güter; ich würde mich für eben

das nämliche Schikfal, weil er Philipp dem Zweiten die Klagen der Niederlande über die Einführung der Inquisition überbracht hatte. Ihre beiden Schwestern wurden mit dem Hause von Lallain vermählt. Die zweite Linie ist ebenfalls ausgestorben. Die dritte bestand noch Anno 1720, in Maximilian Emanuel, Prinz von Horn, und seinem unglüklichen Bruder. Ihr Vater, Philipp Emanuel, Prinz von Horn diente in Frankreich als General-Lieutenant bei der Belagerung von Brissac und Landau, bei der Schlacht bei Speier und Ramillies, wo er sieben Wunden erhielt und zum Gefangnen gemacht wurde. Als beim Frieden von Utrecht die Niederlande an das Oesterreichische Haus abgetreten wurden, kam das von Hornesche Haus wieder unter kaiserliche Herrschaft.

eben so ehrlos halten als ihn, wenn ich jemals eine Gnade von Ihnen erhielte. Ich hoffe, daß Gott und der König Ihnen einst eine eben so pünktliche Gerechtigkeit werden wiederfahren lassen, als Sie meinem unglüklichen Bruder wiederfahren ließen.

Zu der nämlichen Zeit, als der Regent den Graf Horn der öffentlichen Rache aufopferte, ließ er in Bretagne der Ruhe seiner Regentschaft ein anderes Opfer bringen. Die königliche Kammer, die zu Nantes eingeführt war, ließ am nämlichen Tage, den 26ten März, vier Bretagner Edelleuten (14), wegen Verbrechen der beleidigten Majestät und des Eidbruchs, den Kopf abschlagen. Sechzehn wurden im Bildnis hingerichtet, und der Proceß einer großen Anzahl anderer wurde durch eine Amnestie geendigt. Ich habe von dieser Sache schon gesprochen. Alle diese unglüklichen Edelleute, deren größter Theil nicht wußte, wovon die Rede war, wurden die Opfer der Verführung des Cellamare und der Thorheit der Herzogin von Maine. Ich will nur noch einige wenige besondere Umstände anführen.

(14) Von Guer Pontcallet, von Montlouis, le Moyne, genannt Ritter von Talhouet, und du Coedic.

Die

Die ganze Stadt wurde mit Truppen besezt, den Bürgern ward verboten aus ihren Häusern zu gehn, und die Kanonen wurden auf dem Schlosse nach der Stadt zugerichtet. Als Montlouis auf das Blutgerüste stieg und die Herumstehenden in Thränen sahe, sagte er zu ihnen: Meine Landsleute, wir sterben für euch, betet für uns zu Gott. Von Evry, Referent des Processes und der vor kurzem gestorben ist, hat öfters gesagt, daß er Gnade zu erhalten gehofft hätte, da der Herzogin von Maine die Freiheit ertheilet worden sey; welches genug beweist, daß sie die Hauptverbrecherin war.

Der Regent, welcher nicht wußte, wie er die Bezahlung der Renten und Pensionen, deren Summe seine Freigebigkeit jeden Tag vermehrte, bestreiten sollte, hatte durch ein Arret vom 6ten Februar befohlen, daß die Auszahlung in Papiergeld geschehe, oder alle Renten auf zwei Procent reducirt werden sollten. Durch ein Mandat vom darauf folgenden Monat März wurden die jährlichen Renten auf den nämlichen funfzehnten Theil festgesezt, als wenn der Werth des Geldes allein von der Seltenheit oder dem Ueberfluß desselben abhienge. Der Fürst kann die gesezliche Taxe der

Zin-

Zinsen festsetzen; aber er kann die Ausleiher nicht zwingen. Das Parlement weigerte sich, sowohl das Arret als das Mandat zu registriren, und that Vorstellungen, welche nur das Recht, welche zu machen und ihre Unnützlichkeit erwiesen. Der erste Präsident, der noch nicht wußte, wie seine Sache mit dem Regenten sich entscheiden würde, stellte sich krank, um weder dem Prinzen noch dem Parlemente entgegen zu seyn. Wir werden ihn sobald auf dem Schauplaz wieder erscheinen sehn, als er die Umstände günstig für sich finden wird: diese blieben nicht lange aus.

Alle Hofleute, welche mit Schulden beladen waren, hatten sich ihrer mit Papier entladen, das ihnen weiter nichts als Erniedrigungen kostete. Die ehrliche Bürgerschaft war zu Grunde gerichtet und durch die neuerrichtete Handlungsgesellschaft von Missisipi, jezt Louisiana, übte man an den niedern Volksklassen unerhörte Grausamkeiten aus. Law sahe wohl ein, daß man den Obligationen eine wenigstens erdichtete Sicherheit geben müßte, und legte also die vorgeblichen Reichthümer zum Grunde, die vom Missisipi kommen würden. Es ist ein fruchtbares viel versprechendes Land, sagte er, überfließend an Lebensmitteln aller

Art, an Gold und Silbergruben. Es käme nur noch darauf an, Bauern hinzuschicken, die nicht nur sich selbst dort bereichern, sondern noch die Urheber der Reichthümer Frankreichs seyn würden.

Da diese Lokspeise niemand reizte, sich dahin begeben zu wollen, so nahm man alle Taugenichtse und lüderliche Frauenzimmer, die in Gefängnissen und Zuchthäusern waren, und schiffte sie ein. Man bemächtigte sich hierauf der Landstreicher, und da diejenigen, die man dazu anwendet, eine Stadt von Schurken zu reinigen, wenig von ihnen unterschieden sind, so hob man eine Menge rechtschaffener Handwerker und Bürgersöhne unter dem Vorwande auf, als wären sie Landläufer. Die Gerichtsdiener brachten einige derselben in besondere Gefängnisse, und nöthigten sie ihre Freiheit wieder zu kaufen. Dies wurde so weit getrieben, daß dem Volk die Geduld endlich verging. Man stieß die Gerichtsdiener zurük, es wurden einige getödtet, und das Ministerium, seinerseits nun furchtsam gemacht, that diesen gehässigen Verfolgungen Einhalt. Man erfuhr nachher, daß fast alle Unglüklichen, welche mit bewafneter Hand begleitet, und statt alles Unterhalts der Wohlthätigkeit der Provinzen,

durch

durch welche man sie führte, überlassen wurden, unterwegs, auf der Ueberfahrt, oder in den Kolonien gestorben waren.

Da endlich der Regent und Law nicht mehr wußten, wie sie sich helfen, und was sie den königlichen Effecten entgegen stellen sollten, so faßte die königliche Schazkammer am 21. Mai das berüchtigte Arret ab, welches die Actien um die Hälfte ihres Werths herunter sezte. Das Geschrei war allgemein, als man durch diese Verringerung sahe, wie wenig man auf die andere Hälfte rechnen könnte.

Der erste Präsident, als er sahe, daß der Regent keinen Rath mehr wußte, und alle Bürger in einem Anfall von Wuth waren, erschien wieder auf dem Schauplaz, und versammelte das Parlement; aber der Regent schikte schon den 27. den Staatssecretär la Villiere, um alle Berathschlagungen einzustellen und ein anderes Arret anzukündigen, welches den Tag darauf publicirt wurde, und die Papiere wieder in ihren ganzen Werth einsezte.

Der Streich war beigebracht. Das Zutrauen flößt sich nur nach und nach ein; aber ein Augenblik vernichtet es, und dann ist es gleichsam unmöglich, es wieder zu erlangen; auch kam es nicht wieder auf. Der Regent

wurde nun durch das allgemeine Geschrei, die Bewegungen, die Verwünschungen und Schmähschriften, die er verdient hatte, so erschrekt, daß er es versuchte, den öffentlichen Haß ganz auf Law zu wälzen, indem er ihm die Verwaltung der Finanzen nahm: und als man ihn zu ihm ins Palais-Royal führte, schlug er es schlechterdings aus, ihn zu sprechen; aber am nämlichen Abend ließ er ihn durch eine heimliche Thüre einführen, um ihm einigen Trost einzusprechen, und sich bei ihm zu entschuldigen. Da das Betragen dieses Prinzen eben so ungleich als widersprechend war, so nahm er zwei Tage darauf den Law mit in die Oper. Um ihn aber doch gegen die Wuth des Volks sicher zu stellen, gab er ihm eine Schweizer-Wacht in sein Haus. Diese Vorsicht war nicht unnüz; Law war in seinem Wagen mit einem Steinregen begrüßt worden, und wäre er etwas entfernter von seinem Hause gewesen, so würde er gesteinigt worden seyn. Seine Gemahlin und seine Tochter hätten bald das nämliche Schiksal auf dem Spaziergange gehabt, wo sie die Unvorsichtigkeit begiengen, sich zu zeigen, ohne zu bedenken, daß die Menge der Lustwandelnden nicht aus lauter Hofleuten besteht. Ueberdies wird in Frankreich wie in jedem

dem andern Staat das Unrecht eines Ministers noch vergrößert, wenn er ein Fremder ist. Wenn Richelieu ein Italiener gewesen wäre, so würde er vielleicht bei uns, ungeachtet der Lobeserhebungen der Academie, in einem eben so schlechten Rufe stehn, als der Kardinal Mazarin, obgleich von einer andern Art.

Innerlich ließ sich der Regent Gerechtigkeit genug wiederfahren, um zu fühlen, daß er sich mehr als Law vorzuwerfen hätte. Dieser floh ins Palais-Royal, weil der Volksauflauf mehreremal wider ihn erneuert wurde, und schrieb den Fall seines Sistems dem Siegelbewahrer zu, welcher, weil er gezwungen worden, die Finanzverwaltung abzutreten, alle ihre Operationen gehemmet und das Arret vom 21ten Mai angerathen habe.

Dübois, dem das Sistem so viel Geld verschaft hatte, und der noch mehr dadurch zu erhalten hofte, unterstüzte die Rachbegierde des Law, und beide vermogten den Regenten, den Kanzler von Aguesseau zurükzuberufen. Law und der Ritter von Conflans, erster Kammerjunker des Regenten, holten ihn zusammen zu Fremes ab, während daß Dübois in des Königs Namen dem D' Argenson die Siegel abforderte, welche dem Kanzler zurükgegeben

wurden, dessen Ruf dadurch, daß er vom Law zurükgebracht worden war, einen solchen Flek erhielt, daß er nur sehr schwer seinen ersten Glanz wieder erhielt.

D'Argenson behielt zwar noch alle dem Siegelbewahrer zustehende Ehrenbezeigungen. Dieser Vorzug aber und das Vermögen, das er sich erworben hatte, denn er war von Geburt sehr arm, schüzten ihn nicht wider die Krankheit der in Ungnade gefallenen Minister, eine Art von Spleen, die sie fast alle befällt, und woran die meisten sterben.

Von dem Augenblik an, als dem Law, welcher nur die Bank und die Indianische Kompagnie beibehielt, das General-Gegenschreiberamt abgenommen wurde, ward Pelletier des Forts zum Generalfinanz Kommissär ernannt, und bekam den D'Ormesson und Gaumont zu Beisitzern.

Der Regent, um sich die Gunst des Publikums wieder zu erwerben, oder wenigstens dessen Haß zu mindern, schien anfangs das Parlement bei seinen Verfügungen zu Rathe zu ziehn. Durch ein Arret vom ersten Junii ward es erlaubt, in seinem Hause eine so große Summe Geldes zu haben als man wollte; aber wenig Personen waren im Stande, die Erlaubnis

nis zu benuzen. Fünf Deputirte vom Parlemente wurden zugelassen mit den Finanzkommissären zu conferiren. Um die Bankozettel wieder einzuziehn, schuf man 25 Millionen Renten auf die Stadt, wovon das Kapital zu zwei und ein halb Procent war, und die eingezognen Zeddel wurden öffentlich auf dem Rathhause verbrennt. Dies gab aber dem Privatmanne das zu den dringenden und täglichen Bedürfnissen nöthige Geld nicht. Da die gewöhnlichsten Lebensmittel zu einem übermäßigen Preis gestiegen waren, und die Bankozeddel von allen Kaufleuten abgewiesen wurden, war man genöthigt, das wenige Geld auf der Bank unter die Inhaber der Verschreibungen zu theilen. Das Gedränge war so groß, daß mehrere Personen darin erdrükt wurden; man trug drei todte Körper an das Thor des Palais-Royal. Dies Schauspiel machte einen solchen Eindruk, daß ganz Paris einer Empörung nahe war. Le Blanc, Staatssecretär, lief hinzu, und ließ den Wächter und die Wache der Thuilerien rufen; während daß er aber ihre Ankunft erwartete, faßte er seinen Entschluß als Mann von Geist, und da er sieben bis acht starke Männer bemerkte, welche bei einem Volksaufruhr sehr gut figuriren und ihn sogar anfan-

gen konnten, sagte er gelassen zu ihnen: meine Kinder, nehmt diese Körper, tragt sie in eine Kirche und kommt geschwind wieder, damit ich euch bezahle. Es wurde ihm augenbliklich gehorcht, und die ankommenden Soldaten zerstreuten durch ihren bloßen Anblik die Menge, welche die Leichname, die so vielen Eindruk machten, nicht mehr vor ihren Augen sahn. Ein Theil des Volks hatte schon das Palais-Royal verlassen, um den todten Körpern, die man forttrug, zu folgen, es sey nun aus maschienenmäßiger Neugierde, oder um einen Theil der versprochenen Belohnung davon zu tragen. Am nämlichen Tage wurde ein Befehl bekannt gemacht, durch welchen dem Volke bei der strengsten Strafe verboten wurde, zusammen zu laufen.

Die Regierung war so schlecht, daß kein rechtschaffener Mann mehr Zutrauen zu ihr hatte. Man verbrannte seit einigen Tagen auf dem Rathhause die vom Publico eingezogenen Verschreibungen. Trudaine, Prevot der Kaufleute, in dessen Gegenwart und unter den Augen des ganzen Municipal-Corps dies geschah, glaubte Nummern zu bemerken, die schon durch seine Hände gegangen waren, und gab seine Vermuthungen sehr deutlich zu verstehen.

Trü-

Trüdaine war ein Mann von biederm Herzen, voll Ehre und Gerechtigkeit, von strengen Sitten, im Geiste und in den Grundsätzen der alten Magistratur erzogen, ein Feind von neuen Bahnen, und vorzüglich von denen, die ihm krumm schienen, folglich ein Tadler des Sistems, nicht im geringsten Staatsmann, sogar ein wenig hart: sein Sohn, der noch mehr Einsichten besizt, gleicht ihm ziemlich. Eine vortrefliche Art Menschen!

Die Vermuthungen des Prevot der Kaufleute konnten übelgegründet, aber sie schienen so wahr zu seyn, und seine Stelle hatte so viel Einfluß auf das öffentliche Zutrauen, daß der Regent sie ihm nahm und dem Chateauneuf gab. Umsonst stellte man vor, daß es wider alle Regel wäre einen Prevot der Kaufmannschaft vor dem Ende seiner Regierung abzusetzen, und wider alle Municipal-Gesetze, einen Fremden ([16]) an seine Stelle zu setzen; daß hingegen diese einem tugendhaften und dem Volke theu-

(16) Castagneres von Chateauneuf war zu Chambery in Savoyen geboren; er war erster Präsident des Oberhofgerichts dieser Stadt gewesen, wurde dann in Frankreich naturalisirt, Gesandter in Portugal, Holland, an der Pforte, und Präsident der königlichen Kammer zu Nantes.

theuern Manne angethane Ungerechtigkeit das Mistrauen, anstatt es zu vernichten, begünstigen würde. Das Regellose hielt aber den Regenten von nichts ab; folglich ward Trüdaine abgesezt, und er war der Einzige, den diese Ungerechtigkeit nicht rührte.

Da der Plaz zum Geldhandel auf der Quincampoix-Gasse zu enge war, wurde er auf den Vendome-Platz verlegt: dort versammelten sich die größten Schurken und die vornehmsten Herren: Geldbegierde vereinigte alle und machte sie einander gleich. Man glaubte bei Hof, daß niemand als der Kanzler, die Marschälle von Villeroi und Villars, die Herzoge von Saint-Simon und de la Rochefoucault, sich vor der Ansteckung bewahrt hätten. Der Marschall von Villars prahlte sogar mit den Eigenschaften, die er selbst besaß; eines Tages fuhr er in einem prächtigen Wagen mit Pagen und Laquaien über den Plaz, und wollte, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln, einigen Nutzen von seiner Uneigennützigkeit ziehn. Da er durch die Menge verhindert wurde, geschwind zu fahren, so sahe er zum Schlage hinaus, und zog wider den Geldhandel, die Schande der Nation, heftig los, indem er hinzusezte, daß ihn das

Geld

Geld wenig rühre. Im Augenblik erscholl ein allgemeines Hohngelächter von Leuten, welche schrien: he, die Schuzbriefe! he, die Schuzbriefe! von welchen der Marschall, als er die Armee commandirte, einen großen Nutzen gezogen hatte. Dies Geschrei, welches wie ein Echo von einem Ende des Platzes bis zum andern wiederholt wurde, gebot dem Marschall Stillschweigen; er verbarg sich in seinen Wagen, fuhr so gut es gehn wollte vorbei, und hielt keine öffentliche Rede mehr.

Als eines Tages der Herzog sich unbefangener Weise der Anzahl Obligationen rühmte, die er besaß, sagte Türmenies, königlicher Schazbewahrer, ein Mann von Verstand, und der sich ein Recht auf Vertraulichkeit, sogar mit den Prinzen erworben hatte, zu ihm: Gnädiger Herr, zwei Obligationen von Ihrem Großvater sind mehr werth als alle diese. Der Herzog lachte darüber, aus Furcht genöthigt zu werden, sich darüber zu erzürnen. Dieser nämliche Türmenies, welcher sich bei der Ankunft des Grafen von Charolois befand, der drei Jahr verreist gewesen war, bemühte sich mit vielen andern sehr, seine Freude zu bezeugen. Dieser Prinz sahe ihn kaum an; Türmenies wandte sich hierauf zu der Versammlung,

lung, und sagte: meine Herren, ich rathe Ihnen, Ihre Kinder auf Reisen gehen, und sie viel Geld verthun zu lassen; sehen Sie, so kommen sie wieder!

Der Graf von Charolois trat nach seiner Ankunft in den Regierungsrath, er erhielt aber durch ihn kein Gewicht.

Da dem Kanzler der Tumult des Geldhandels auf dem Vendome-Plaz, wo die Kanzlei ist, sehr beschwerlich fiel, so bot der Prinz von Carignan, der sehr begierig nach Geld war, und es sich eben nicht sehr bekümmern ließ, durch welche Wege er es erlangte, sein Hotel von Soissons dazu an. Er ließ in dem Garten eine Menge kleiner Hütten bauen, wovon eine jede zu fünfhundert Livres monatlich gemiethet wurde: das Ganze brachte jährlich fünfmal hunderttausend Livres ein. Um die Geldmäkler zu zwingen, sich ihrer zu bedienen, erschlich er einen Befehl, durch welchen, unter dem Vorwand gute Policei bei dem Geldhandel zu handhaben, und dem Verlieren der Brieftaschen zuvorzukommen, es verboten ward, irgendwo anders als in diesen Hütten einen Handel zu schließen.

Das Parlement schmeichelte sich, seitdem seine Deputirten mit den Finanzkommissären con-

conferirten, an der Administration Theil zu nehmen: diese Täuschung war aber nicht von langer Dauer. Ein Edict, welches der Indianischen Kompagnie jede Art Handlung ohne Ausnahme verstattete, wurde den 17ten Julii, an dem nämlichen Tage, an welchem einige Menschen erdrükt wurden, an das Parlement abgegeben, um registrirt zu werden. Während daß man über diese Sache mit Eifer sprach, gieng der erste Präsident einen Augenblik hinaus, und sagte, als er wieder hereinkam, was sich an der Bank zugetragen hätte, und daß der Wagen des Law wäre in Stücken zerschlagen worden. Alle Magistratspersonen standen bei dieser Neuigkeit zu gleicher Zeit mit einem Freudengeschrei auf; ein sehr unanständiges Betragen für eine solche Versammlung! Ist Law in Stücken zerrissen? riefen alle. Der erste Präsident antwortete, er wisse von den Folgen des Tumults nichts. Die ganze Versammlung verwarf das Mandat, und hob die Sitzung auf, um nach Neuigkeiten zu laufen.

Der Regent, aufgebracht über die wenige Gefälligkeit des Parlements, hielt Donnerstags den 18ten einen geheimen Rath, wo beschlossen wurde, das Parlement nach Blois zu versetzen. Der Kanzler stimmte, wie die übri-

gen

gen dazu, mit der Verlegenheit eines Mannes, der der Verweisung überdrüßig ist und wieder hinzugehn fürchtet. Er erhielt aber doch, nachdem der Rath geflogen war, von dem Regenten, Pontoise statt Blois zu wählen.

Den 21ten, Sonntags, bemächtigten sich, ohne daß davon zuvor etwas bekannt worden war, mehrere Garde-Kompagnien schon um vier Uhr des Morgens, der Höfe und Aussenseiten des Palasts; ein Theil der Musquetiers besezte die Parlements-Kammer, und andere das Hotel des ersten Präsidenten, während daß ihre übrigen Kameraden allen Magistratspersonen den Befehl überbrachten, sich nach Pontoise zu begeben.

Diese Versetzung des Parlements nach Pontoise, welches sieben Meilen von Paris entfernt ist, machte, statt der Autorität einen Zuwachs zu verschaffen, dieselbe vielmehr lächerlich, und ward durch die Umstände, die sie begleiteten, zu einem komischen Auftritte. Den nämlichen Abend noch ließ der Regent 100,000 Livres in Gelde, und eben soviel in Obligationen, zum Generalprocurator tragen, um denen, die es bedürften, damit zu helfen. Der erste Präsident erhielt eine noch stärkere Summe, um seinen Tisch zu bestreiten, und zog zu

ver-

verschiednen Malen mehr als 500,000 Livres vom Regenten; so daß die Sitzung zu Pontoise eine Art von Feiertagen wurde.

Der erste Präsident hielt offene Tafel, und diejenigen, welche aus Unpäßlichkeit oder aus einer andern Ursache zu Hause bleiben wollten, schikten zum ersten Präsidenten, und liessen holen, was sie haben wollten. Nachmittags wurden die Spieltische in den Zimmern zugerichtet und für diejenigen, welche die Spazierfahrt vorzogen, standen die Kutschen im Hofe bereit. Der erste Präsident stieg in die schönste und ernannte dann aus der Gesellschaft, die auf seinem Wege in einer Reihe stand, diejenigen, die ihn begleiten sollten; dem zufolge fanden die Herren, daß der erste Präsident der größte Mann von allen sey, die je seine Stelle bekleidet haben. Abends wurde ein prächtiges und geschmakvolles Souper für alle artige Frauenzimmer und Mannspersonen von gutem Ton gegeben, welche täglich von Paris kamen, und in der Nacht wieder hinfuhren. Die Lustbarkeiten und Konzerte wechselten unaufhörlich mit einander ab. Der Weg von Pontoise war so besucht als es der von Versailles jezt ist. Es würde vielleicht nicht unmöglich gewesen seyn, Regenten zu vermögen, ebenfalls

dahin zu kommen. Er gab das Geld zu den Vergnügungen dieser Verwiesenen her, welche den unanständigsten und leichtfertigsten Spaß über ihn machten. Es wurde fast kein Rechtshandel geschlichtet, und die, welche Processe führten, waren die einzigen, die bei der Geschichte litten.

Die Rechnungskammer, das Steuerkammergericht, der hohe Rath und die Universität schikten Deputirte nach Pontoise, um dem Parlement ihre Höflichkeit abzulegen. Es wurde registrirt und den 15ten August ließen die Rechnungskammer und das Steuerkammergericht, bei der Procession des Gelübdes Ludwigs des dreizehnten, den Plaz des Parlements ledig.

Da man für die Vacationskammer eine Verordnung des Königs haben muß, und der erste Präsident sie nicht ankommen sahe, so faßte er, nachdem er vierzehn Tage umsonst gewartet hatte, den Entschluß, zum Regenten zu gehn, um ihn zu fragen, ob er vielleicht diese Verordnung nicht zu geben gedächte. Der Prinz antwortete ihm, daß sie fertig wäre; und am nämlichen Tage erschien ein Arret des Conseil für die Einführung einer königlichen Kammer unter dem Namen Vacationskammer, wel-

welche aus Staatsräthen und Suppliquenmeistern zusammengesezt war, und die Appellationen an den Staatsrath, so wie die civil und criminal Processe des Parlements entscheiden sollte. Hierauf nahmen die Magistratspersonen von Pontoise ihre Vakanzen; es blieben nur ein Präsident von jeder Kammer und einige Räthe daselbst.

Der Regent hatte es für unnöthig gehalten, im Parlement eine Vacationskammer zu ernennen, welche nicht mehr Geschäfte beendigen würde, als das ganze Korps, welches sich geweigert hatte, bei Gelegenheit der Vereinigung der Bischöfe über die Constitution, eine Verordnung vom 4ten August zu registriren.

Der Grund dieser Sache war dem Regenten eben so gleichgültig als vielen andern; aber der Abbe' Dübois nahm einen lebhaften Antheil daran. Seine neue Würde als Bischof von Cambray stärkte seine Hoffnungen und Mittel zum Kardinalshut zu gelangen. Er durfte zwar noch nicht öffentlich davon reden; aber er war demungeachtet, so wie man gesehen hat, der Bewilligung und der Fürbitte sogar des Regenten gewiß. Dieser Prinz hatte zu seinen Vertrauten gesagt: wenn dieser Schurke toll und unverschämt genug wäre, an

die Kardinalswürde zu denken, so wollte ich ihn zum Fenster hinauswerfen lassen; er hatte sich aber nicht viel höflicher über die Erzbischofswürde von Cambray ausgedrükt, und hatte sie ihm doch zugestanden. Folglich kam es nur noch darauf an, den Weg von Seiten des Pabstes zu bahnen.

Dübois, reich an Geld, Ansehn und Ränken, unterhielt in Rom mehrere Agenten, die sich einander nicht kannten. Der Abbe von Camache, unser Auditeur in der Rota (16), entdekte diese List. Aufgebracht, daß man ihm aus dieser Sache ein Geheimnis machte, widersezte er sich ihr aus allen Kräften. Ueberdies hatte er ein persönliches Interesse dabei: als ein Mann von Verdienst, Geist und Gelehrsamkeit, hatte er sich so ausgezeichnet, daß er Oberhaupt der Rota war. Er hatte sich eine

(16) Die Rota ist ein Tribunal, welches aus zwölf Geistlichen besteht: drei Römern, einem Mailänder, einem Polen, einem aus Ferrara, einem Venetianer, einem Franzosen, zwei Spaniern, und einem Teutschen. Die Academie della Crusca leitet Rota davon her, weil die Richter daselbst einer nach dem andern den Dienst verrichten. Ducange behauptet, daß dies Wort daher kommt, daß der Fußboden des Zimmers mit räderförmigen Stücken Porphyr ausgelegt ist.

eine Anzahl wichtiger Freunde gemacht, und strebte selbst nach dem Hute, nach dem Beispiel der Kardinäle von la Tremouille und von Polignac, denen die Rota den Weg dazu geöfnet hatte. Er widmete sich gänzlich dem Römischen Hof, sahe ihn als sein Vaterland an, und beschloß seinem Ergeiz alles aufzuopfern.

Die Agenten des Dübois benachrichtigten ihn von dem, was vorgieng. Er gerieth darüber in Wuth und schikte augenblicklich dem Gamache einen Zurükberufungsbefehl. Dieser entschuldigte sich anfangs und beklagte sich über das wenige Zutrauen, das man ihm bezeigte; Dübois verwarf die Entschuldigungen, und wiederholte noch härter den Befehl zurükzukommen. Hierauf legte Gamache die Maske weg, und antwortete dem Dübois trotzig, daß die Zurükberufung eines Auditeurs der Rota keineswegs von einem Minister abhienge; daß der selige König, als er ihn ernannte, seine Gewalt vollzogen hätte; daß er, Gamache, jezt Mitglied eines der ersten Tribunäle der Welt wäre; man müßte um einen Auditeur abzusezen, ihn erst eines Verbrechens überzeugen; daß nur der Pabst, einziger Souverain von Rom und der Rota, Richter eines solchen Processes seyn könnte, wenn es statt finden sollte, einem Manne, der in der

Lehre, Aufführung und den Sitten untadelhaft wäre, den Proceß zu machen.

Als Dübois diesen Brief las, stampfte er vor Wuth mit den Füßen, und überließ sich der ganzen Heftigkeit seiner Raserei; dies war das Recept, seine Laune aufzuheitern: dann wurde er ruhig, fähig zu berathschlagen und sogar klug zu verfahren.

Das Verfahren des Gemache, die höchste Tollheit und Unverschämtheit in Bezug auf Frankreich, ward ihm in Rom zum Verdienst. Jeder andere Minister, der nicht nach dem Hut gestrebt hätte, würde den Gamache zu kommen gezwungen und ihn bestraft, oder wenigstens durch die Verkümmerung seiner Güter zu dem Stande eines Verbannten gebracht haben. Aber Dübois hütete sich wohl, sich zum Vertheidiger der Grundsätze des Königreichs wieder die italienischen Chimären zu einer Zeit zu erklären, wo er sie zu ehren scheinen mußte. Ueberdies fürchtete er auch, seine Hofnungen laut werden zu lassen, weil er wußte, daß Gamache in dem Kardinalscollegium und in der vertrauten Dienerschaft des Pabstes Freunde hatte. Er faßte also den Entschluß, ihn auf seine Seite zu bringen, und schrieb ihm augenbliklich, daß er ihn nur deswegen hätte zurükberu-

berufen lassen, um ihn seiner Geburt und seinen Verdiensten nach anständiger anzustellen, indem er ihm das Erzbisthum von Embrün gäbe. Gamache, welcher nicht böse darüber war, sich aus dem Dübois, nachdem er sich ihm furchtbar gemacht hatte, einen Freund zu schaffen, antwortete durch einen verbindlichen Brief; schlug aber die Erzbischöfliche Würde aus, weil er zufrieden sey, Auditeur der Rota zu bleiben, und bot dem Dübois zu seinen Absichten seine Dienste an. Von diesem Augenblik an verstanden sich diese beiden Ehrgeizigen vortrefflich. Gamache wurde dem Minister zum Hute sehr nüzlich, und würde selbst dazu gelangt seyn, wenn ihn der Tod nicht in seinem Laufe unterbrochen hätte.

Dübois, der dem Pabste gefallen, und sich durch einen glänzenden Dienst auszeichnen wollte, hatte beschlossen, die Constitution annehmen zu lassen. Da er im Parlement die Willfährigkeit nicht gefunden hatte, die er zur Registrirung der Verordnung verlangte, glaubte er, daß der hohe Rath die Stelle des Parlements vertreten würde, und überredete den Regenten, daß dies die nämliche Wirkung haben würde.

Man kann nicht soldatischer verfahren, als man es in dieser Sache that. Der Regent ließ auf Anrathen des Dübois, dem Rath die Verordnung vorlesen, und betrachtete sie, ohne die Stimmen zu sammeln, als gebilligt.

Im hohen Rath verfuhr man fast auf gleiche Art. Der Regent, der sich nicht schmeichelte, daß die Mitglieder dieses Tribunals eine unbedingte Registrirung zugeben würden, ließ sich von den Prinzen, Herzogen und Pairs und von den Marschällen Frankreichs begleiten; diese leztern haben als hohe Reichsbeamte, Stimme in diesem Tribunale, wenn sie den Kanzler dahin begleiten, da sie doch keine im Parlement haben, als wenn sie den König in Person dahin begleiten. Auch stimmten in der That mehrere Richter nachdrüklich wider die Verordnung; Einer von ihnen, Namens Perelle, führte unter andern die Grundsätze an, auf welche er seine Meinung gründete. Der Kanzler fragte ihn, wo er dergleichen Grundsätze gefunden hätte; kaltblütig antwortete Perelle: in den Schutzreden des verstorbenen Kanzlers Herr von Agueſſeau. Doch da die Begleitung des Regenten dem Richter an der Zahl überlegen war, so wurde die Verordnung registrirt, und kein Mensch sahe diese Registrirung anders

als

als für eine gezwungene Handlung an, die nichts gültiges hatte: selbst der Pabst war nicht damit zufrieden. Der Römische Hof, der mehr als irgend ein anderer an seinen Grundsätzen hieng, wußte, wieviel Gewalt eine Nationalmeinung auf die Völker hat; in Frankreich ist es das stärkste Fundament des salischen Gesetzes. Eine im Parlemente mit Freiheit geschehene Registrirung scheint unter uns die Sanction des Gesetzes, und dieses Gericht hat allein das Recht oder die Freiheit, seine Entschließungen von den untern Tribunälen beobachten zu lassen.

Es dauerte nicht lange, so merkte Dübois, daß er weder für Rom, noch für sich selbst etwas ausgerichtet und überdies seinen Herrn mit hinein verwickelt hätte; aber wie sollte er nun wieder umlenken? Er hatte sich mit Law vereinigt, um den Regenten zu überreden, daß die Parlementer, weit entfernt nüzlich zu seyn, den Wirkungen des Gouvernements beständig entgegen wäre; man müsse sie unterdrücken und das Kaufgeld der Aemter in Bankozetteln zurükzahlen, das heißt sie banquerot machen; alsdann würde der König immer der Herr seyn: als wenn die willkührliche Gewalt nicht jede Monarchie vernichtete.

Dieser Entwurf war schon vorgeschlagen worden, und man war im Begrif ihn auszuführen, als das eigne Interesse des Abbe' Dübois dazu beitrug, ihn fehlschlagen zu lassen; und zwar auf folgende Art.

Der Kardinal von Noailles hatte sich anheischig gemacht, einen Einwilligungsbefehl mit Erklärungen zu geben, so bald die Verordnung über die Vereinigung der Bischöfe würde registrirt worden seyn. Der Abbe' Mengun, Parlementsrath, ein Mann vom größten Verdienste und Busenfreund des Kardinals, wurde von den Absichten, die man wider das Parlement hatte, unterrichtet. Er ließ seinen Freund bemerken, daß er dem Staate den größten Dienst leisten könnte, wenn er sich weigerte, seinen Befehl bekannt zu machen, bevor die Verordnung im Parlement registrirt wäre, und stellte ihm umständlich alle Gründe vor, auf die er sich wider den Regenten stützen könnte, den man überredet hätte, daß der Friede der Kirche von der Bekanntmachung dieses Befehls abhienge. Der Kardinal faßte diese Gelegenheit und führte dem Regenten alles an, was man wider die Registrirung des hohen Raths sagen konnte.

Auf

Auf einer andern Seite erzeigte der Staatssecretär le Blanc dem Parlemente einen sehr guten Dienst, und er ward ihm in der Folge unter der Regierung des Herzogs vergolten. Le Blanc ließ den Dübois bemerken, wie sehr dem Römischen Hof daran gelegen wäre, daß das Parlement Bürge der Vereinigung der Bischöfe wäre; nach dieser Vorstellung arbeitete Dübois, den Regent wieder auf die Seite des Parlements zu bringen, und hatte dazu die ganze Gewalt, die er über die Gesinnungen dieses Prinzen besaß, nöthig. Der Regent, welcher der Rechtschaffenheit keines Menschen traute, und Beweise von der Bosheit des Dübois hatte, schenkte ihm dennoch sein ganzes Vertrauen. Dieses hatte er sich wenigstens nicht durch Scheinheiligkeit erworben; wenn er von Rechtschaffenheit zu sprechen gewagt hätte, so würde er den Prinzen, der ihn genau kannte, aufgebracht haben: aber es war ihm gelungen, ihn zu überreden, daß, da er, Dübois, nur durch seinen Herrn lebte, er ihm durch ein unzertrennbares Interesse ergeben wäre, und zwar um desto mehr es seyn müsse, weil die Abnahme der Macht des Regenten sein Untergang seyn würde. Unterzeichnen Sie dieses, gnädigster Herr, sagte er eines Tages

zu

zu ihm, indem er ihm ein Memoire überreichte, dessen Erklärung der Regent von ihm verlangte: Unterzeichnen Sie, Sie wissen, daß ich eine angeborne Neigung für Sie habe, und dies muß Sie überzeugen, daß ich Ihnen nichts vorlege, was nicht Ihren Absichten entspräche.

Der Kardinal von Noailles, indem er dem Regenten bescheiden widerstand, und Dübois, der heiligste und gottloseste unter den Prälaten, indem er ihm schmeichelte, liefen also beide, ohne sich zu bereden, denn sie waren nicht geschaffen, um miteinander zu unterhandeln, nach dem nämlichen Ziel.

Dübois war zu schlau, als daß er sogleich eine zweite Registrirung der Verordnung und noch weniger die Zurükberufung des Parlementes vorschlagen sollte, da er kurz vorher die Autorität des hohen Raths erhoben, und denen mitgeholfen hatte, welche das Parlement vernichten wollten. Er fieng damit an, daß er dem Regenten sagte, die Verordnung, welche der Kardinal von Noailles versprochen habe, sey schlechterdings zur Pacification der Kirche nothwendig. Der Regent forderte den Kardinal vor sich und mahnte ihn um sein Versprechen. Der Kardinal wandte zu seiner Entschuldigung die Registrirung der Erklärung vor, welche nur

im

im Parlement gültig seyn könnte. Der Regent, der in diesem nämlichen Augenblicke sich mit den Mitteln, diese Versammlung zu unterdrücken beschäftigte, ereiferte sich wider den Kardinal; dieser, ohne die Schranken der Ehrfurcht zu übertreten, beharrte auf seiner Weigerung, sezte hinzu, er würde eher sein Amt niederlegen, als seinen Befehl ertheilen, und daß er sich, nach einer vierzigjährigen Bischofswürde, glüklich schätzen würde, eine Welt voll Ungerechtigkeit zu verlassen.

Der Regent argwohnte, daß der Kardinal mit dem Parlemente einverstanden wäre, und beschloß die äußersten Mittel wider eine Versammlung zu ergreifen, die ihm, sagte er, Gesetze vorschreiben wollte. Der Herzog, Law und alle Apostel des Sistems flammten ihn immer mehr und mehr an; sogar Mitglieder des Parlements, wie zum Beispiel der Präsident von Blamont, welcher, nachdem er als Bürger exilirt worden, als Spion des Regenten wiedergekommen war, gaben Memoires über die Form ein, welche man der Gerechtigkeitspflege geben könnte, wenn man das Parlement unterdrükte. Die Sachen waren indessen noch lange nicht so weit gediehen, um diesen Entwurf auszuführen, und die Zeit, daß das Parlement

lement zu Pontoise wieder eröfnet werden sollte, war gleichwohl vor der Thüre.

Den 11ten November erhielten alle Magistratspersonen ein königliches Handschreiben, welches den Befehl enthielt, sich nach Blois zu begeben, um dort den 2ten December die Sitzung des Parlements zu eröfnen. Den Kanzler, den die französische Uebereilung der Schwachheit beschuldigte, gieng sogleich zum Regenten und sagte ihm, daß es nicht mehr Zeit wäre, das Unglük des Staats zu verheimlichen; und da er weder etwas Gutes zu Stande bringen, noch das Uebel verbessern könnte, so käm er das Siegel zu überliefern. Der Regent über diesen Antrag erstaunt, weigerte sich die Abdankung anzunehmen, und bat ihn wenigstens noch einige Tage zu warten, bis er sich entschlossen hätte.

Der Kardinal, welcher jezt die glänzendste Rolle hätte spielen können, wenn er den Stolz gehabt hätte, das Oberhaupt einer Partei zu werden, gab den folgenden Tag seinen Befehl, sowohl aus Besorgniß, sein Widerstand möchte dem Parlement zugerechnet werden, als damit dem Regenten kein Vorwand zur Versetzung nach Blois übrig bliebe. Eben hatte der Kardinal diesen Prinzen, dem er seine Verord-

nung

nung eingehändigt hatte, verlassen, als der Kanzler ankam, um seine Abdankung zu bestätigen. Der Regent, gerührt durch das Verfahren des Kardinals und durch die ehrfurchtsvolle Standhaftigkeit des Kanzlers, bat diesen zu warten, weil die Sachen noch in Ordnung gebracht werden könnten.

An dem nämlichen Tag ließen la Vrilliere, Leblanc und Dübois, welcher, ohne sich zu zeigen, sie unterstüzte, dem ersten Präsidenten rathen, dem Regenten unter dem Vorwande aufzuwarten, als wolle er Abschied von ihm nehmen, ehe er nach Blois gienge.

Der erste Präsident in Begleitung von zwei und zwanzig Präsidenten oder Räthen, begab sich also ins Palais-Royal, wo er den Regenten mitten unter den Parlementsfeinden antraf, welche die Folgen dieses Schrittes einsahn, und deren jeder die Mine annahm, die zu seinem Character paßte. Der Herzog war sehr verlegen, zu gleicher Zeit als Freund des Parlements und des Law zu erscheinen. Der Herzog dela Force, zu bekannt, als daß er sich schmeicheln konnte, zu täuschen, verbarg seine Besorgnisse nicht. Law, um keine Schwachheit zu verschulden, spielte den Unverschämten; geboren,

sich

sich empor zu schwingen oder zu sinken, schien er auf jeden Vorfall bereit zu seyn.

Nachdem der erste Präsident von der Unterwürfigkeit geredet hatte, die das Parlement für die Befehle des Königs hätte, stellte er vor, wieviel Familien durch die Entfernung des Parlements leiden würden, und gieng bei dieser Gelegenheit in einige einzelne Umstände über, die dem Regenten Anlaß gaben, zu antworten, daß er diese Hindernisse nicht vorausgesehn habe. Nach mehrern weitläuftigen Klagen über das Verfahren der Richter, von welchen er allezeit diejenigen ausnahm, welche gegenwärtig waren, sagte er endlich zum la Brilliere, er sollte neue Befehle nach Pontoise anstatt nach Blois ausfertigen.

Was auch immer einzelne Mitglieder zum Besten eines Korps unternehmen, es hat doch nie den allgemeinen Beifall. Diejenigen, die sich nicht im Palais-Royal eingefunden hatten, nannten diesen Besuch kriechend und behaupteten, dies hieße auf Unkosten der Abwesenden sich gefällig erzeigen, und eine solche Deputation hätte nur auf Befehl des Korps gemacht werden sollen. Der erste Präsident und diejenigen, die ihn begleitet hatten, antworteten: ein jedes einzelne Mitglied habe die

Frei-

Freiheit, einen höflichen oder ehrfurchtsvollen Besuch abzulegen, sie hätten ferner nicht im Namen des Parlements gesprochen, da sie den Regenten Monseigneur genannt hätten, ein Titel, den ihm das Parlement nicht gäbe; überdies ärntete die ganze Versammlung die Früchte eines besondern Schrittes ein, indem der Regent durch ihre Zusammenberufung und durch Uebersendung der Verordnung ein authentisches Geständnis ablegte, daß er seine Macht überschritten habe, als er sich an den hohen Rath wandte.

Dieser besondere Schritt konnte indessen eine Trennung in der Versammlung verursachen. Der Abbe' Mengny hatte großen Antheil an der Wiedervereinigung gehabt; der Abbe' Pücelle, ein geachteter Freund, aber Nebenbuhler des Abbe' Mengny in Rükksicht seines Ansehens, hegte eine entgegengesezte Meinung.

Das Parlement wurde den 25ten November zu Pontoise wieder eröfnet. Ehe die Verordnung vorgelegt wurde, wendete man mehrere Tage an, den Abbe' Pücelle zu gewinnen, und nachdem man sich mit ihm über die Milderung, die er in der Registrirung verlangte, berathschlagt hatte, um die Appellanten gegen

alle Gewaltthätigkeit zu schützen, fand man kein Hindernis mehr.

In den zahlreichsten Versammlungen findet man selten mehr als zwei oder drei Personen, die über alles entscheiden; dies beweist, daß es kein Korps giebt, das nicht nach der Monarchie abzwecke. Das Parlement registrirte die Verordnung den 4ten December, wurde den 16ten zurükberufen, und übernahm den 20ten seine Amtsverrichtungen wieder in Paris.

Die Geschäfte hatten sich, durch die wenige Arbeit des Parlements in Pontoise, so angehäuft, daß die Kammer, welche bei den Augustinern errichtet worden war, sogar nach der Zurückunft des Parlements fortfuhr viele Processe abzuurtheln, und sich durch ihre Beschleunigung und Redlichkeit Ruhm erwarb.

Die Zurükberufung des Parlements entschied die Vertreibung des Law. Weislich war der Controlleur-General zwei Tage vor der Sitzung in einem Wagen mit dem Wapen des Herzogs und in Begleitung einiger Livreebedienten dieses Prinzen, welche ihm statt einer Salvegarde dienten, abgereiset; auch hatte ihn der Regent auf jeden Fall mit Pässen versehn. Dies verhinderte den älteren D'Argenson, In-

ten-

tendant von Maubeuge, nicht, ihn anzuhalten als er durch Valenciennes fuhr, und durch einen Kourier davon Nachricht zu geben, der ihm aber sogleich mit dem größten Verweis, daß er die Pässe nicht mehr geehrt hätte, zurükgeschikt wurde.

Law war ein Schottländer, und gab sich wie alle Fremden für einen Edelmann aus. Er war groß, wohlgewachsen, von angenehmer und edler Bildung, vielem Verstande, auszeichnender Höflichkeit, und stolz ohne Uebermuth. In seinem Hause herrschte mehr Ordnung und Reinlichkeit als Luxus. Seine Frau, oder die wenigstens dafür gehalten wurde, denn man hat nachher erfahren, daß sie nicht verheirathet waren, war eine Engländerin von Stande und sehr hochmüthig, welche die Erniedrigungen und Schmeicheleien unserer kleinen oder großen Damen bald übermüthig machten. Nachdem er Teutschland und Italien durchreist hatte, ließ er sich zu Venedig nieder, wo er auch gestorben ist. Sein Sistem ist für Frankreich verderblich gewesen, und mußte es seyn. Law kannte weder den Character der Nation noch des Prinzen, mit dem er zu thun hatte. Der Verfall der Vermögensumstände ist nicht die einzige unglükliche Wirkung des Sistems und

der Regentschaft gewesen. Eine weise Administration hätte die Sachen wieder in vorigen Stand setzen können. Aber die einmal verderbten Sitten verbessern sich nur mit der Revolution eines Staates, und ich habe sie nach und nach sich verschlimmern gesehn. In dem vorigen Jahrhundert wurde der Adel und das Militär nur durch die Ehre angetrieben; die Magistratsperson suchte Ansehn, der Gelehrte, der Mann von Talent strebte nach Ruhm; der Kaufmann rühmte sich seines Vermögens, weil es ein Beweis seiner Kenntnisse, seines Fleisses, seiner Arbeitsamkeit und Ordnung war. Die Geistlichen, die zwar nicht tugendhaft waren, sahen sich wenigstens gezwungen, es zu scheinen. Alle Klassen des Staates haben jezt nur einen Gegenstand, sie streben nämlich nach einem gränzenlosen Reichthum.

Vor der Regentschaft bestand der Ehrgeiz eines Generalpachters darin, seinen Sohn zum Parlementsrath zu machen; um seinen Zwek zu erreichen wurde aber noch erfordert, daß der Vater ein persönliches Ansehen habe. Wir haben vor kurzem einen Rathsherrn geistlichen Standes und noch dazu Unterdiaconus (den Schwager des Villemorien) sein Amt verlassen sehn, um in das Finanzwesen zu treten. Ich zweifle

nicht

nicht daran, daß es zu jeder Zeit Magistratspersonen gegeben habe, welche niedrig genug dachten, einen gleichen Geiz zu besitzen: aber sie hätten es nicht wagen dürfen, es kund werden zu lassen; und wenn sie es gethan hätten, so würde ein Entschluß gefaßt worden seyn, um die Abkömmlinge dieser verachtungswerthen Ueberläufer vom Parlement auszuschließen. Gegenwärtig hat diese Schandthat nicht nur sehr wenig Aufsehn gemacht, sondern ich habe sie sogar entschuldigen hören.

Ich erinnere mich noch von meiner Jugend her, daß die untern Finanzämter Bedienten zur Belohnung gegeben wurden. Jezt findet man mehr Edelleute als Bürgerliche in diesen Aemtern. In Betragne herrscht noch eine Sitte, die beweist, welche Verachtung man für das Finanzwesen gehabt hat. Das niedrigste Gewerbe der Gesellschaft macht einen Edelmann nicht unfähig, unter die Stände aufgenommen zu werden; anstatt daß der größte Finanzier davon ausgeschlossen wird, und nicht eher in die Rechte seines Adels, wenn er Edelmann ist, wieder eintritt, als bis er seinen Stand abgeschworen hat.

Unsere Gesetze sind immer dieselbigen: unsere Sitten allein sind verändert, verschlimmern

sich von Tage zu Tage. Die Sitten aber bilden und characterisiren eine Nation mehr, als die Gesetze.

Ich will dieses Jahr mit einigen besondern Umständen schließen. Zwischen dem König von England und dem Prinzen von Wallis herrschte noch immer Feindschaft, und die Nation theilte sich zwischen dem Vater und dem Sohn. Dieser wurde genöthigt London zu verlassen, und kaum konnte er anständig leben. Das Parlement trug Sorge dafür, indem es ihm eine beträchtliche Pension aussezte, und war im Begrif, die Minister des Königs deswegen anzugreifen. Die Minister fürchteten das Parlement, und brachten den König zu einer wahren oder scheinbaren Aussöhnung. Endlich vermittelte die Prinzessin von Wallis, deren Verdienste alle Engländer für sie eingenommen und zu ihren Anhängern gemacht hatten, den Vergleich. Wenn auch gleich der Rache noch manches Opfer gebracht wurde, und das Andenken an das Vergangne nicht erlosch, so wurde doch die Wohlanständigkeit beobachtet, und die fremden Mächte nahmen, nach ihrem verschiedenen Interesse, Theil an dieser Begebenheit.

Dübois

Dübois glaubte seine Anhänglichkeit für den König Georg durch eine feierliche Gesandtschaft auszuzeichnen, und ließ den Herzog de la Force dazu ernennen; aber der König Georg glaubte, daß eine solche Kommission das Gerücht, welches er ersticken wollte, nur mehr ausbreiten und verlängern würde, drang also in den Regenten die Gesandtschaft zu widerrufen. Der Gesandte war übrigens ziemlich schlecht gewählt. Der Herzog dela Force war in der protestantischen Religion geboren, und aus Beweggründen, welche alle protestantische große Herren bekehrt haben, katholisch geworden; seine Mutter hielt sich damals in London auf, wohin sie sich wegen der Religion begeben hatte. Der neue Katholik würde in den Augen des Volks einen schlechten Kontrast mit einer eifrig protestantischen Mutter gemacht haben.

Der Nuntius Massei kam dieses Jahr nach Frankreich an die Stelle des Bentivoglio, und es war unmöglich, jemanden auszusuchen, der seinem Vorgänger weniger ähnlich gewesen wäre. Massei, der Sohn eines Trompeters aus der Stadt Florenz, war von dem niedrigen Stande eines Bedienten zur Prälatenwürde gelangt.

Viel Verstand, eine anerkannte Rechtschaffenheit, ordentliche Sitten, ein biegsamer und aufrichtiger Character, gefälliges und angenehmes Betragen in der Gesellschaft, bahnten ihm die Wege des Glüks. Er bewies hierdurch, daß ein geistlicher Minister seine Pflichten ohne Schwärmerei erfüllen könne. Die Armuth, welche diejenigen, die im Schooße der Pracht zu leben gezwungen sind, nur zu oft erniedrigt, erwarb ihm ein neues Verdienst. Der Römische Hof giebt seinen Nuntien sehr mittelmäßige Besoldungen, und Massei hatte den Ehrgeiz nicht, sich auf die gewöhnliche Weise eine Zulage zu verschaffen. Er behauptete indessen seinen Rang mit aller Anständigkeit, und gieng, nachdem er zehen Jahr die Stelle eines Nuntius vertreten hatte, aus Paris, ohne die geringste Schuld zurükgelassen zu haben, nahm aber eben so viel schmerzhafte Empfindungen seiner Trennung mit, als er zurükließ. Er erhielt den Hut, sobald als Clemens der zwölfte (Corsini) den Päbstlichen Stuhl bestiegen hatte. Benedict der dreizehnte (Orsini) hatte ihn keinem Nuntius geben wollen, weil sie, wie er sich ausdrükte, Neuigkeitskrämer wären.

Der

Der Kaiser trat, durch den Friedensvertrag dieses Jahres, in den Besiz von Sicilien, wo sich der römische Hof wohl hütete, ihn in Rüksicht des Tribunals der Monarchie, wovon ich gesprochen habe, zu stören; und die Jesuiten schäzten sich nur zu glüklich, demüthig wieder nach Sicilien zu kommen. Victor erhielt Sardinien, um den Titel König beizubehalten.

Die Freiheit, bei welcher Law den Marseiller Hafen beschüzt hatte, zog von allen Seiten Schiffe dahin, und die wenige Vorsicht, die man in Rüksicht der Levantischen beobachtete, ward das Unglük dieser Stadt. Eine grausame und langwierige Pest rieb fast alle Einwohner auf und verbreitete sich bis in die benachbarten Oerter.

Der berühmte Heinsius, Pensionär von Holland und der fürchterlichste Feind, den Frankreich gehabt hat, starb in diesem Jahre. Als eine Kreatur und Werkzeug des Königs Wilhelm, hatte er seinen Haß wider Ludwig den vierzehnten angenommen, behielt ihn nach dem Tod des Statthalters bei und trat in die Stelle seines großen Ansehns in der Republik. Dem Frieden stets entgegen, hatte er in Vereinigung mit dem Prinzen Eugen und Marlborough geschworen, Frankreich anzugreifen und

es zu zerstückeln, und opferte seine Republik dieser Leidenschaft auf. Der Krieg ist für sie eben so unglüklich als für uns gewesen. Indem er sie an Geld erschöpfte, überhäufte er sie mit Schulden, und hat sie dadurch in die Abhängigkeit von England gebracht, davon sie sich vielleicht nie losmachen wird. Mit seinem Haß gegen Ludwig den vierzehnten verband er noch den Stolz, einen Prinzen zu demüthigen, der Europa in Schrecken gesezt hatte. Im Haag wurden die Kriegsoperationen beschlossen. Es schmeichelte dem Heinsius, zwei der größten Generale in seinem Vorzimmer warten zu lassen, welche kamen, seine Befehle zu vernehmen.

Als aber nach der Unterzeichnung des Friedens die wahren Bürger die Unermeßlichkeit ihrer Schulden erfuhren, und ihren Landsleuten über ihre wahren Vortheile die Augen geöfnet hatten, so verschwand der Rausch. Der Pensionär, ob er gleich eine Stelle beibehielt, die ihm sein hohes Alter bald mit dem Leben rauben würde, verlor sein ganzes Ansehn. Mit Vorwürfen und täglichen Verdrüßlichkeiten überhäuft, erlag er dem Kumer und der Demüthigung, die denjenigen so schmerzhaft ist, welche die Gewalt gemisbraucht haben.

Fünf=

Fünftes Buch.

Die Vertreibung des Law war ein dem Volke gebrachtes leichtes Opfer, und brachte dem Staate keinen Nutzen. Der Regent, strafbarer als Law, welcher nur das Werkzeug desselben gewesen war, sahe sich von allen wahren Bürgern verabscheut. Er veranstaltete also, daß die Operationen, die man machen mußte, gebilliget wurden, damit wenigstens, im Fall sie mislingen sollten, der Tadel mehrere träfe. In dieser Rüksicht ließ er einen Regentschafts-Rath zusammenkommen, wo er den König beisitzen ließ. Schon lange war dieser Rath nur eine eitle Vorstellung, dessen Stellen schlechte Aemter von 2000 Livres Pension waren. Der Regent entschied mit dem, der gerade für den Augenblik sein Vertrauen besaß, über alles: und diese Vertrauten waren D'Argenson, Law, Dübois und andere. Pelletier dela Houssaye, welcher vor Kurzem an die Stelle des Desforts in der Generalcontrole gekommen war, kam in diesen Rath um Bericht von dem Zustande der Finanzen abzustatten, und man sahe nun den Abgrund, in welchen Frankreich

reich gestürzt war; die Mitglieder des Raths hatten bis jezt nur eine unvollkommene Kenntnis davon gehabt.

Als der Herzog sahe, daß nun die Rede von der Indianischen Kompagnie seyn würde, so fieng er damit an, zu erklären, daß er funfzehnhundert Obligationen hätte, die er den Tag drauf zur Disposition des Königs übergeben würde; und da er sich also außer Interesse sezte, so würde er über die Kompagnie frei seine Meinung sagen.

Der Prinz von Conti, der auch den Uneigennützigen spielen wollte, sagte, er habe keine Obligationen, die er übergeben könnte; aber er sezte nicht hinzu, daß er gegen Papiere vier Karren mit Geld beladen aus der Bank habe holen lassen, welches die Losung des Miscredits gewesen war.

Ohne mich bei einer Materie aufzuhalten, welche der Gegenstand einer besondern Geschichte seyn könnte, will ich nur sagen, daß es bestätigt wurde, daß im Publiko für zweitausend siebenhundert Millionen Bankozettel wären, ohne daß man beweisen konnte, daß diese unermeßliche Summe ordnungsmäßig zugestanden worden wäre. Der Regent, der aufs Aeußerste getrieben wurde, mußte gestehn, daß Law

für

für zwölf hundert Millionen Ueberschuß gemacht habe, und daß, da die Sache einmal geschehn sey, er, der Regent, ihn durch zurükdatirte Arrets des Rathes, welche diese Vermehrung zugestanden, in Sicherheit gesezt habe.

Der Herzog fragte den Regenten, warum er den Law aus dem Königreiche gelassen hätte, da er von einem solchen Eingriff unterrichtet gewesen wäre. Sie wissen, sagte der Regent, daß ich ihn wollte in die Bastille setzen lassen; Sie haben mich aber daran verhindert und haben ihm die Pässe zu seiner Abreise geschikt. Es ist wahr, antwortete der Herzog, ich glaubte, es müßte Ihrem Intresse entgegen seyn, einen Mann, dessen Sie sich bedient hatten, ins Gefängniß setzen zu lassen; aber außer dem, daß ich nicht von den ohne Befehl verfertigten Obligationen, von denen Sie eben sprachen, unterrichtet war, so habe ich weder seine Abreise noch die Pässe, die Sie mir für ihn übergeben haben, verlangt. Ich erkläre vor dem König und dem Rath, daß er nach meiner Meinung hätte fest gehalten werden sollen.

Der Regent, verlegen über die Erklärung des Herzogs, begnügte sich zu sagen: Ich habe den Law nicht ins Gefängniß setzen lassen, weil Sie mir davon abgerathen haben, und

bewil-

bewilligte seine Abreise, weil ich befürchtete, seine Gegenwart möchte dem öffentlichen Credit schaden.

Alle Beisitzer erstaunten über das, was sie hörten, und sahen deutlich ein, daß der Regent und der Herzog zugleich befürchtet hatten, den Law in den Händen der Justiz zu lassen, weil er sie beide zu Urhebern oder Mitschuldigen alles dessen, was er gethan hatte, machen konnte. Sie spielten beide vor dem Rath eine sehr schlechte Rolle: aber obgleich der Herzog sehr unwissend war, so klärte ihn doch sein eignes Interesse auf; seine natürliche Wildheit vertrat bei ihm die Stelle der Würde; er hatte mehr Character als der Regent, welcher mit allem seinen Verstande, Einbildungskraft und Soldatenmuth, nur Schwäche hier zeigte. Wenn der Einsichtsvollere nur über Gleichheit des Tadels streitet, so findet er sich nothwendigerweise herabgesezt.

Das Resultat von dem Berichte des dela Houssaye war, Kommissäre zu ernennen, um durch Untersuchung ihres Ursprungs die Effecten zu liquidiren. Der Regent wandte sich hierauf an den König, der nur zehn Jahr alt war, und forderte einen gerichtlichen Beweis, daß er sich in die Operation der Kommissäre nicht mische.

Der

Der Marschall von Villeroy konnte sich nun nicht enthalten, mit einem bittern Lächeln zu ihm zu sagen: Aber, gnädiger Herr, wozu dient diese Protestation? haben Sie nicht das ganze Ansehen des Königs?

Die Versammlung brach auf. Des Herzogs emphatisches Anerbieten der funfzehnhundert Actien wurde nicht mehr erwähnt. Er, die Herzogin seine Mutter, Lasse', der Liebhaber der Herzogin, die Gräfin von Verne, der Herzog von Antin und alle Subalternen behielten ihre Obligationen. Der schändliche Auftritt im Conseil brachte nicht die geringste Veränderung in dem Umgange des Regenten mit dem Herzoge hervor, welche fortfuhren mit einander wie gewöhnlich, ohne Freundschaft, Achtung noch Rache umzugehn. Was den Prinzen von Conti anbelangt, so zeigten sie ihm bei jeder Gelegenheit Verachtung, und konnten es ihm nicht verzeihn, daß er dem Ansehn der Bank den ersten Stoß gegeben, und mit seiner Uneigennützigkeit noch prangte; das Publicum hingegen rechnete es ihm fast zum Verdienst an, so allgemein war der Abscheu vor dem Sistem. Dies offenbarte sich vorzüglich bei der Aufnahme des Herzogs von Brissac in das Parlement. Der Herzog und der Prinz von

Conti

Conti beide kamen mit der größten Anzahl Leute von Stande, die jeder nur aufbringen konnte, um sich eine Begleitung zu verschaffen. Der Prinz von Conti hatte deren viermal mehr als der Herzog. Der Proceß des Herzogs dela Force schien beide zu vereinigen: beide wollten dem Parlemente gefallen, und jeder hatte noch sein besonderes Interesse.

Der Herzog suchte die Meinung, die man von seiner Anhänglichkeit an das Sistem und dessen Apostel hatte, zu vernichten oder zu schwächen. Der Prinz von Conti wollte seinen vorgeblichen patriotischen Eifer immer mehr auszeichnen, und die Schande, die er zu theilen wohl verdiente, auf die Actienhändler zurükwerfen. Eine persönliche Rache erhizte ihn noch mehr: zu der Zeit nämlich als er die Kasse der Bank an Geld erschöpfte, suchte er von einer andern Seite seine Papiere durch Ankaufung von Mobilien und Landgütern zu versilbern. Er wußte, daß der Herzog dela Force ein sehr beträchtliches Landgut im Handel hatte; er machte Jagd auf diesen Kauf, und da er ihn schon geschlossen fand, wollte er den Herzog dela Force dahin bringen, ihm das Gut abzutreten, aber vergebens. Von diesem Augenblik wurde er sein geschworner Feind.

Die

Die Erbitterung und das Ansehn des Prinzen von Conti würden dem Herzog dela Force keinen großen Schaden gebracht haben, wenn dieser nicht ein sehr großes Unrecht mit dem Parlement abzuthun gehabt hätte. Er machte die größten Ansprüche auf die Pairswürde, war Freund und Mitschuldiger des Law, und man hatte ihn sehr in Verdacht, seine Stimme zur Unterdrückung des Parlements gegeben zu haben.

Da er eine große Anzahl Bankzettel für seines Gewürz, Porcellän und andere Waaren ausgegeben hatte, und da ihm übrigens das Publikum nicht sehr wohl wollte, so faßte das Parlement die Gelegenheit, ihn des Monopols wegen anzugreifen. Der Herzog, der Graf von Charolois sein Bruder, der Prinz von Conti und neunzehn Pairs gesellten sich ihm als Richter mit eben so vieler Hitze zu, als wenn sie Glieder desselben gewesen wären.

Nicht alle Pairs thaten dasselbe. Der Erzbischof von Rheims (Mailly), der Bischof von Noyon, Rochebone, und sieben weltliche Pairs (17) überreichten dem König eine Bittschrift,

(17) Die Herzoge von Luynes, von Saint-Simon, von Mortemart, Saint-Aygnan, von Charost, von Chaulnes und von Antin.

schrift, in welcher sie behaupteten, daß die Pairs keinen andern Richter haben als den König; daß man in Criminal-Sachen den Proceß, der einem Pair angedroht würde, nur vermöge einer besondern Commission rechtsförmig einrichten könnte, die an das Tribunal angewiesen werden müsse, das der König zu wählen gutbefindet, und daß alsdann dieses Tribunal zugleich mit den Pairs urtheilt.

Der Regent, welcher eine so neue Vereinigung zwischen den Prinzen, dem größten Theile der Pairs und dem Parlemente nicht ohne Unruhe sahe, befürchtete dereinst der Gegenstand derselben zu werden, und zog die Sache vor den Rath. Sogleich that das Parlement Vorstellungen; und der Regent wollte, ehe er die Sache entschied, sie von den Pairs der einen und der andern Parthei im Rathe genau untersuchen hören. Der Herzog von Saint-Simon, der dem Parlement sehr zuwider war, vertheidigte den Herzog dela Force sehr lebhaft in Ansehung der Incompetenz des Tribunals. Der Herzog von Noailles, der aufgeklärteste von der andern Parthei, wagte es doch nicht, es mit einem solchen Gegner aufzunehmen; er gab vor, er sey zu der Materie nicht genug vorbereitet, und verlangte

Zeit

Zeit mit seinen Mitbrüdern darüber zu berathschlagen. Der Prinz von Conti, der mit aller Gewalt in dieser Sache eine Rolle spielen wollte, unternahm es, den Herzog von Saint-Simon zu widerlegen, aber er konnte durchaus weiter nichts hervorbringen, als daß er von der Forderung des Parlements nicht abstehn wollte, und nachdem die meisten Pairs dem Regenten erklärt hatten, daß sie, statt aller Antwort auf die Gründe des Herzogs von Saint-Simon, sich auf die Gegenvorstellungen des Parlements bezögen, so entschloß sich endlich der Regent zu der zahlreichsten Parthei. Die Furcht hatte gemacht, daß er das Appellations-Arret gab; nun schikte er aus den nämlichen Grunde die Sache durch eine Verordnung an das Parlement zurük.

Die verschiedenen Zufälle verlängerten diese Sache bis zum 12ten Julii, an welchem sie abgethan wurde. Von den Mitgenossen oder Namensleihern des Herzogs von la Force, wurde dem einen ein gerichtlicher, dem andern ein besonderer Verweis gegeben. In Rükficht des Herzogs wurde das Urtheil mit den Pairs berathschlagt, und brachte mit sich: daß er mit mehr Vorsicht zu Werke gehen, und sich künftig auf eine untadelhafte Art und so aufführen

ren solle, als es seiner Geburt und seiner Würde als Pair von Frankreich zukäme.

Es ist nicht leicht über die gegenseitigen Ansprüche des Parlements und der Pairs zu entscheiden. Diejenigen, welche die Kompetenz des Parlements leugnen, glauben einen edleren, und die sie anerkennen, einen sicherern Entschluß zu fassen.

Es ist auch nicht leicht, die Idee des Verbrechens wegen Monopol genau zu bestimmen, und eine richtige Erklärung desselben zu geben. Wenn man vom Parlement eine genaue Definition des Monopols verlangt hätte, und jezt noch verlangte, so würde es in großer Verlegenheit seyn. Ich habe bisweilen den besten Richtern des Herzogs dela Force meine Zweifel vorgelegt; statt aller Erklärungen aber machten sie mir, so dunkel sie es nur konnten, begreiflich, daß, wenn der Beklagte ihnen weniger verhaßt, und bei dem Publiko besser angeschrieben gewesen wäre, er weniger strafbar gewesen seyn würde.

Das Parlement war hierdurch gierig auf seine Verrichtungen geworden und wollte nun auch einen Marschall von Frankreich angreifen, nachdem es einen Herzog gerichtet hatte; aber der Regent meinte, daß es

ge-

genug sey, legte Stillschweigen auf, und rettete den Marschall D'Estrees.

Dübois zeigte sich bei dieser Sache nicht; er war mit Dingen beschäftigt, die für ihn weit interessanter waren. Der Jesuit Laffiteau, Bischof von Sisteron, und der Abbe' Tencin, unterhandelten in Rom für ihn den Kardinalshut. Um dem Ansuchen mehr Gewicht zu geben, schlug er dem Cardinal von Rohan vor, die Beförderung zu beschleunigen, mit dem Versprechen, ihm bei seiner Rükkunft die erste geistliche Würde zu verschaffen. Der Kardinal, welcher nicht zweifelte, daß seine Geburt, seine Würden, die Talente, die er zu haben glaubte, und die Intriguen des Dübois dieses Versprechen in Erfüllung bringen könnten, schikte sich an abzureisen, als man den Tod des Pabstes erfuhr. Diese Begebenheit beschleunigte die Abreise des Kardinals, welcher mit alle dem Gelde in Rom ankam, das nöthig war, dem Verdienste des Kandidaten zu Hülfe zu kommen.

Der Kardinal nahm den Tencin zu seinem Konklavisten an, und ließ den Laffiteau draussen, um die Briefe des Dübois anzunehmen, welche er ihnen jedesmal mittheilte. Er schrieb dem Dübois am 5ten Mai, daß unerachtet der

vorgeblichen Undurchdringlichkeit des Konklave, er doch alle Nächte vermittelst eines Nachschlüssels hineinkomme und bei fünf Hauptwachten vorbeigehe.

Weder Geld noch Geschmeide wurden gespart: aber Tencin, der sich auf diese schwachen Bestechungsmittel nicht verließ, faßte Masregeln, die seiner und seines Vertrauten würdig waren. Er bot dem Kardinal Conti an, ihm, durch die Vermittelung Frankreichs und der übrigen wohlbezahlten Anhänger, die Tiare zu verschaffen, wenn er sich schriftlich verbinden wollte, nach seiner Erhebung dem Abbe' Dübois den Hut zu geben. Der Handel wurde geschlossen und unterschrieben. Tencin spielte seine Ränke mit so viel Wirksamkeit, daß Conti den 8ten Mai zum Pabst erwählt wurde, wiewohl er es vielleicht ohne Ränke, durch seine Geburt und das Ansehn, in dem er stund, geworden wäre.

Nach den Ceremonien der Erhebung erinnerte Tencin den Pabst an sein Versprechen. Der Pabst, der von Natur tugendhaft war und sich in einem Schwindel von Ehrgeiz jene unglükliche Schrift hatte aus den Händen reissen lassen, antwortete, daß er es sich ewig verwerfen würde, durch eine Art von Simonie

nach

nach der päbstlichen Würde gestrebt zu haben; daß er aber seine Schuld nicht noch vergrößern, und die Kardinalswürde durch ein so unwürdiges Subject beschimpfen wolle. Der Abbe Tencin, der keinen Sinn für ein so zartes Gewissen hatte, bestand mit Hitze darauf. Der Pabst widerstand mit Standhaftigkeit. Wenn dieser von seinem Gewissen redete, sezte ihm jener seine, und des Dübois Ehre entgegen. Diese beiden Männer schienen dem heiligen Vater durch ihre Vereinigung nicht stärker zu werden, als es jeder für sich war. Der Kampf dauerte lange und ward öfters wiederholt.

Tencin, welcher sahe, daß er den Pabst durch Vernunftschlüsse nicht überreden konnte, drohte ihm, seine schriftliche Versicherung bekannt zu machen. Der heilige Vater erschrak hierüber und glaubte, daß es doch besser sey, der Kirche dieses Aergernis zu ersparen, als darauf zu bestehn einen Hut, dessen schimpfliche Vergebung nicht ohne Beispiel war, zu verweigern. Gleichwohl schwankte der Pabst noch, als Seaglione, sein Secretär, zu den Unterhändlern kam und ihnen sagte, daß sein Herr große Lust zu einer feilen Bibliothek hätte, man verlange aber zwölftausend Thaler dafür und diese habe er nicht. Die Summe wurde gleich

ausgezahlt und da diese Freigebigkeit der Wage den Ausschlag gab, so ernannte der Pabst den 16ten Julii den Dübois zum Kardinal, um die unglükliche Verschreibung zu vernichten. Er war aber noch nicht am Ende seines Kummers. Tencin, welcher nicht umsonst das Instrument zu einer schändlichen That gewesen seyn wollte, beschloß die Umstände zu benutzen, um sich selbst zum Kardinal zu befördern; er that also dem Pabst den unverschämten Vorschlag und erklärte ihm, er würde die Verschreibung nur unter dieser Bedingung herausgeben. Nun erst sahe sich der Pabst in einen abscheulichen Abgrund versunken. Die Beförderung des Dübois konnte er wenigstens mit der Fürbitte Frankreichs, mit der Empfehlung des Kaisers, der in Rom gefürchtet wurde, und des Königs von England, der für ihn thätig hatte handeln lassen, endlich mit dem Ansehn und der Stelle des Dübois, welcher dem römischen Hof nüzlich seyn könnte, entschuldigen. Aber welchen Vorwand sollte er der Ernennung des Tencin geben, der ohne Würde, ohne Stütze, durch den Proceß, den er vor Kurzem verloren hatte, beschimpft war, der fast in eben so schlechtem Rufe stand als Dübois, ohne mit Würden bekleidet zu seyn, die gewöhnlich einen Theil des Vergangenen vor-

vorzüglich in Frankreich bedecken, wo sich alles vergißt, und wo nur der gegenwärtige Augenblick auffällt? Dem Tencin den Hut geben, hieße, wo nicht den wahren Beweggrund entdecken, doch wenigstens ein schändliches Geheimniß ankündigen.

Der heilige Vater konnte sich nicht entschließen, den Tencin aus seiner Treulosigkeit einen Nutzen ziehen zu lassen; er ward krank und blieb von der Zeit an kraftlos. Eine schwarze Melancholie, die der Verdruß und die Gewissensbisse verursachten, und die durch die Gegenwart des Tencin unterhalten wurde, da er Minister von Frankreich in Rom blieb, brachte endlich Innocenz den dreizehnten ins Grab.

Wenn es der Abbe Tencin mit einem Julius dem zweiten, oder Sixtus dem fünften zu thun gehabt hätte, würde er nicht so glüklich davon gekommen seyn. Wir werden ihn bald zu diesem so sehr gewünschten Hut gelangen sehn.

Ein Umstand des Konclave, der nicht vergessen werden muß, weil er den Geist des römischen Hofs zeigt, betrift den Alberoni. Verfolgt durch Spanien, von allen Mächten der Rache des Pabstes überlassen, flüchtig herum-

irrend oder verborgen, vor eine Kongregation gefordert, welcher Clemens der eilfte aufgetragen hatte, den Proceß bis zur Entsetzung zu führen, fand er in dem persönlichen Interesse seiner eigenen Richter, seiner Mitbrüder, sein Heil.

Das Kardinalscollegium ward durch die Beförderung des Alberoni empört; da ihn aber die Kardinäle sich beigesellet fanden, so fragten sie nur ihr eigenes Interesse um Rath. Ihr unveränderlicher Grundsatz ist, daß der Hut, um welcher Ursache es auch sey, nicht verloren gehn kann, und daß der Verlust desselben nie von der Rache der Könige, selbst nicht vom Pabste abhängen darf, ja daß, wenn die Nothwendigkeit das Opfer eines Kardinals erforderte, es besser wäre, ihn seines Lebens als des Purpurs zu berauben. Ein Kardinal, der Fürst ist, kann ihn verlassen, um die Regierung zu übernehmen, oder sich des Interesse seiner Familie wegen zu verheirathen; aber das Kardinalscollegium darf nicht zugeben, daß ein Kardinal dem Hute entsage aus einer Art von Buße, weil er sich ein Gewissen daraus machte, ihn auf eine unerlaubte Art erlangt zu haben: dies bestätigt der Kardinal von Retz, dessen Abdankung verworfen wurde.

Die

Die Kongregation, welche ernannt wurde, um den Alberoni zu richten, zog diesen Proceß in die Länge bis zum Tode Clemens des eilften, und würde ihn nie geendigt haben.

Da die Stimme im Konclave das größte Vorrecht der Kardinalswürde ist, und hierdurch vorzüglich ihre Größe bestätigt wird, so unterließ das Kollegium nicht den Alberoni dahin zu berufen, welcher sich erst bei der zweiten Vorladung einfand. Er wurde mit den nämlichen Ehrenbezeugungen empfangen, als die andern Kardinäle. Nach der Wahl war die Rede nicht mehr vom Proceß. Er miethete einen Palast in Rom, zeichnete sich durch seinen Aufwand daselbst aus, erhielt einige Zeit nachher die Gesandtschaft nach Ferrara, und kam nach Rom zurük, wo er sich zur Ruhe begab und 1752 starb.

Dübois, der nun Kardinal geworden war, näherte sich immer mehr und mehr der ersten Ministerstelle. Wenn man seine Gewalt über den Geist des Regenten erwog, so konnte man nicht mehr daran zweifeln. Dieser Prinz hatte zwanzigmal gesagt, daß, wenn dieser Schurke es wagte, vom Hute mit ihm zu sprechen, er ihn zum Fenster würde hinauswerfen lassen. Es waren aber noch nicht acht Tage verflossen,

daß

daß er dasselbe in Gegenwart des Torci gesagt hatte, als er am Ende eines Geschäfts zu ihm sagte „eben recht“ ohne daß irgend etwas dieses „eben recht“ veranlaßt hätte, seyn Sie darauf bedacht, wegen dem Hut des Erzbischofs zu Cambrai nach Rom zu schreiben, es ist nun Zeit.

Der Herzog von Saint-Simon, für den der Regent eine besondere Achtung und Freundschaft hatte, konnte, wie er in seinen Memoires sagt, dergleichen Ungereimtheiten nicht begreifen; aber er wußte nicht, daß dieser Prinz selbst zum Besten des Dübois an den Pabst geschrieben hatte. Ich erkenne in der Aufführung des Regenten die Inconsequenzen aller schwachen Karactere, die keiner Sache widerstehn, alles gewähren, innerlich darüber erröthen, und sich nur bei der äußersten Nothwendigkeit, vorzüglich in Gegenwart derjenigen bestimmt erklären, deren Rechtschaffenheit ihnen Ehrfurcht auflegt. Es giebt gewisse Wirkungen des Zutrauens, welche die Achtung selbst untersagt.

Dübois war in der That seiner Ernennung so gewiß, daß er, als der Pabst sechs Wochen vor seiner Erhebung seinem Bruder, Benedictiner von Mont-Cassin und Bischof von Terraci-

racina, den Hut gegeben hatte, so unverschämt war, sich darüber zu beklagen, nicht am nämlichen Tage ernannt worden zu seyn. Er wurde es einen Monat darauf zugleich mit Alexander Albani, einem Neffen Clemens des eilften. Ich erwähne dies, weil ich in der Folge, wenn vom Cardinal von Bernis die Rede seyn wird, Gelegenheit haben werde, von ihm zu sprechen.

Da ich es mir zum Gesez gemacht habe, die Wahrheit zu sagen, und die Gelegenheiten anzuzeigen, wo diejenigen, die gewöhnlich eine schlechte Aufführung hatten, eine gute gehabt haben, so will ich noch bemerken, daß der Kardinal Dübois sich bei der Bekanntmachung seiner Beförderung mit allem möglichen Verstande und Klugheit betrug. Er zeigte weder Selbstzufriedenheit noch Verlegenheit bei den Zeremonie-Besuchen. Am Tage, als er die Mütze aus den Händen des Königs erhielt, machte er, nachdem er seine Danksagung abgestattet hatte, sein bischöfliches Kreuz los, überreichte es dem Bischof von Frejus, Fleuri, und bat ihn, es anzunehmen, weil es, wie er sagte, Glük brächte. Fleuri nahm es in Gegenwart des Königs und ganzen Hofes erröthend an, und war, was noch mehr ist, als Höfling genöthigt, es umzuhängen. Dies

zog

zog ihm einige scherzhafte Reden zu einer Zeit zu, wo man nicht vermuthen konnte, daß für die Zukunft etwas zu befürchten wäre.

Sobald als der Abbe Passarini, Oberkämmerer des Pabstes, das Baret gebracht hatte, erhielt es der Kardinal Dübois aus den Händen des Königs, und wurde hierauf zu den gewöhnlichen Audienzen geführt; erstlich bei Madame, Mutter des Regenten, und damals ersten Dame von Frankreich, wo er seinen Siz auf dem Tabouret nahm; und dann bei S. K. H. der Gemahlin des Regenten, wo er auf dem Lehnstuhl saß. In Rükficht der Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüte nehmen die Kardinäle keine förmlichen Audienzen, sondern statten diesen bloß Besuche ab.

Die Audienz, welche die Neugierde des Hofs am meisten reizte, war die bei Madame. Jedermann kannte ihre tiefe Verachtung für Dübois. Sie hatte sich nie gezwungen, sie zu verbergen. Er erschien vor ihr mit der Fassung eines nicht bestürzten, sondern von Ehrfurcht und Erkenntlichkeit durchdrungenen Mannes. Er sprach von der Ueberraschung, in die er durch seinen neuen Stand versezt wäre, von der Niedrigkeit seiner Herkunft, von dem Nichts, aus welchem ihn der Regent gezogen hätte.

Alles

Alles, was der Haß oder der Neid ihm hätte vorwerfen können, sagte er selbst mit Würde, sezte sich einen Augenblik auf das Tabouret, das ihm angewiesen wurde, bedekte sich blos, um das Etikett zu zeigen, stand fast zu der nämlichen Zeit wieder auf, indem er den Hut wieder abnahm, und fiel vor Madame nieder, als sie sich näherte, ihn zu bewillkommnen. Als er hinaus war, konnte sie sich nicht enthalten zu gestehn, daß sie mit dem Betragen und dem Gespräch eines Mannes zufrieden wäre, dessen Erhebung sie wider ihn aufgebracht hätte.

In dem Briefe, den Dübois wegen des erhaltenen Purpers an den Pabst geschrieben hat, bemüht er sich sehr, dem heiligen Vater darüber zu schmeicheln, daß die Geistlichen im Rathe von Frankreich zugelassen werden, und sezt hinzu, daß ein Kardinal Staatssecretär werden könne, seitdem diese Staatsbedienten keinen Eid mehr in die Hände des Kanzlers ablegen. Auch sezte in der That Dübois als Kardinal und erster Minister seine Amtsverrichtungen als Staatssecretär der auswärtigen Geschäfte, bis zur Mündigkeit des Königs, fort; alsdann übergab er dieses Departement dem Grafen von Morville.

Eine

Eine Begebenheit, an welcher ganz Europa Theil nahm, welche Paris und bald darauf ganz Frankreich in Bestürzung sezte, war die Krankheit des Königs. Am 31. Julii überfiel diesen Prinz ein heftiges Fieber mit den traurigsten Symptomen, er fieng an irre zu reden, und die erschrockenen Aerzte selbst wußten nicht, wo ihnen der Kopf stand. Helvetius allein, der jüngste unter allen, welcher nachher erster Arzt der Königin wurde, und den sie würdigte, als ihren Freund (18) anzusehn, behielt seine ganze Geistesgegenwart. Er verordnete eine Aderlaß am Fuße; alle übrigen zur Consultation gezognen Aerzte verwarfen dieselbe. Marechal, erster Wundarzt, dessen Meinung sehr viel galt, widersezte sich der Meinung des Helvetius am meisten, und sagte, daß, wenn nur Eine Lancette in Frankreich wäre, er sie zerbrechen würde, damit diese Aderlaß hintertrieben würde.

Der Regent, der Herzog, Herr von Villeroi, die Herzogin dela Ferte', ihre Schwester und Pathe des Königs, und einige vertraute Bediente, waren bei der Berathschlagung gegenwärtig und sehr bekümmert, keine Uebereinstim-

(18) Sie hätte sich daran erinnern können, als die Rede vom Buche des Sohns war.

stimmung zu sehen. Man berief noch einige Aerzte aus der Stadt zusammen, namentlich den Dümoulin, Silva, Camille und Falconet. Diese waren die ersten, welche der Meinung des Helvetius beipflichteten, die er mit Muth behauptete und deren Gründe er anführte; am Ende sagte er noch, wenn man dem König nicht zur Ader läßt, so ist er verloren, eine Aderlaß ist das einzige entscheidende und sogar unumgängliche Mittel; ich weiß, daß ich bei einer solchen Sache nicht die Gewißheit des glüklichen Erfolgs beweisen kann; ich weiß, was ich wage, wenn der Erfolg meiner Meinung nicht entspricht; aber hier darf ich, meinen Einsichten nach, nur mein Gewissen und die Erhaltung des Königs zu Rathe ziehn.

Endlich wurde das Aderlassen verrichtet. Eine Stunde nachher nahm das Fieber ab, die Gefahr verschwand, und den fünften Tag war der König im Stande aufzustehn, und die Glükwünsche der Kompagnien und fremden Ministers anzunehmen.

Der Hof und das Publikum schrieben die Ehre allein dem Helvetius zu, welcher bewies, daß bei vielen Gelegenheiten Rechtschaffenheit und Ehre nicht die geringsten Eigenschaften eines Arztes sind.

Es ist unmöglich, die Entzückungen der Freude zu beschreiben, welche durch ganz Frankreich über die Genesung des Königs ausbrachen, und der allgemeinen Bestürzung folgten. Was wir 1744 sahen, als der König zu Metz in so grosser Gefahr war, gab nur eine schwache Idee von dem, was bei gleichem Vorfall 1721 geschehen war. Als Zeuge beider Begebenheiten habe ich 1744 alles das gesehn, was die Liebe des Franzosen eingeben kann; aber 1721 empfanden die Herzen die zärtlichste Liebe und wurden noch überdies von einer entgegengesezten und sehr lebhaften Leidenschaft entflammt, von einem allgemeinen Haß wider den Regenten, den man zum Herrn zu haben fürchtete. Alle Kirchen, in welchen fünf Tage lang nur schmerzhaftes Geschrei gehört worden war, hallten vom Te Deum wieder; man schikte kein Gebet zum Himmel, das nicht eben so sehr wider den Regenten als für den König war.

Die Verordnung wegen der öffentlichen Feste war nur eine Erlaubniß sie anzufangen, eine bloße Aufmerksamkeit der Policei, die Ordnung zu erhalten. Man sezte nicht jene, in einer Verordnung, die sich auf öffentliche Freude bezieht, so lächerliche, schimpfliche und unvernünftig widersprechende Drohung der Strafe hinein.

Auch

Auch war es in der That nicht nöthig, die Liebe des Volks anzufeuern. Man sahe auf den Gassen nichts als Tanz und Freudenmahle; die Bürger ließen sich ihr Abendessen vor ihren Thüren auftragen, und luden die Vorbeigehenden ein, Plaz zu nehmen. Ganz Paris schien eine Familienmahlzeit zu geben. Dieses Schauspiel dauerte länger als zwei Monate, wegen der Schönheit der Jahreszeit und der langen Dauer des heitern Wetters, und hörte nur wegen der Kälte des Herbstes auf.

Die Fremden theilten unsere Freude und der Kaiser sagte öffentlich: Ludwig der funfzehnte ist das Kind von Europa. Wenn unglüklicher Weise der König gestorben wäre, so konnte Europa in die Schrecken eines neuen Kriegs gestürzt werden. Durch einen geheimen Artikel des zu Rastadt unterzeichneten Friedenstractats, gab der Kaiser Ludwig dem vierzehnten sein Ehrenwort, nie weder mittelbar noch unmittelbar einem Krieg wider Frankreich, während der Minderjährigkeit beizutreten. Der Regent erfuhr nur sehr spät etwas von diesem Geheimnis, und seitdem er es wußte, vergab er es nie dem Marschall von Villars, ihm diesen besondern Artikel verheimlicht zu haben. Wenn der Regent eher davon benachrichtigt ge-

wesen wäre, so würde er vielleicht die Freundschaft der Engländer nicht so gesucht haben: anstatt sich ihnen zu überliefern, wie er es that, hätte er sich selbst vielmehr während den Unruhen, die damals in England herrschten, können erkaufen lassen. Das Bündnis zwischen den beiden Kronen würde ebenfalls, aber vortheilhafter für uns geschlossen worden seyn, und der Friede würde nicht weniger bestanden haben.

Bei den ersten Zufällen der Krankheit sprach man allgemein von einer Vergiftung und zog den Regenten in Verdacht. Das Volk am Hofe, welches immer mehr Volk als ein anderes ist, gab diesen Muthmaßungen seinen Glauben. Sogar diejenigen, welche es nicht glaubten, aber Feinde des Regenten waren, beförderten dieses Gerücht aus allen Kräften. Die Herzogin dela Ferte', welche die Kabale mitspielte, hatte mit Fleiß gesagt: Ach! alles, was man vornimmt, ist umsonst, das arme Kind ist vergiftet! Sonderbar ists, daß, ohnerachtet die Symptomen, die Behandlung und die Kur der Krankheit die Natur derselben gezeigt hatten, das nämliche Gerüchte doch fortdauerte, und jezt noch nicht ganz vernichtet ist. Dies Gerücht zu verstärken, trug damals nicht wenig

der

der Umstand bei, daß der Regent vor kurzem für seinen Sohn, den Herzog von Chartres, die Stelle als Generalobrist der Infanterie hatte erneuern lassen, eine Stelle, welche so übermäßige Vorrechte giebt, daß man sie als gefährlich unterdrükt hatte, und welche es in den Händen eines ersten Prinzen vom Geblüte unendlich mehr wurde. Man beschuldigte den Marschall von Villeroi, dem Regenten diesen Rath gegeben zu haben, um ihn immer mehr und mehr verdächtig zu machen, als trachte er nach der Krone und bereite sich den Weg dazu. Wäre dies, so war der gelegte Fallstrik der Dummheit des Marschalls würdig; denn indem er den Regenten in den Verdacht einer großen Unternehmung zu bringen suchte, gab er ihm zu gleicher Zeit die Mittel an die Hand, sie glüklich auszuführen.

Der Regent schien während der Krankheit des Königs eben so gerührt, als irgend jemand, und nahm aufrichtigen Theil an der Freude über die Genesung. Der Marschall von Villeroi empfand mit Recht das Glük, den König unsern Wünschen wiedergeschenkt zu sehn; aber er that es mit einer Pralerei, die er für den Regenten beleidigend zu seyn glaubte, und die es dadurch wurde. In den Festen, welche

täglich aufeinander folgten, wurden die Spaziergänge und der Garten der Thuillerien nicht leer; der Marschall führte den König so oft von einem Fenster zum andern, daß es ihm beinahe lästig wurde. Sire, sagte er zu ihm, sehn Sie, dies ganze Volk gehört Ihnen, es giebt nichts, das nicht Ihre wäre, Sie sind Herr von allem, was Sie sehn; und andere platte Dinge mehr. So etwas würden Montausier, Beauvilliers oder Fenelon über die lebhafte und aufrichtige Freude eines Volks, das von seinen Königen eingenommen ist, nicht gesaget haben: aber welch Volk verdient auch seinen Fürsten theurer zu seyn!

Der Bischof von Frejus, Fleuri, führte sich wenigstens in Rükksicht seiner selbst mit weit mehr Klugheit auf. Er war sehr beflissen, dem Troz des Marschalls zu schmeicheln, aus Besorgnis, er möchte ihn eifersüchtig machen; und voll Ehrfurcht für den Regenten, bemühte er sich das Zutrauen seines Zöglings zu gewinnen. Alles, was um den König war, bemerkte den Vorzug, den der junge Fürst in seinem Herzen dem Fleuri vor dem Hofmeister gab.

Der Regent wurde es gewahr, und weil er alle Gelegenheiten suchte dem Geschmak des Königs zu schmeicheln, schlug er ihm den Fleuri

zum

zum Erzbisthum von Rheims vor, welches ledig geworden war. Dadurch glaubte er auch sich einen Mann verbindlich zu machen, der offenbar das Vertrauen des Königs gewonnen hatte; und zugleich wollte er dem Fürsten das Vergnügen lassen, seinem Lehrer einen Stuhl von so großer Auszeichnung zu geben. Der König ließ ihn holen, und nannte ihm das Geschenk, das er ihm mache. Fleuri erschöpfte sich in ehrfurchtsvollen und rührenden Danksagungen, weigerte sich aber erster Herzog und Reichsstand von Frankreich zu seyn.

Der König schien über die Weigerung betrübt zu seyn, und zeigte es auf eine Art, daß man erkennen konnte, wie theuer ihm schon sein Lehrer war. Der Regent fühlte es ebenfalls und bestand darauf; aber der Bischof, um eine Ursache seiner Weigerung anzuführen, stellte vor, daß, da er schon seine Diöces verlassen habe, weil sein Alter ihm nicht mehr erlaubte seine Pflichten zu erfüllen, er nicht zu entschuldigen seyn würde, wenn er eine Last, die größer sei als die erste, auf sich nehmen wollte. Der Regent antwortete ihm, daß seine Verrichtungen beim Könige ihn befreien würde nach Rheims zu gehn, wo ein Bischof in partibus das Bi-

schöfliche Amt verrichten könnte; daß mehrere Prälaten solche Stellvertreter hätten, ohne durch eine so freisprechende Pflicht, als die Erziehung des Königs wäre, dazu berechtigt zu seyn. Fleuri erwiderte in einem bescheidenen Tone, er tadele die Aufführung keines Menschen, ein jeder müsse sein eigner Richter seyn; er aber würde sich Vorwürfe machen, Bischof, und doch nicht in seinem Sitze gegenwärtig zu seyn. So gewissenhaft war er nicht immer gewesen. Sein vorgeblicher Aufenthalt in Frejus war nur eine Abwesenheit vom Hofe. Die Zeit seines Bischofamts hatte er angewendet, die Städte in Languedoc und Dauphine' zu durchreisen, wo bessere Gesellschaft war als zu Frejus; er blieb nicht lange dort und sahe es allezeit als ein Exil an. Seine Abdankung war also nur ein Vorzug gewesen, den er dem Aufenthalt und der Gesellschaft des Hofs vor denjenigen in der Provinz gegeben hatte.

Der Regent begriff sehr wohl, daß der heilige Bischof befürchtete, man möchte am Ende der Erziehung einigen Vorwand finden, ihn nach Rheims zu verweisen; und daß es am sichersten für ihn wäre, in seinem Posten um den König zu bleiben, dessen Zutrauen sich durch

die

die Gewohnheit nur noch vermehren würde. Der Regent hörte nun auf, wegen des Erzbisthums in ihn zu dringen, und bat ihn zulezt, doch wenigstens die Abtei St. Etienne zu Caen anzunehmen, welche durch den Tod des nämlichen Kardinals von Mailly erledigt worden war. Fleuri, aus Furcht, man möchte glauben, er wolle dem Regenten nichts zu verdanken haben, nahm dieses geringe Kirchenamt von 70,000 Livres Einkünfte an: dies war zuverläßig sein einziger Beweggrund. Auch hat er nachher während seiner größten Macht hinlänglich bewiesen, daß er gegen Pracht und Interesse nicht sehr empfindlich war. Während seinem Ministerio hat er zwar die Sparsamkeit bis zu niedrigen Kleinigkeiten getrieben, aber er verwandte von dem, was er andern entzog, nie das Geringste in seinen Nutzen, und war nur für den Staat geizig. Er hinterließ nicht für zehn tausend Thaler an Werth. So abgeschmakt auch die habsüchtigen Höflinge darüber scherzten, welche nie etwas erhalten hätten, wenn sie es hätten verdienen sollen, so sehr ist es zu wünschen, daß er Nachahmer gehabt haben möchte. Man hat ihm freilich sehr starke Vorwürfe zu machen, dies ist nicht zu leugnen; aber man hat ihn zurükgewünscht,

und seine Nachfolger haben diesen Wunsch gerechtfertigt.

Der bescheidene Fleuri befahl, oder ließ es zu, daß man seine abschlägige Antwort in die Zeitungen und Journale einrükte, und ein jeder sezte, nach seinen Gedanken oder Interesse, eine Auslegung dazu.

Fleuri ließ sich damals eine schöne Gelegenheit entgehen, seine Erkenntlichkeit einer Familie zu bezeigen, welcher er die größten Verbindlichkeiten schuldig war. Der Abbe von Castries, Erzbischof von Albi, sehnte sich sehr nach dem Stuhl von Rheims, ob er gleich von geringern Einkünften war. Die Annäherung der Krönung des Königs gab diesem Stuhle ein großes Ansehn. Da der Regent ihn dem Fleuri angeboten hatte, so wollte er, daß er bei dieser Ernennung einen Einfluß habe. Fleuri war seine erste Existenz dem Kardinal von Bonsi, dem Oheim des Erzbischofs von Albi, schuldig, und hatte von allen Castries thätige Dienste erhalten. Er war lange Zeit der Freund oder besser gesagt der Beschüzte vom Hause gewesen; aber er hatte gegenwärtig ein entgegengesezes Interesse, welches immer die Regel seiner Aufführung gewesen ist.

Fleuri

Fleuri dachte schon an den Kardinalshut, eine Krankheit, die allen begünstigten Geistlichen eigen ist. Der Kardinal von Rohan war damals Minister von Frankreich in Rom; sein Haus war mächtig, der Erzbischof von Albi war erklärter Freund des Kardinals von Noailles, die Constitution fing an die Oberhand in der Klerisei zu gewinnen, und Fleuri rechnete sehr darauf, sich ihrer zu seinem Nutzen zu bedienen: folglich arbeitete er dahin, daß der Abbe' von Rohan-Guemene' für das Erzbisthum von Rheims ernannt wurde.

Der Regent gab zu gleicher Zeit das Bisthum von Laon dem Abbe' von Saint-Albin, ein nicht anerkannter Bastard, den er von der Florence bekommen hatte, ein Zögling der Jesuiten, und einer der eifrigsten Unwissenden, die aus ihrer Schule gekommen sind. Er stand im folgenden Jahre, als Herzog und geistlicher Pair, der Krönung des Königs bei. Als er sich in der Folge im Parlemente aufnehmen lassen wollte, wurde er durch die Schwierigkeit aufgehalten, weder Vater noch Mutter angeben, und folglich auch keinen Namen nennen zu können. Dieses Hindernisses wegen erhielt er das Erzbisthum von Cammerich, wo-

hin

hin er sich nach dem Tode des Kardinals Dübois begab, mit Beibehaltung der Ehrenbezeugungen als Herzog und Pair. Er hatte zu Laon den Abbe' Lafare zum Nachfolger, einen Mann, häßlich von Gestalt, häßlicher noch von Seele.

Der Kardinal Dübois hatte eben eine Unterhandlung zu Ende gebracht, welche den Regenten ausserordentlich freute; nämlich die Vermählung des Königs mit der Infantin von Spanien und die der Mademoiselle von Montpensier, der Tochter des Regenten, mit dem Prinzen von Asturien. Philipp der Fünfte war entzükt vor Freude, den König von Frankreich zum Schwiegersohn zu haben, und da die zweite Vermählung die nothwendige Bedingung der ersten war, so hatte er seinen Haß gegen den Regenten verläugnet. So weit war alles richtig, aber es blieb noch — nicht eine politische Schwierigkeit, sondern eine auf dem Herkommen beruhende Verlegenheit; diese war, es dem Könige zu sagen, dessen förmlich ausgesprochene Einwilligung nöthig ist. Dieser Fürst, der noch ein Kind und sehr furchtsam war, konnte den Vorschlag eben so gut nicht annehmen, als es zu wünschen war, daß er angenommen würde. Der Marschall von Villeroi,

leroi, ein fast erklärter Feind des Regenten, konnte vielleicht den König ungünstig vorbereiten und die Kabale dahin bringen, im Publikum auszubreiten, der Regent stifte eine ungleiche Heirath in Ansehung des Alters, um, so sehr er nur könnte, die Hofnung der geraden Erbfolge hinaus zu rücken, und rechne auf unvorherzusehende Begebenheiten: die Infantin war höchstens drei Jahr alt, und der König war in seinem zwölften Jahre.

Der Regent, um sich der Einwilligung des Königs zu versichern, vertraute die Sache dem Herzoge, welcher Oberaufseher der Erziehung war, und folglich diese Nachricht nicht zugleich mit dem Publikum erfahren mußte. Dieser fand sich durch das Zutrauen geschmeichelt, nahm den Vorschlag sehr wohl auf und billigte die Verbindung. Der Regent sprach hierauf mit dem Bischof von Frejus davon, und suchte ihn dadurch einzunehmen, daß er ihm einen Vorzug vor dem Marschall gäbe, gegen welchen er ihm das größte Stillschweigen anempföhle. Fleuri wandte ihm sogleich das Alter der Infantin ein, antwortete ziemlich kaltblütig auf die Anerbietungen, die er ihm that, um ihn geneigt zu machen, sagte aber doch, daß er nicht glaube, der König werde

wider-

widerstehen, und versprach, sich beim König einzufinden, wenn man ihm den Vorschlag machen würde. Man hat sehr Ursach zu zweifeln, daß er das Geheimnis in sich verschlossen, und dem Marschall, den er sehr schonte, der ihm Gefälligkeiten erwiesen hatte, ihm nüzlich war, und gegen den es noch nicht Zeit war, undankbar zu seyn, nicht seinen Hof damit gemacht habe.

Wie dem auch sei, so schien es, als wolle er nicht bei dem Antrage gegenwärtig seyn. Es sollte unmittelbar vor dem Regentschaftsrath geschehn, wo sich der König einfinden mußte, um sogleich daselbst die Einwilligung, das Ja, das er im Kabinet ausgesprochen hätte, zu bestätigen, damit die Sache geendigt würde.

Ehe der Regent zum König hinein gieng, fragte er nach denen, die bei ihm wären, und als er hörte, daß der Bischof von Frejus nicht darin wäre, schikte er nach ihm, und gieng nicht eher hinein, als bis er ihn mit dem eilfertigen Wesen eines Mannes ankommen sahe, der die Stunde überhört hatte. Es war niemand bei dem König im Kabinet, als der Regent, der Herzog, der Marschall von Villeroi, der Bischof von Frejus und der Kardinal Dübois.

Der

Der Regent trug dem König, mit einer angenommenen Munterkeit und dem ehrerbietigsten aber freimüthigsten Tone die betreffende Sache vor, strich die Vortheile der Verbindung heraus, und bat ihn, seine Einwilligung zu geben. Der König gerieth durch den Antrag in Verlegenheit, schwieg, schien hierauf unwillig, und die Thränen traten ihm in die Augen. Der Bischof von Frejus sahe, daß hier ein Entschluß gefaßt werden, daß er dem Regenten gefällig seyn oder sich ihn zum Feinde machen müßte, und bekräftigte also was gesagt worden war. Der Marschall ließ sich durch das Beispiel des Bischofs bestimmen, und sagte zum König: Sire! Sie müssen es gutwillig thun. Der Regent, in großer Verlegenheit, der Herzog in tiefstem Stillschweigen, und Dübois mit angenommener Fassung, erwarteten, daß der König ein Stillschweigen bräche, welches eine halbe Viertelstunde währte, während welcher der Bischof nicht aufhörte, mit dem König sachte zu sprechen, und ihm sanft zuzureden, in den Rath zu kommen, und seine Einwilligung bekannt zu machen. Da sich das Stillschweigen verlängerte, und die Versammlung des ganzen Raths, wohin der König gehn sollte, seine Schüchternheit nur noch vermehren konnte,

so

so wandte sich der Bischof zum Regenten und sagte zu ihm: Seine Majestät wird in den Rath kommen; aber sie wollen einige Zeit haben, um sich darauf vorzubereiten. Hierauf antwortete der Regent, er müsse die Bequemlichkeit des Königs erwarten, redete ihn ehrerbietig und zärtlich an, gieng hinaus und gab den andern ein Zeichen ihm zu folgen. Der Herzog, der Marschall und der Bischof blieben bei dem König. Dübois, der seitdem er Kardinal war, nicht mehr in den Rath kam, wo man ihm den Vorsiz verweigerte, begab sich in ein anderes Zimmer.

Als der Regent in den Versammlungssaal trat, fand er schon alle versammelt und voller Erwartung über die heimliche Konferenz im Kabinet des Königs. Eine Viertelstunde war schon verflossen, und man sahe sich einander noch an, ohne Siz zu nehmen, als der König erschien, von den dreien umgeben, die bei ihm geblieben waren.

Sobald man sich gesezt hatte, richteten sich aller Blike auf den König, dessen Augen noch roth waren. Der Regent wandte sich zu ihm, und fragte ihn, ob er es für gut befände, daß man seine Vermählung dem Rathe bekannt machte.

machte. Der König antwortete mit einem sehr kurzen und ziemlich leisen Ja! das aber dennoch gehört wurde, und dem Regenten hinreichend war, welcher nun anfieng, die Vortheile der Verbindung auseinander zu setzen. Als alle geneigt dazu schienen, forderte er die Meinungen, welche nicht anders als einstimmig seyn konnten; und ein jeder bekräftigte die seinige mit einigen Worten des Beifalls. Der Marschall von Villeroi gab wie die übrigen seinen Beifall, sezte nur aber noch mit einer verdrüßlichen Miene hinzu, es wäre Schade, daß die Infantin so jung sey. Diese Bemerkung, so richtig sie übrigens seyn mochte, war doch sehr unrecht angebracht: er hätte dem Rathe folgen sollen, den er anfangs dem König gegeben hatte, die Sache gutwillig zu thun, da sie einmal entschieden war, und seine Bemerkung doch die finstere Laune des Königs nur noch vermehren konnte. Der Regent ließ ihm nicht Zeit nachzudenken, bezeigte ihm seine Freude, stüzte sich auf die Einigkeit der Stimmen des Raths, welche für die Uebereinstimmung aller Franzosen bürgte, und ließ sogleich, um auf etwas anders zu kommen, einen Prozeß vorbringen.

An dem nämlichen Tage wurden alle Kouriere abgefertigt. Der König war die übrige Zeit des Tages sehr ernsthaft; den folgenden zerstreuten ihn die Glükwünsche, die er erhielt, und bald darauf unterhielt er sich, wie die andern, von den Freudenfesten, welche bei der Ankunft der Infantin angestellt werden sollten.

Der Regent hatte sehr überlegt gehandelt, von beiden Vermählungen nicht auf einmal zu sprechen; die Eifersucht über die zweite würde viele Leute gegen die erste abgeneigt gemacht haben; aber vierzehn Tage nachher, als alle Gemüther mit der ersten Neuigkeit bekannt waren, ging der Regent zum König, und meldete ihm in Gegenwart des Herzogs, des Bischofs, des Marschalls von Villeroi und des Kardinals Dübois, nachdem er die beiden ersten davon vorher benachrichtigt hatte, die Ehre, welche der König von Spanien ihm erweisen wolle, und bat den König um die Erlaubnis, sie anzunehmen. Der König gab seine Einwilligung mit der Munterkeit eines Kindes, das seit vierzehn Tagen von weiter nichts als von Vermählung und Spanien reden hörte. Diese Verbindung mit Spanien war

war ein starker Schlag für den alten Hof. Die Marschälle von Villeroi, von Villars, von Hürelle und von Tallart, statteten zwar ihre Glükwünsche wie die übrigen ab, aber sie zwangen sich, ihren Verdruß zu verbergen, ohne ihre Anstrengungen verbergen zu können.

Diese Leute, die nur bei Spanien schwuren, so lange sie sich geschmeichelt hatten, ein Schrekbild gegen den Regenten daraus zu machen, konnten von ihrer Verwunderung nicht zurükkommen, die Tochter eines Prinzen zum spanischen Thron bestimmt zu sehn, dessen Kopf Philipp der Fünfte unter der lezten Regierung verlangte, und der nachher den Krieg nach Spanien gespielt hatte. Die Wahl eines Kindes, die die Vermählung des Königs auf mehrere Jahre hinaus schieben würde, schien ihnen ein Meisterstük von Politik. Es ist aber doch wahrscheinlich, daß der Regent zu der Wahl der Infantin weniger würde geneigt gewesen seyn, wenn er ohne dieselbe seine Tochter mit dem Prinzen von Asturien hätte vermählen können.

Der Herzog von Saint-Simon ging als ausserordentlicher Gesandter nach Madrid, und hielt um die Infantin an. Der Prinz von Rohan, Grosvater des jetzigen Marschalls von

Soubise und Schwiegersohn der Herzogin von Ventadour, wurde ernannt, um an der Gränze die Prinzessinnen auszuwechseln. Der Herzog von Ossone kam nach Paris als ausserordentlicher Gesandte, und hielt um Mademoiselle von Montpensier an.

Wir hatten damals den Markis von Maulevrier-Langeron als ordentlichen Gesandten in Madrid. Lauftez, ein geborner Irländer und Major unter der Leibgarde des Königs von Spanien, war zu Paris ordentlicher Gesandter von Spanien.

So eng auch die Verbindung war, welche die doppelte Vermählung unter den zwei Linien des Bourbonnischen Hauses stiftete, so erforderte doch die Aufführung, die unsere Minister zu Madrid beobachten mußten, viel Klugheit. Es bestand in Wahrheit zwischen Frankreich, Spanien und England eine Defensiv-Allianz, welche auf die Verträge von Utrecht und der Triple-Allianz gegründet war. Es war darinn die gegenseitige Bürgschaft der Staaten bedungen worden, in deren Besiz die drei Mächte waren, welche, wenigstens stillschweigend, die Entsagungen und die Erbfolge der Krone Englands in das protest. Haus Hannover bestätigten. Diese Artikel standen dem Regenten wohl an, aber

aber sie gefielen keineswegs dem König noch der Königin von Spanien, welche die Hofnung unterhielten nach Frankreich zurük zu kehren, wenn man das Unglük hätte, den König zu verlieren. Ueberdies hatten Frankreich und England ihre thätige Verwendung versprochen, um die Streitigkeiten zu schlichten, welche noch zwischen dem Kaiser und Spanien vorwalteten. Aber es entstand zu der Zeit ein neuer Keim von Uneinigkeit.

Der Kaiser, der immer noch die östreichischen Maximen beibehielt, hatte vor kurzem eine Beförderung von spanischen Grandes veranstaltet. Philipp der Fünfte beklagte sich darüber bei den verbündeten Mächten. England aus Erkenntlichkeit für die Vortheile, die es aus Spanien gezogen hatte, verglich diese Sache, und brachte den Kaiser dahin, daß er eine Erklärung von sich gab, durch welche er bekannt machte, daß er nicht Willens gewesen sei, spanische Grands zu machen, deren Titel sich nicht unter den Titeln der Edelleute befände, denen er nur Vorzüge und Ehrenämter gegeben habe, deren ein jeder Souverän in seinem Hofe mächtig wäre. Die Nachricht dieses Vergleichs kam zwei Tage nach der

Unterzeichnung des Vertrags zu Madrid an, und beruhigte Philipp den Fünften sehr.

Man wird bemerkt haben, daß ich mich bei Erzählungen von Festen, welche Zeitungen und Journale anfüllen, nicht sehr aufhalte; ich werde mich blos auf solche Vorfälle einschränken, die man dort nicht finden wird, und die von einigem Nutzen seyn können. Zum Beispiel: der Regent händigte dem Herzog von Saint-Simon zwei Briefe für den Prinz von Asturien ein, in dem einen nannte er ihn Neffen, und in dem andern Bruder und Neffe; übrigens waren sie einander gleich. Es kam darauf an den zweiten überreichen zu lassen. Diese Anmaaßung mußte dem Regenten unter die Füße gegeben seyn, der das Zeremoniel wenig achtete, und überdies nicht berechtigt war, auf die Gleichheit mit dem Prinzen von Asturien Ansprüche zu machen. Beide waren königliche Prinzen. Der Prinz von Asturien war aber älter und Kronerbe. Der zweite Brief schlüpfte indessen durch; Grimaldo, Minister von Spanien, dem die Abschrift mitgetheilt wurde, gab entweder nicht Acht darauf, oder sah den Titel Bruder als einen Ausdruk der Zärtlichkeit an. Wenn er nur die geringste Schwierigkeit gemacht hätte, so hatte der Gesandte

sandte Befehl, den ersten Brief unterzuschieben.

Es ist in Spanien gebräuchlich, daß der König den Heirathskontrakt nicht selbst unterschreibt, sondern ihn durch Kommissäre unterschreiben läßt. Auf diese Art war bei den Heirathskontrakten unserer beiden lezten Königinnin verfahren worden, obgleich bei dem der Maria Theresia, Ludwig der Vierzehnte und Philipp der Vierte sich in Person an der Gränze befunden hatten. Der Herzog von Saint-Simon verlangte die Unterschrift des Königs, Grimaldo aber berief sich auf den alten Gebrauch. Der König und die Königin willigten ein, sich zu unterschreiben, um die Zufriedenheit zu bezeigen, die sie über diese Verbindung hätten.

Während dem ganzen Lauf dieser Sache bezeigte sich Philipp der Fünfte französischer als er je gethan hatte. Es war nicht die abgemessene Freude eines Königs, dem eine Unterhandlung gelingt: es war die Freude eines zufriedenen Vaters, eines großmüthigen Mannes, der sich versöhnt. Da er erfahren hatte, daß die Stadt Paris den Herzog von Ossone bewillkommet hatte, so befahl er, daß die Stadt Madrid dem Gesandten von Frankreich

dieselbe Ehre erzeigen sollte, eine Ehre, welche noch keinem Gesandten, wenigstens in Paris nicht, wiederfahren war.

Da ich eben von einer Sache ohne Beispiel sprach, so muß ich noch bemerken, daß für den Herzog von Ossone etwas geschah, was nachher bei verschiedenen Gelegenheiten erfolgte. Der Regent, der ihm den heiligen Geist Orden geben wollte, glaubte, daß da der König noch nicht Ritter wäre, und die Ordenskette erst den Tag nach seiner Krönung erhalten sollte, er auch nicht eher Ritter ernennen könnte, als bis er es selbst wäre. Er trug blos das Ordenszeichen so, wie man es allen königlichen Prinzen von Frankreich im Augenblik ihrer Geburt giebt. Der Herzog von Ossone erhielt also die Erlaubnis das Ordenszeichen so lange zu tragen, bis er dazu ernennt werden könnte (19).

Für

(19) Der König hat seitdem diese Erlaubnis mehrern fremden und französischen Gesandten gegeben, welche erst lange nachher zu Rittern aufgenommen wurden.

Es ist zu verwundern, daß der Regent und die Ritter jener Zeit so wenig von der Geschichte ihres Ordens unterrichtet waren. Der König, ob er gleich minderjährig und noch nicht gekrönt war, konnte, ohne die Gesetze zu ver-

le-

Für den Herzog von Saint-Simon wurde in Spanien noch mehr gethan, als man in Frankreich für den Herzog von Ossone gethan hatte. Philipp der Fünfte gab ihm und einem seiner Söhne, den der Vater wählen konnte, die Würde eines Granden, um zu gleicher Zeit den Genuß davon zu ziehen. Er wählte den jüngsten, und sie behielten beide in Spanien den Hut auf. Der älteste wurde in den Orden des goldenen Vließes aufgenommen.

Aller östreichischer Sauerteig, der vielleicht noch in den Herzen einiger Spanier gähren konnte, wurde oder schien wenigstens auf einmal rein ausgefegt zu seyn, und die gebornen Franzosen, welche damals noch durch ihre Aemter der Person des Königs anhiengen,

letzen, Ritter ernennen. Heinrich der Vierte, der bei der Belagerung von Rouen noch Hugenot war, und folglich nicht selbst Ritter seyn, noch das Ordenszeichen tragen konnte, gab gleichwohl dem ersten Marschall von Biron den Auftrag, seinen Sohn, den Baron von Biron, der nachher Marschall von Frankreich und enthauptet wurde, aufzunehmen; und zu gleicher Zeit dem Renaud de Baunes, Erzbischof von Burges, ersten Almosenpfleger von Frankreich, statt des Amiot, des eifrigsten Anhängers der Ligue, das Ordenszeichen zu geben.

ließen den Entzückungen ihrer Freude freien Lauf. So zum Beispiel Boutin von Valouse, erster Stallmeister Philipps des Fünften, und Ritter des goldenen Vließes. So auch la Roche, erster Garderobebedienter, ein Mann von so anerkannter Rechtschaffenheit, daß Philipp der Fünfte ihm die Verwahrung des Stempels anvertraute, welches ein Siegel ist, auf welchem die Handunterschrift des Königs in der vollkommensten Aehnlichkeit nachgeahmt ist. Man bedient sich in Spanien desselben, um dem König die Mühe zu ersparen, sich selbst zu unterschreiben; eine bequeme aber gefährliche Erfindung; eine asiatische Trägheit, welche vielleicht künftig bis auf die Minister kommen wird. Die Verwahrung des Stempels ist keine Würde, sondern ein Auftrag des Zutrauens; dadurch wird dieser Posten nur desto ehrwürdiger, und la Roche war auf diese Art Kabinetssekretär. Unter den schäzbaren Franzosen, welche sich in Madrid niedergelassen hatten, darf ich den Sartine um desto weniger vergessen, da wir seinen Sohn zu Paris auf dem Wege sehn, eine beträchtliche Rolle zu spielen. Sartine hatte zu Lion, wo er geboren war, das Wechselgeschäft getrieben; Umstände machten, daß er sich in Spanien nie-

niederließ. Er war ein Mann von Verstand und Rechtschaffenheit, thätig, ein guter Arbeiter und reich an Hülfsmitteln. Er hatte die Oberaufsicht über die Lebensmittel der Armeen in Spanien gehabt. Da er oft von den Ministern, Generalen und dem König selbst um Rath gefragt wurde, so hatte er viele Freunde, und verdiente sie auch. Er war General-Oberaufseher über das Seewesen, als er durch den Fall des Tinnaguas, welcher Staatssecretär und sein Freund war, im Anfange der Ministerschaft des Alberoni mit hingerissen wurde. Dieser gewaltthätige und despotische Minister rechnete ihm seine Verbindungen mit dem Herzog von Saint-Aignan, unserm Gesandten in Madrid, zum Verbrechen an; und da dieser genöthigt wurde eilig Spanien zu verlassen, so wurde Sartine ins Gefängnis gesezt, aus welchem er erst nach der Ungnade des Alberoni kam. Er heirathete nachher eine Kammerfrau, welche in der Folge Sennora di honor der Königin von Spanien wurde, und ward Intendant von Barcellona, wo er auch gestorben ist. Sein wahrer Name war Des-Sardines. Sein Vater war Gewürzkrämer in Lion. Sartine trug in Spanien das Sanct Michaelskreuz; doch glaube ich nicht, daß er

zum

zum eigentlichen Ritter ernennt worden ist, da er in keiner Liste steht. Ich wünsche, daß mir der Sohn Gelegenheit giebt, von ihm wie von seinem Vater zu sprechen; dies ist seine Sache: die meinige ist Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Einer der Hauptartikel in der Instruction des Herzogs von Saint-Simon war, mit dem Jesuiten d'Aubenton, Beichtvater des Königs, eine sehr wichtige Stelle, wenn sie nicht ein bloßer Titel ist, oft umzugehn, und ihn recht warm zu halten. Gleich beim ersten Besuche verschwendete der gute Pater die Versicherungen von Liebe zum Regenten und zu Frankreich, und von der größten Achtung für den Herzog von Saint-Simon, dessen Freundschaft für die Jesuiten er, wie er sagte, kenne. Nun kam er auf den Wunsch des Königs von Spanien, die Infantin den Händen eines ihrer Paters anzuvertrauen, welche allein fähig wären dieser Prinzessin frühzeitig die wahren Grundsätze der Religion einzuflößen.

D'Aubenton sprach in Ansehung des Wunsches Philipps des Fünften wahr, denn bei der ersten besondern Audienz, welche dieser Fürst dem Gesandten gab, brach er eine Geschäftsuntersuchung ab, um ihm aufzutragen den

Re-

Regenten zu bitten, daß die Infantin von einem Jesuiten unterrichtet würde, und kam zu verschiedenen Malen auf diesen Punkt zurük.

Der Herzog von Saint-Simon, der den Wunsch Philipps des Fünften schon wußte, konnte auf den Vorschlag des d'Aubenton nicht anders als günstig antworten. Der eifrige Pater, erfreut über die Erklärung, ward strahlend, liebkosend, und nach vielen listigen Wendungen, halb gebrochenen Worten und halb dunkeln Redensarten, sagte er: dies ist noch nicht alles, der König erwartet noch mehr von Ihrer Excellenz, von Ihrer Ergebenheit gegen ihn, von Ihrer Liebe zur Religion, von Ihrer Freundschaft für unsre Gesellschaft. Diese lezte Lobeserhebung verdiente nun Saint-Simon wahrhaftig am wenigsten; aber es ist eine rhetorische Figur der Mönche, daß sie dadurch Eifer für sich einflößen, indem sie voraussetzen, daß man solchen schon habe. Der König, fuhr d'Aubenton fort, brennt vor Verlangen, Sie zu bitten, den König, seinen Neffen, in seinem Namen dahin zu vermögen, daß er einen Jesuiten zum Beichtvater nehme, und den Regenten zu bereden, Ihnen dabei behülflich zu seyn. Die Gebrechlichkeiten des Abbe' Fleuri drohen ihm mit einem nahen Tode; es wäre also

schik-

schiklich, einen Vorschritt zu thun, und in der nämlichen Depesche, worin Sie einen Jesuiten für die Infantin verlangen, auch einen für den König vorzuschlagen.

D'Aubenton endigte mit tausend Erbietungen, dem Gesandten zur Grandezza, welche er zu haben wünschte, behülflich zu seyn, und bat ihn zulezt noch, ihm freundschaftlich zu sagen, was er davon dächte.

Die Falle war nicht unrecht gelegt, und die Lokspeise ziemlich ins Auge fallend. Saint-Simon zog sich aber doch heraus. Er bezeigte dem Jesuiten viel Achtung für seine Gesellschaft und gestand, daß nichts gerechter wäre, als der Infantin einen Jesuiten zu geben, da es der König ihr Vater wünschte; was aber den Beichtstuhl des Königs und das Innere seines Hauses beträfe, so möchte wohl der Vorschlag in Frankreich keine bessere Aufnahme finden, als in Spanien der Vorschlag aufgenommen werden würde, den Beichtvater Philipps des fünften oder seine Minister zu ändern; es wäre schon ein großer Schritt, einen Jesuiten für die Infantin annehmen zu lassen; die Achtung für diese Gesellschaft würde das Uebrige thun, und es möchte wahrscheinlich um desto eher gelin-

lingen, je weniger man es zu verlangen schiene.

D'Aubenton war mit der Antwort nicht zufrieden, er erwartete sie vortheilhafter; doch verlor er nichts von seiner Heiterkeit, und aus Besorgnis Kälte zu zeigen, erneuerte er nicht nur dem Gesandten die Freundschaftsbetheurungen und Dienstanerbietungen, sondern billigte sogar mit dem Munde Gründe, die ihm sehr zuwider waren.

Es sey nun wahr oder nicht, daß Philipp der fünfte dem D'Aubenton den eben gethanen Vorschlag, dem jungen Könige einen Jesuiten ten zum Beichtvater zu geben, aufgetragen habe, so ist es doch gewiß, daß dieser Fürst nicht mit dem Gesandten davon sprach. Um alles, was diese Sache betrift, zu vereinigen, will ich hier das hinzusetzen, was drei Monate nachher geschah. Man beredete den Abbe Fleuri, abzudanken, und der Pater Taschereau von Linieres wurde an seine Stelle ernennt. Er war schon Beichtvater von Madame, der Mutter des Regenten, und der Kardinal von Noailles hatte keine große Schwierigkeit gefunden, diesem Jesuiten die Vollmacht zu geben, Madame Beichte zu hören. Der Pater von Linieres war ein ehrlicher Mann, ein Feind von Intriguen,

und

und hätte, wäre er auch ganz anders gewesen, nicht den geringsten Nutzen von der Andacht im Palais-Royal ziehn können. Madame, das einzige Beichtkind, das er hatte, war katholisch, weil sie es hatte seyn müssen, um Monsieur zu heirathen: übrigens reich an Tugend, an Güte der Seele und an deutschem Stolze. Ein Beichtvater war also für sie nur ein Bedienter mehr. Ganz anders verhielt es sich mit dem Beichtstuhle eines Königs, der noch ein Kind und empfänglich für die ersten Eindrücke war.

Der Kardinal von Noailles hielt die Wahl eines Beichtvaters für eine Sache von der größten Wichtigkeit, und schlug dem Linieres die Vollmacht ab. Der persönliche Character eines Jesuiten mochte beschaffen seyn wie er wollte, der Kardinal wußte, daß auch der Beichtvater eines Königs seines Standes wegen immer noch ein Mitglied der Gesellschaft und von seinem Oberhaupte abhänglich bleibt; und ohne selbst einen Beichtvater vorzuschlagen, begnügte er sich die Jesuiten auszuschließen. Der Marschall von Villeroi schlug drei Männer vor, den Kanzler von Notre Dame, den Pfarrer zu St. Germain-en-Laye, Benoist, und den Abbe' von Vaurony, welcher die Bischofswürde

würde von Perpignan abgeschlagen hatte. Der Bischof von Frejus schlug den Paulet, Vorsteher des Semmariums der Bons-Enfants, oder den Champigny, Schatzmeister der heiligen Kapelle vor. Der Kardinal von Rohan schlug aus Mangel an Jesuiten, die er vorgezogen haben würde, den Doctor Vivant, Pfarrer zu St. Merry und fanatischen Konstitutionsanhänger, vor. Noailles, Villeroi und der Bischof von Frejus widersezten sich mit aller Gewalt der Wahl des Jesuiten (20); aber das Ansehn des Kardinals Dübois überwog sie zum Besten des Linieres. Es war schwer, einen andern Beweggrund bei ihm zu vermuthen, als die Rache gegen den Kardinal von Noailles, welcher sich geweigert hatte, ihm die Orden zu ertheilen, als er zum Bischof von Cambrai ernennt wurde. Er war den Jesuiten für seinen Hut keine Verbindlichkeit schuldig; man weis, auf welche Art er ihn erlangt hatte. Die Verweigerung der Vollmacht machte aber doch die Ernennung unnüz. Die Fürbitten konnten vom Kardinal von Noailles nichts erhalten, er war unera-

(19) Ich habe diesen Artickel aus einem Briefe des Kardinals Dübois an den Pater D' Aubenton, vom 2ten März 1722, gezogen.

unerbittlich. Dübois, mit Hintansetzung der Rechte und der Ehre der bischöflichen Würde, wandte sich an den Pabst, welcher dem Könige die Erlaubniß schikte, welchen Beichtvater er wolle, zu wählen.

Dübois, um sich bei denjenigen von seinen Mitbrüdern zu entschuldigen, welche eifersüchtiger als er auf die Ehre der Bischofswürde seyn konnten, streute aus, die Ernennung eines Jesuiten zum Beichtvater des Königs sey eine Bedingung gewesen, welche von Spanien in dem Friedenstractate mit Frankreich festgesezt worden sey. Um aber alle Schwierigkeiten zu heben, versezte man den Hof von Paris nach Versailles, von wo aus der König, wenn er beichten wollte, nach St. Cyr in der Diöces von Chartres gieng, wo die Jesuiten Erlaubniß zum Beichthören hatten.

Was die Bedingung betrift, welche Spanien, wie man sagte, gefordert und erlangt hätte, daß der Beichtstuhl des Königs den Jesuiten überlassen würde, so ist dies eine bloße Vermuthung. Diese vorgebliche Anecdote ist so allgemein angenommen worden, daß sie von Leuten, welche glauben in die Geheimnisse der Poli-

Politik gedrungen zu seyn, für wahr gehalten wird. Und doch ist nichts so falsch. Hier ist der Beweis!

In der ersten Unterredung, welche der Herzog von Saint-Simon bei seiner Rükkehr aus Spanien mit dem Regenten und dem Kardinal Dübois hatte, sagte der leztere, als er die verschiedenen Puncte der Unterhandlung wieder durchgieng, zum Herzog: mein Herr, wir haben gethan, was der König von Spanien gewünscht hat. Was, fragte der Herzog? Wir haben dem König einen Jesuiten zum Beichtvater gegeben. Wie! versezte der Herzog, der König von Spanien hat nie mit mir davon gesprochen. Es scheint mir doch, erwiderte der Kardinal, daß der König von den Jesuiten gesprochen hat, und daß Sie uns davon geschrieben haben. Sie irren sich ganz gewiß, fuhr der Herzog von Saint-Simon fort. Ich habe Ihnen von dem Verlangen des Königs von Spanien in Ansehung eines Jesuiten für die Infantin geschrieben, aber nie hat er mir ein Wort von dem Könige gesagt. Sie haben meine Briefe, lesen Sie sie noch einmal durch. Es ist wohl wahr, daß der Pater D'Aubenton mir den Vorschlag davon that, aber ich verwarf ihn, und ich hätte geglaubt, ge-

gen den König und den Regenten zu fehlen, wenn ich einen Auftrag über mich genommen hätte, durch welchen eine fremde Macht in die innere Regierung von Frankreich getreten wäre. Sie selbst hätten mich darum tadeln müssen.

Da der Kardinal sahe, daß er es mit einem nicht sehr gefälligen Widersprecher zu thun hatte, so stammelte er und wußte nicht was er sagte; denn er fiel bisweilen von der Kühnheit eines Räubers, zur Fassungslosigkeit des kleinsten Spitzbuben herab. Der Regent fieng hierauf an zu lachen und sagte: ie nun, wir verlangen weiter nichts von Ihnen, als daß Sie uns nicht Lügen strafen; denn wir haben zu jedermann gesagt, daß wir auf dringendes Bitten des Königs von Spanien dem jungen Könige einen Jesuiten zum Beichtvater gegeben haben. Alles, was ich thun kann, antwortete Saint-Simon, ist, daß ich den Geheimnisvollen mache, wenn man mit mir davon spricht, aber bis zum Lügen werde ich die Gefälligkeit nicht treiben.

Man mußte mit der Verschwiegenheit, die er versprach, zufrieden seyn; auch sprach er in der That nicht öfterer davon, als es seine Ehre erfor-

erforderte; aber er unterrichtete den Kardinal von Noailles, dessen Achtung ihm schäzbar war, den Marschall von Villeroi, und den Bischof von Frejus davon, die sich allein der Aufersiehung der Jesuiten widersezt hatten, und konnte dem Grafen von Cereste die Folge einer Intrigue nicht verheimlichen, deren Anfang er gesehen hatte. Ich glaube nicht, daß er jemand anderm etwas davon gesagt hat. Von dem leztern habe ich die ersten Nachrichten davon erhalten, ehe noch die Originalschriften mir in die Hände gefallen waren.

Der Graf von Cereste-Brancas, Bruder des Marschalls, hatte den Herzog von St. Simon als Freund nach Spanien begleitet, und war einer von den Zeugen bei der Vermählung der Infantin. Da ich nicht weiß, wie weit ich diese Nachrichten fortsetzen werde, so ergreife ich diese Gelegenheit, ihm einen Theil von der Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die ihm gebührt. Ich habe keinen Menschen gekannt, in welchem Verstand und Tugend in einem so vollkommenen Gleichgewicht gewesen wären; er ists, von dem ich in den Schilderungen der Sitten dieses Zeitalters gesagt habe, daß er nicht immer der erste seyn konnte, niemals aber der zweite gewesen seyn würde, und

ich habe niemand getroffen, der ihm sein Verdienst abgeläugnet hätte. Er ist als Staatsrath und Ritter der königlichen Orden gestorben, nachdem er es abgeschlagen hatte, Ehrenritter der Königin zu werden.

Ehe wir auf die französischen Angelegenheiten zurükkommen, wollen wir noch sehn, was in Spanien wegen der doppelten Vermählung vorgieng.

Die Königin, eine Italienerin von Geburt und Herzen, haßte die Spanier so sehr, als sie von ihnen gehaßt wurde, und die Beweise, die täglich davon ans Licht kamen, unterhielten diesen gegenseitigen Haß. Die Königin zwang sich auch gar nicht, es zu gestehn: und das Volk seinerseits schrie, wenn der König und die Königin vorbei kamen, auf den Gassen und aus den Gewölben: Viva el Re y la Savoyana, (die verstorbene Königin nämlich, die von den Spaniern angebetet wurde und deren Andenken iezt noch tief verehrt wird). Die regierende Königin stellte sich zwar, als verachte sie dies Volksgeschrei; allein sie war darüber in Verzweiflung: unglüklicher Weise kämpfte das Volk und sie nicht mit gleicher Stärke. Sie konnte durch ein ziemlich natürliches Mittel alles bewirken. Das Temperament des Königs mach-

machte ihm ein Weib nothwendig und seine Frömmigkeit erlaubte ihm keine Untreue. Die Königin war häßlich, ob sie gleich ein ziemlich edles Ansehn hatte, und der König war immer in einer solchen Stimmung, daß er sie schön fand und als schön behandelte. Sie verband damit alle mögliche Koketterie für ihren Gemahl, lobte ihn öffentlich und ins Gesicht über seine Schönheit, und ob er gleich in seiner Jugend schön gewesen war, so war doch damals seine Gestalt in einem so elenden Zustande, daß, wenn die Fürsten auch beim abgeschmaktesten Lobe nicht unverwundbar wären, er das Lob der Königin für Spott hätte annehmen können.

Der König und die Königin hatten immer nur ein Bette, sie mochten gesund oder krank seyn. Die Wochen der Königin nöthigten den König nicht in einem andern Bette zu schlafen, und nicht eher als drei Tage vor dem Tode seiner ersten Gemahlin nahm er ein besonderes Bette, ob gleich ihr Körper schon lange durch ein scrophulöses Uebel zerstört wurde.

Da sowohl der König als die Königin über alles, was man dem einen oder dem andern sagen konnte, sehr eifersüchtig auf einander waren, so verließen sie sich weder Tag noch

Nacht. Alle Tage bei ihrem Erwachen brachte ihnen die Assafeta (21) Bettmäntel, und sie verrichteten ihre Gebete; hernach kam Grimaldo, dem die andern Staatssecretäre die Angelegenheiten ihrer Departements übergaben, und stattete Bericht davon ab. Wenn sich Grimaldo beurlaubt hatte, so nahm der König seinen Schlafrok um, gieng in eine Garderobe, um sich anzukleiden, und die Königin in das Zimmer, wo ihr Toilette war. Der König, der sich geschwind ankleidete, ließ seinen Beichtvater hereinkommen, und nachdem er eine Viertelstunde gebeichtet oder eine besondere Unterredung mit ihm gehabt hatte, gieng er wieder zur Königin, wohin sich auch die Infanten begeben mußten. Einige vornehme Hofbedienten, die Damen und Kammerfrauen, die den Dienst hatten, machten die ganze Versammlung aus; es wurde über die Jagd, von Gegenständen der Frömmigkeit oder über andere Dinge von gleicher Wichtigkeit gesprochen. Die Toilette dauerte ohngefähr

(21) Erste Kammerfrau. Diese Bedienung ist ansehnlicher in Spanien als in Frankreich, vielleicht aus der einzigen Ursache, weil der Spanier sich einbildet, daß seine Fürsten vor allen andern einen Vorzug haben, der sich allen, die um sie sind, mittheilt. Laura Piscatori, Amme der Königin, war damals Assafeta.

gefähr drei Viertelstunden. Hierauf giengen der König und die Königin in ein besonderes Audienzzimmer, wo die fremden Minister und die Vornehmen des Hofs, welche um Audienz gebeten hatten, angenommen wurden.

Wenn jemand vorgelassen wurde, so stellte sich die Königin, als ob sie sich an das Fenster entfernen wollte; aber da jeder, der mit dem Könige zu sprechen hatte, wohl wußte, daß dieser Fürst der Königin alles wiedersagen, und sie sich beleidigt finden, ja den König darwider einnehmen würde, wenn man ihr ein Geheimniß aus Etwas machen wollte, so wurde sie allezeit gebeten, daß sie sich nähern möchte, oder man sprach laut genug, um von ihr gehört zu werden, wenn sie auf ihrer falschen Bescheidenheit beharrte.

Die Königin wußte also genau alles, was man dem Könige sagte, und hatte überdies alle Wochen eine Stunde, in welcher sie sich, ohne daß es der König wußte, mit denen, die sie heimlich einführen ließ, unterhalten konnte; dies war der Tag, an welchem der König öffentliche Audienz ertheilte.

Der König saß, den Hut auf dem Kopf, vor einem Tisch, die Grands standen bedekt neben einander an der Wand. Ein jeder, der

seinen Namen gegeben hatte, wurde nach der Ordnung, wie er eingeschrieben war, gerufen. Er kniete vor den König, brachte seine Sache mit wenigen Worten vor, ließ gewöhnlich ein Memorial auf dem Tisch, stand auf und begab sich, nachdem er die Hand des Königs geküßt hatte, wieder weg. Die Priester hatten vor den Weltlichen den unterscheidenden Vorzug, daß ihnen der König, wenn sie niederknieten aufzustehen befahl. Wenn jemand von denen, die zu dieser Audienz kamen, von niemand gehört seyn wollte, und er sehr bekannt war, so sagte er es. Dann wandte sich der, welcher die Liste hielt, zu den Granden, und sagte mit lauter Stimme: es ist eine geheime Audienz; alle giengen dann hinaus und kamen nicht wieder herein, als bis der Privatmann sich wegbegab. Der einzige Gardehauptmann hielt von außen die Thüre halb offen, so, daß er ohne etwas zu hören, aber das Gesicht nach dem Zimmer zu gerichtet, den König und den, der mit ihm sprach, immer sehn konnte.

Wenn die Königin diese Audienz benuzte, um sich mit jemanden zu unterreden, so mußte dieß sehr heimlich geschehn, denn den König beunruhigte alles, was man dieser Fürstin beson-

sonders sagte; wenn sie daher beichtete, und die Beichte dauerte länger als gewöhnlich, so gieng er in das Zimmer und rufte die Königin.

Sie kommunicirten zusammen alle acht Tage, und die Damen der Königin würden misfallen haben, wenn sie es nicht auch gethan hätten.

Der einzige Zeitvertreib des Königs war die Jagd, welche nicht minder traurig war, als sein übriges Leben. Bauern schlossen einen Kreis zu einem Treiben, und jagten Hirsche, wilde Schweine, Rehe, Füchse, und dergleichen vor dem König und der Königin vorbei, welche in einer Laube eingeschlossen, auf die Thiere schossen.

Was man von dem Leben der Frau von Maintenon weiß und was man eben von der Lebensart der Königin von Spanien gelesen hat, beweist deutlich, wie groß die Marter für Weiber ist, welche die unterjochtesten Könige regieren wollen. Wenn man das innere Leben der Favoriten entschleiert, so wird man mit einem so beneideten Stand Mitleiden haben.

So viel Gewalt auch die Königin über den König hatte, so war sie doch jeden Augenblik genöthigt, ihn zu studieren, Gelegenheiten herbeizulocken oder zu ergreifen, zu gewissen

Zei-

Zeiten nachzugeben, und sich manchmal der Vortheile zu bedienen, die ihr das Temperament des Königs gab. Die Weigerungen der Königin brachten ihren Gemahl auf, entflammten ihn immer mehr und mehr, schufen manchmal heftige Auftritte, und endigten sich damit, daß die Königin, was sie wollte, erhielt. Die Heftigkeit der Begierden des Königs war die Stärke der Königin.

Philipp der fünfte hatte einen gesunden, schlichten, wiewohl nur wenig umfassenden Verstand, war still, in sich zurükgezogen, so gar furchtsam und sezte nicht das geringste Zutrauen in sich selbst. Seine Erziehung in Frankreich und seine Lebensart in Spanien mußten diesen Character, welchen ich in der Folge noch mehr entwickeln werde, nur verstärken. Seine Frömmigkeit bestand in kleinlichen Andachtsübungen. Still und immer in sich gekehrt, beobachtete er alle, die um ihn waren, sehr genau, und fand sehr leicht vieles Lächerliche an ihnen, womit er in seiner Einsamkeit so gern seine Gesellschafter erlustigte.

Für seine Gesundheit war er sehr besorgt; sein Arzt hätte daher eine große Rolle spielen können, wäre er ein Freund von Intriguen gewesen. Lyghins, ein Irländer, bekleidete diesen

sen ersten Posten; allein gleich weit entfernt von Intriguen und von Habsucht, lebte er blos für seine Kunst, deren Geheimnisse er einzig zu ergründen suchte. Nach seinem Tode rükte Servi, der Königin besonderer Arzt, in seine Stelle.

Philipp der fünfte hatte den Krieg geliebt, ob er ihn gleich auf eine ihm eigne, sehr sonderbare Art führte. Er entwarf niemals einen Kriegsplan, sondern überließ die Kriegsoperationen ganz seinen Generalen: alles, was er dazu beitrug, bestand darin, daß er gegenwärtig war; stellte man ihn außerhalb der Gefahr, so blieb er an dem angewiesnen Orte, und glaubte nicht, daß es seinen hohen Kriegsruhm vermehren könne, wenn er sich ihr nahe. Befand er sich hingegen zufälliger Weise bei einer Action mitten im lebhaftesten Feuer, so blieb er auch da mit der größten Ruhe und Gleichgültigkeit, ja er vergnügte sich sogar damit, diejenigen aufzusuchen und zu beobachten, welche die Furcht ergriff.

Gefällig, gutmüthig, vertraut mit den Bedienten, die zunächst seine Person umgaben, im Herzen ganz Franzos, nahm er die Spanier aus Erkenntlichkeit gegen ihre Dienste gütig auf. Den König von Frankreich, seinen

Neffen,

Neffen, liebte er zärtlichst und wäre dieser, zum Unglük für uns, gestorben, so würde er nach Frankreich zurükgekehrt seyn; ein Gedanke, an dem er sehr hieng! Nicht ohne viele und große Schwierigkeiten würd' er indessen den Thron seiner Väter haben besteigen können, da er allen Ansprüchen auf die französische Krone so feierlich entsagt hatte. Nach den nämlichen Grundsätzen mußte er auch die Verzichtleistungen der Maria Theresia von Oestreich auf die Krone von Spanien, als sie sich Ludwig dem vierzehnten vermählte, für Täuschungen halten. Auf keinem von beiden Thronen würde er ein gutes Gewissen behauptet haben. Diese Zweifel, welche sein Beichtvater nicht heben konnte, entstehen zwar in keinem großen Kopfe und sind, wenn man so will, keines Fürsten würdig, aber sie zeigen doch von einer reinen Seele. Diese mehr unterdrükten als vertilgten Gewissensrührungen waren die vorzüglichste Ursache seiner Abdankung und der Mühe, welche man hatte, ihn zur Wiederannahme der Krone zu bereden als sein Sohn, Ludwig der Erste, starb. Bei seinen Zweifeln hätte ihm die Uebertragung des Throns auf seinen Sohn nicht weniger eine Usurpation scheinen müssen, wenn er selbst ihn widerrechtlich bestiegen hätte; endlich

lich aber machte er sich doch stark genug, das einzige Opfer zu bringen, welches bei ihm stand. Gewissenhafte Seelen sind übrigens nicht sehr consequent, weder in dem, was sie beunruhigt, noch in dem, was sie zufrieden stellt.

Die Königin hatte einen ganz entgegengesezten Charakter. Herrschen war ihr Alles. Der unrechtmäßigste Besitz wäre in ihren Augen das größte, gegründetste Recht gewesen. An dem Höfchen ihres Vaters erzogen, hatte sie sie sich keine richtige Vorstellung von den europäischen Höfen machen können: gleichwohl glaubte sie sich in dem Augenblicke, als sie sich auf den Thron gesezt sah, vollkommen geschikt zu regieren; ob gut oder schlecht, das that nichts zur Sache. In den vorhergehenden Blättern hat man gelesen, wie das Glük ihr diesen erhabnen Posten zuwarf.

Gleich vom Anfang an stellte sie sich zwei Gegenstände vor, welche sie auch niemals aus den Augen verlor. Der erste war, ihre Gewalt über den Verstand des Königs, unter dessen Namen sie regieren wollte, fest zu begründen. Der zweite: sich gegen den traurigen Fall in Sicherheit zu setzen, in dem sich eine verwittwete Königin von Spanien befindet, wenn

der

der Nachfolger ihres Gemahls sie nicht Mutter nennt.

Der Entschluß wurde also gefaßt, einem ihrer Söhne eine Herrschaft zu verschaffen, um sich einstens dahin zurükziehen, und daselbst noch herrschen zu können, oder wenigstens nicht gehorchen zu dürfen.

Man kann leicht denken, was für Kabalen sie spielen, und wie viel Maschinen sie mußte wirken lassen, um ihren zweiten Gegenstand verfolgen zu können, und doch zu gleicher Zeit ihre Absichten dem so argwöhnischen Könige zu verbergen. Alberoni hatte in seiner Verzweiflung über die Ungnade, worein er gefallen war, die Intriguen, welche die Königin sorgfältigst zu verbergen suchte, öffentlich ausgestreut. Umsonst schmeichelte sie sich, daß man dem Alberoni nicht glauben würde, weil seine Rache alle seine Aussagen verdächtig mache: man kannte aber den Charakter der Königin zu gut, um an der wirklichen Ausführung ihrer Wünsche zu zweifeln. Ihre kalte und erzwungene Liebe zu den Infanten aus der ersten Ehe, ihre hin und wieder lauten Seufzer verriethen hinreichend ihr Project, welches die ganze Regierung Philipps hindurch, entweder die Grund-

lage

lage oder das Hinderniß aller Verhandlungen war.

Der spanische Hof war und ist bis jezt noch immer in zwei Parteien getheilt gewesen. Die italiänische, an Zahl die schwächste, war doch die herrschende, und verdankte ihr Uebergewicht der Gunst der Königin. Die spanische, welcher die Wünsche der ganzen Nation folgten, seufzte unter dem Ansehen und Uebergewichte der Italiäner, die sie von Herzen haßte. Fast alle hohen und sonst bedeutenden Stellen waren zwar mit Spaniern besezt; aber sie trugen blos die Titel und konnten nur wenige von ihren Verrichtungen vollstrecken, da die Königin den König fast beständig in Einsamkeit vergrub. Der Wundarzt, der Apotheker und die Kammerbedienten waren Franzosen.

Die beiden Prinzessinnen reisten nach der Unterzeichnung der Contracte ab und trafen an demselben Tage auf der Fasaneninsel in der Mündung des Bidassoa ein, wo gegenwärtig die Auswechslung geschah, wo 1659 Ludwig der vierzehnte, die Königin seine Mutter und Philipp der vierte, der Königin Bruder, zusammenkamen.

Zwischen dem Prinzen von Rohan und dem Marquis von Santacruz entsponnen sich an-

fangs Zwistigkeiten über einige Nebenumstände in der Auswechslungs-Acte. Der Prinz hatte in dem französischen Instrumente den Titel Hoheit angenommen. Santacruz, Oberster Haushofmeister und Major bei der Königin von Spanien, dem die Begleitung der Infantin übertragen worden war, erklärte, daß er in der französischen Acte alles für gültig annehmen könne, weil Spanien sich nicht anmaaste, die Titel und Eigenschaften der Franzosen zu bestimmen und anzuordnen, daß man aber in der spanischen Acte einem wie dem andern den Titel „Excellenz„ geben würde (22). Da der Prinz von Rohan

(22) Den Titel „Excellenz„ giebt man in Spanien allen Grands, den unmittelbaren Erben der Grandezza, den Vicekönigen, Statthaltern der Provinzen, den Staatsräthen (ein Titel der Minister), den Rittern des goldnen Vließes, dem Gouverneur des Raths von Kastilien und den Gemahlinnen aller, die ich eben genannt habe. Der Erzbischof von Toledo ist der einzige Geistliche, den man Excellenz titulirt; sogar der päbstliche Nunzius erhält diesen Titel nicht, ob er gleich vor den Gesandten, die ihn alle empfangen, den Vorrang hat. Die Bischöfe werden Seigneurie illustrissime titulirt.

Es war ein eigenthümlicher Zug des spanischen Stolzes, daß der Spanier sich nicht Grand unterzeichnet hatte. Die Grands glauben näm-

lich,

Rohan sahe, daß Santacruz in dieser Acte sich nicht einmal den Titel „Grand„ beilegte, so ließ auch er den Titel: „Herzog und Pair„ weg, und unterzeichnete die Schrift, ohne irgend eine Eigenschaft zu seinem Namen zu setzen.

lich, daß ihre Grandezza überall so bekannt ist, als ihr Name, und lassen also aus Stolz oft ihren Titel weg. Da sie überdem ihre Würde von undenklichen Zeiten herzuleiten sich eifrigst bestreben, so fürchten sie, man möchte den Anfang ihrer Grandezza von dem Dato an rechnen, unter welchem sie sich in einer Urkunde unterschrieben haben. Erst seit Philipp dem fünften haben bei Unterzeichnung der Urkunden einige Grands, zur Nachahmung der Grands in Frankreich, ihre Würde ihrem Namen beigesezt. Eine Folge hievon ist, daß sie sich alle einander gleich achten. Die Ritter des goldnen Vließes beobachten einen Rang unter sich, weil der Orden nicht erblich ist, und der früher aufgenommene hat den Vorrang vor dem neuern.

Nur die gekrönten Häupter und die Infanten sind seit Philipp dem fünften, welcher es bei vollem Kapitel verlangte, davon ausgenommen. Souverains, die nicht zugleich Könige sind, können auf keine Ausnahme Anspruch machen. Die Prinzen vom Geblüt haben ebenfalls Anspruch darauf gemacht, da sie aber Widerstand fanden, so sind sie ohne Zeremonien aufgenommen worden, und finden sich nicht in den Kapiteln ein.

Nachdem die Auswechselung erfolgt war, trat die Infantin ihre Reise nach Paris und die Mademoiselle von Montpensier ihre nach Madrit an. Die beiden Prinzessinnen hatten niemand von ihrer Nation zum Gefolge, außer einer Untergouvernante, welche man der Infantin wegen ihrer zarten Kindheit ließ.

Ich werde mich bei keinem der Feste aufhalten, womit man gewöhnlich die Journale füllt; sondern blos solche Vorfälle erzählen, welche einer Bemerkung werth sind.

Die spanische Würde und Schamhaftigkeit erlauben nicht, daß man Neuvermählte sich zu Bette legen sieht. Unser Gesandte mußte daher, weil er die Vermählung der Prinzessin von Asturien vor den Augen vieler Zeugen vollzogen und festgegründet zu sehen wünschte, indem die Neuvermählten erst nach einem Jahre beisammen wohnen sollten, Ihre Katholische Majestäten bitten von dem Spanischen Etiquette etwas nachzulassen: und um sie dazu zu bereden, berief er sich auf das, was bei der Vermählung des Herzogs von Bourgogne geschehen war. Ein Beispiel aus Frankreich konnte Philipp den fünften sogleich zu allem vermögen. Man brauchte noch die Vorsicht, einige angesehene Personen zu gewinnen, deren Beifall die

Uebri-

Uebrigen abhielte scheu zurük zu treten. Hierauf legte man die zwei Neuvermählten in das Bette, zog die Vorhänge zurük und ließ, wer nur gegenwärtig war, in das Zimmer treten. Eine Viertelstunde nachher zog man die Vorhänge wieder zu. Der Herzog von Popoli, Hofmeister des Prinzen, blieb auf seiner Seite hinter den Vorhängen stehen, und die Herzogin von Monteillano, Gouvernante der Prinzessin, trat auf der entgegengesezten Seite hinter den Vorhang. Nach einigen Minuten wurde die ganze Gesellschaft entlassen, und die beiden Vermählten wieder getrennt.

Die Prinzessin von Asturien gab schon in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft am Spanischen Hofe Beweise von einer finstern und mürrischen Laune. Man mußte beinahe Gewalt brauchen, um sie dahin zu bringen, daß sie bei dem König und der Königin ihren Besuch ablegte. Man hatte die prächtigsten Anstalten zu einem Ball getroffen, welchen J. K. M. und der ganze Hof mit allem Glanze feiern wollten. Die Prinzessin weigerte sich hartnäckig bei dem Feste zu erscheinen, ohne irgend einen andern Vorwand zu haben, als ihren kindischen Eigensinn. Auf die Vorstellungen, die man ihr deßwegen that, blieb sie

entweder stumm, oder antwortete: Der König und die Königin könnten nach ihrem Gefallen leben, sie wolle nach dem ihrigen leben. Die umständliche Erzählung aller albernen Vorfälle würde dem Leser ekelhaft seyn. Ich will alles, was diese Prinzessin betrift, in wenig Worte zusammen fassen: so lange sie in Madrit war, zeigte sie sich immer so albern, niedrig und ungefällig, als wir sie nachher in Paris gesehen haben, wo sie als verwittwete Königin von Spanien von 1725 bis 1742 lebte, in welchem Jahre sie zu Luxemburg starb.

Die Infantin wurde bei ihrer Ankunft zu Paris als Königin empfangen; man gab ihr diesen Titel sogar in allen Verhältnissen. Der Erfolg hat gezeigt, wie sehr man sich übereilte, daß man sie als Königin behandelte. Man hätte nichts gewagt, und es wäre schiklicher gewesen zu warten, weil sie, unabhängig von ihrer Bestimmung, schon ihrer Geburt wegen den Vorrang vor Madame hatte. Man hatte zwar die Herzogin von Bourgogne, sobald als sie in Frankreich angekommen war, auch schon im voraus als Dauphine empfangen, aber das war nöthig, um ihr den Vorrang zu geben, da sonst keine Prinzessin von Geblüt ihr diesen Rang zugestanden haben würde: denn sie war

da-

damals nur Tochter eines Herzogs von Savoyen, der, weil er nicht König war, selbst den Kurfürsten den Vortritt lassen mußte.

Bei dem verschiedenen Etikette herrscht so viel unbestimmtes, daß man sich begnügen muß die Thatsachen zu bemerken, ohne etwas daraus zu schließen. Der Prinz von Conti, der Großvater des jezt lebenden, hatte allzeit, in Ungarn und zu Wien, den Vorrang vor den Kurfürsten. Gleichwohl durfte einer von diesen, der Kürfürst von Baiern, als er nach Paris gekommen war, sich daselbst mit Erlaubniß des Königs incognito aufhalten; ja Ludwig der vierzehnte gieng so weit, daß er ihm eine geheime Audienz zugestand, wo alle beide standen, da doch der König von England, Wilhelm der dritte, eine solche Audienz nicht anders als auf einem Lehnstuhl sitzend gegeben haben würde; und eben dieser Kurfürst hätte sich auf ein Tabouret setzen müssen. Der Kurfürst benuzte oder mißbrauchte die Gefälligkeit Ludwig des vierzehnten, und verlangte bei dem Dauphin den Vorrang zu haben. Auch hierinn gab der König so weit nach, daß der Kurfürst den Dauphin nur in den Gärten von Meudon sehen, und daß sie, jeder durch seine Thüre, zusammen in einen und denselben Wagen steigen sollten.

Sehr sonderbar und widersprechend war es, daß der Bruder des Kurfürsten von Baiern, der Kurfürst von Kölln, der sich auch incognito zu Paris aufhielt, vor dem König, der in einem Lehnstuhl saß, stehen mußte. Er speiste verschiedene Male mittags und abends bei dem Dauphin zu Meudon, und saß unter den übrigen Hofleuten am untersten Ende der Tafel auf einem Feldstuhl. Dieser Kurfürst wollte einige Male der Herzogin von Bourgogne Messe lesen, und erwies ihr dann die Ehrenbezeugungen eines untersten Kapellans. Eben derselbe ließ, als er zu Valenciennes war, überall ausrufen, daß er den ersten April predigen würde. Es lief alles in die Kirche und man erdrükte sich fast. Der Kurfürst stieg auf die Kanzel, verbeugte sich gegen die Versammlung gravitätisch, machte des Zeichen des Kreuzes und schrie: zum April! Dann stieg er unter dem Schall der Trompeten und Jagdhörner, welche nebst den Pauken ein dieser schändlichen Farce zustimmendes Getös machten, von der Kanzel herab.

Sobald unser Gesandte die Absicht seiner Gesandtschaft nach Spanien erfüllt sah, eilte er, so sehr er konnte, wieder zurük zu gehen, weil er wußte, daß der Kardinal Dübois ihn

unter

unter verschiedenem Vorwande daselbst aufzuhalten suche. Die Beweggründe des Kardinals führen mich ungezwungen auf die Intriguen des französischen Hofes zurük.

Man wird sich erinnern, daß Dübois dem Kardinal von Rohan versprochen hatte, ihm, wenn er sich zu seinem Besten in Rom verwende, bei seiner Rükkehr zur Stelle eines Premierministers behülflich zu seyn. Der Kardinal zweifelte nicht im geringsten an dem Erfolge dieses Versprechens, war so albern es in Rom zu sagen, wo niemand als er sich davon überzeugen konnte, und kehrte, so schnell als er konnte, nach Paris zurük, um seinen Collegen an die Erfüllung seines Versprechen zu erinnern.

Sobald Dübois Kardinal war, fand er sich nicht mehr im Regentschaftsrath ein, weil man ihm den Vorsitz darin verweigerte. Um gleichwohl wieder Sitz darin nehmen zu können, ohne seiner Kardinalswürde das geringste zu vergeben, wollte er erst den Kardinal, seinen Vorsteher, eintreten lassen, um wenn so die Bahn gebrochen sey, hernach selbst hinein zu schlüpfen. Er empfieng also den Kardinal sehr zuvorkommend, wiederholte ihm sein Versprechen und bewies, daß er erst in den Rath treten müsse, um zu der gewünschten Stelle zu

gelangen. Da er dem Könige in Rom so große Dienste geleistet habe, so sey er berechtiget, diesen Posten zu fordern, und er, Dübois, sey ihm zu sehr verbunden, um nicht sein Gesuch bei dem Regenten mit allen seinen Kräften zu unterstützen.

Der leichtgläubige Kardinal von Rohan versicherte, hingerissen von so viel Ergebenheit und Herzlichkeit, seinen Bruder seines wärmsten Danks und seiner unausbleiblichen Erkenntlichkeit, und versprach, mit ihm das Ansehen einer Stelle zu theilen, welche er ihm allein verdanke. Wenige Tage hernach suchte er bei dem Regenten um die Aufnahme in das Conseil an. Der Regent gewährte ihm seine Bitte so plözlich und mit so viel Herablassung, daß der Kardinal, wäre er weniger verblendet gewesen, es hätte merken müssen, man habe alles schon im Voraus abgeredet und mache ihm eben kein großes Geschenk.

Der Kanzler und die Herzoge verließen sogleich den Rath, als sie die Kardinäle herein kommen sahen. Der Marschall von Villeroi sezte sich von der Zeit an im Conseil auf ein Tabouret hinter dem Könige als sein Hofmeister, und sprach kein Wort zu den abgehandelten Sachen.

Dü-

Dübois hatte dies vorausgesehen; aber es war für ihn schon viel mit einem Manne von solchem Stande, als der Kardinal von Rohan war, gemeinschaftliche Sache zu machen, und sich hinter seinen Rücken verbergen zu können. Ein Umstand, welcher den Abscheu aller gegen den Kardinal vollenden sollte, machte dem Dübois sogar Vergnügen und diente vortreflich zu seinen Absichten. Die Marschälle von Frankreich folgten dem Beispiele der Herzoge. Hiervon nahm Dübois Gelegenheit, den Regenten zu überreden, daß man offenbar eine Kabale gegen seine Person spiele, weil die Marschälle von Frankreich, die doch niemals den Kardinälen den Vorrang abgestritten hätten, Theil an dieser Sache nähmen. Dübois schrieb sogleich an den Herzog von Saint-Simon, der zwar ganz Herzog aber doch dem Regenten sehr verbindlich war, und erzählte ihm diesen Vorfall aus dem Gesichtspunkte, aus welchem er ihn betrachtete. Ueber den streitigen Punkt des Vorsitzes gieng er ganz leicht hinweg, destomehr aber breitete er sich über die Kabale aus, an deren Spitze er den Herzog von Noailles stellte, den der Herzog von Saint-Simon tödlich haßte. Schlüßlich trug er ihm noch auf, den König von Spanien dahin zu

vermögen, daß er in diesem Falle die Parthei des Regenten ergreife und sich ernstlich und mit Nachdruk für eine Regierung erkläre, welche gegenwärtig die beiden Zweige des Bourbonnischen Stammes interessire.

Der Herzog ließ sich zwar durch die vorgebliche Kabale nicht hintergehen, allein er mußte sich doch den Schein geben, daß er Philipp dem fünften die Sache vorgetragen habe. Er richtete also seinen Auftrag auf eine Art aus, daß dieser Fürst die Sache für eine häusliche Zänkerei hielt, in die er sich weder mischen wolle noch dürfe. Saint-Simon, um allen Vorwand zu entfernen, der ihn länger in Spanien zurükhalten könnte, stattete dem Dübois Bericht von der erhaltenen Antwort ab, nahm darauf sogleich seine Abschiedsaudienz und reiste ab. Bei seiner Ankunft zu Bayonne erhielt er eine Depesche, in welcher der Kardinal ihm die schmeichelhaftesten Dinge über die Art sagte, wie er sich seines Auftrags entledigt hätte, und ihm mit tausend Freundschaftsbetheurungen versicherte, daß er vor Ungeduld brenne, ihn wiederzusehen. Der Kardinal hatte noch eine zweite Depesche ausgefertigt, die ihm vorschrieb so lange in Madrit zu bleiben, bis Chavigny, gegenwärtig französischer Gesandter in der Schweiz,

am spanischen Hofe accreditirt sey. Jede Depesche war für den Ort eingerichtet, wo die Stafette den Gesandten treffen würde: die erste, wenn er ihn schon auf französischem Boden fände; die zweite, wenn der Herzog noch in Spanien seyn sollte, wo ihn Dübois lieber gesehen hätte, als am französischen Hofe.

Im Grunde fürchtete der Kardinal den Herzog von Saint-Simon, für den der Regent viel Freundschaft hatte und dessen Gesinnungen den Ansprüchen und Absichten eines Ministers und Kardinals eben nicht günstig waren; demohngeachtet aber verschwendete er Betheurungen von Anhänglichkeit und Ergebenheit an ihn. Sein ungestümer Karakter riß ihn jedoch zuweilen hin und ließ ihn in seiner wahren Gestalt sehen; so zeigte er seinen Unwillen gegen den Herzog von Saint-Simon nur zu sehr durch die Art, wie er einen Kapitän der Infanterie empfieng, welchen der Herzog nach Frankreich geschikt hatte, den Heirathscontract des Königs zu überliefern. Man hatte diesem Officier das Ludwigskreuz und Avancement versprochen. Der Kardinal sagte ihm brüsk, wir wollen zusehen. Dieser junge Mann zeigte sich ihm zwei Monate hindurch täglich, ohne daß der Kardinal nur einen Blik

auf

auf ihn geworfen hätte. Er wandte sich hierauf an den Kriegssecretär, der ihm gerade heraus sagte, er selbst wäre in den nämlichen Angelegenheiten vom Kardinal so übel empfangen worden daß er es nicht mehr wage, mit ihm davon zu reden. Der Offizier fuhr indessen fort, sich demüthig dem Kardinal unter die Augen zu stellen. Als dieser nach einiger Zeit an einem Audienztage, zu welchem sich alle Gesandten und eine Menge Leute von Stande eingefunden hatten, durch jemand in Hitze gebracht wurde, hieß er ihn sich zum Teufel scheren, und fluchte wie ein Landsknecht. Der Nuntius, der auch gegenwärtig war, erstaunte wenigstens über dieses Betragen; der junge Offizier hingegen lachte aus vollem Halse über den Contrast der Kleidung und der Ausdrücke des Kardinals. Der Kardinal drehte sich plözlich herum, erblikte den Lacher und klopfte ihm auf die Achseln, daß er zu Boden gesunken wäre, hätte er ihn nicht sogleich gehalten: Herr, sagte er zu ihm, sie sind kein Narr, ich will ihre Sache sogleich durch den le Blanc abfertigen lassen. Der Kardinal hielt Wort und noch denselben Tag sah der Offizier seine Wünsche erfüllt.

Dübois gieng nun damit um, sich alle rechtschaffene Männer, welche ihm im Wege standen, vom Halse zu schaffen, und fieng bei dem Kanzler D'Agueffeau an, welcher zum zweiten Male nach Frenes exilirt wurde. Das Siegel wurde zuerst dem Pelletier de la Houssaye angetragen, welcher es aber nicht annahm, weil er eben so wenig als D'Agueffeau den Kardinälen den Vorsitz zugestehen wollte. D'Armenonville (Fleurian) machte weniger Schwierigkeiten, nahm das Siegel an und durfte sogar seine Stelle als Staatssecretär seinem Sohne dem Grafen von Morville, abtreten. Dem Marquis von Chatelus (Beauvoir), welcher eben die Tochter des Kanzlers geheirathet hatte, war die Ungnade, worein sein Schwiegervater gefallen, ein Beweggrund mehr, seine Sorgfalt und Freundschaft für die Familie zu verdoppeln, mit der er sich so genau verbunden hatte. Die Beauvoirs sind ein angesehenes Geschlecht in Bourgogne: alle sind brave und rechtschafne Männer!

Da des Kardinals vorzüglichstes Augenmerk darauf gerichtet war, den Regenten von allen seinen Vertrauten zu entfernen, so bewirkte er zuvörderst die Verweisung des Marquis von Nocé, welcher zum Theil der Schöpfer

sei-

seines Glüks war und eben deswegen seine Ungnade desto mehr verdiente. Er war ein Sohn des Fontenay, welcher als Unterhofmeister des Regenten seine erste Bemühung hatte seyn lassen, ihm tugendhafte Grundsätze einzuflößen, während daß Dübois ihn in allen Arten von Lastern unterrichtete. Der Regent bezeugte dem Andenken des Vaters Achtung, und fand an dem kaustischen und witzigen Kopfe des Sohnes Gefallen. Allein eben dadurch misfiel er dem Kardinal, der seit ihrer Vereinigung, denn sonst waren sie sehr gute Freunde gewesen, der Gegenstand seines Witzes geworden war, und die Wirkung davon an einem Hofe, wo ein paar gute Einfälle mehr als der größte Verstand gelten, mit Grunde fürchtete. Nocé merkte sehr leicht, daß der Regent ungern ihn dem Kardinal aufopferte. Einer seiner Freunde wollte ihn damit trösten, daß er ihm versicherte, diese Ungnade würde nicht lange dauern. Woher wissen Sie das? fragte Nocé. Ich weiß es vom Regenten, antwortete jener. Und woher weiß es dieser? — Nocé sagte ihm also frei heraus, daß der Regent nichts mehr aus eignem Willen thue.

Der Graf von Broglio wurde ebenfalls verwiesen. Er war dem Kardinal dadurch ver-

verdächtig, daß er die Trunkenheit im Palais-royal zum Mittel wählte, um sich in die Geschäfte zu mischen.

Eins der besten Mittel, deren sich der Kardinal bediente, um sich Meister von dem Terrain zu machen und den Hof des Regenten nach seinen Absichten einzuschränken, war die Verlegung des Königs nach Versailles. In Paris mußte der Hof nothwendig sehr zahlreich seyn, da im Gegentheil zu Versailles nur wenige Plaz fänden, folglich seltner dahin kommen, und nach und nach die Lust am Hofe zu erscheinen verlieren würden. Die Minister haben beständig den König zu isoliren gesucht, und es ist wohl keiner, der es gern sah, daß er seine Residenz in der Hauptstadt nahm. Sie suchten ihn zu überreden, daß er durch sie von allen Vorfällen unterrichtet würde, ohne von einer ungestümen Menge belagert zu werden. Was alles aber erfährt, sieht und fühlt nicht ein König, der mitten unter seinen Unterthanen lebt? Wenn er durch die Stadt fährt, liest er in allen Augen die Wünsche ihrer Herzen, das Mißvergnügen oder die Zufriedenheit und die verschiedenen Grade der Liebe oder Abneigung. Die Minister selbst werden nur durch feile und eigennützige Subalternen davon unterrichtet,

und haben leider nur zu oft Ursachen, dem Fürsten zu verheimlichen, was sie erfuhren.

Der König schlug also seine Residenz zu Versailles auf, und ist seitdem nur nach Paris gekommen, um einige unnütze oder unangenehme, sogenannte große Gerichtstage zu halten, oder auf einige Tage, wenn er von einem Schlosse zurükkam. Der Regent empfand schon nach einem kurzen Aufenthalte in Versailles Langeweile. Der eigentlich sogenannte Hof kann nur Personen erträglich seyn, die entweder Geschäfte treiben oder Intriguen spielen. Der Regent war durch seinen Rang über die Intrigue erhoben, und wurde mit jedem Tage unfähiger zu den Geschäften.

Ohngeachtet der Regent in seinen besten Jahren stand, so war er doch durch seine häufigen Ausschweifungen in seinem Privatleben vor der Zeit stumpf, und izt fast ganz kaduk geworden. Von den nächtlichen Festen war ihm alle Morgen eine Betäubung und fast völlige Sinnlosigkeit zurükgeblieben; und ob er gleich seinen Verstand nach und nach wieder bekam, so hatten doch seine Seelenkräfte gelitten, die Lebhaftigkeit seines Geistes war gedämpft, und er war keiner starken oder anhaltenden Anstrengung fähig: nur rauschende Vergnü-

gnügungen konnten ihn etwas zu sich selbst und ins Leben zurükbringen. Seine Soupers, wozu er eine vermischte Gesellschaft lud, die, so sehr sie sich durch ihren Stand von einander unterschieden, in den Sitten mit einander übereinstimmten; seine kleine Operloge, wo er sich seine Gesellschafter wählte: alles dies fehlte ihm zu Versailles. Selbst wenn er dem Scandal hätte Troz bieten wollen, so würde er doch nichts an den Hof haben versetzen können, was zu seiner Unterhaltung nothwendig war. Er hatte alles bis zum Uebermaaß genossen und gestand bisweilen selbst, daß er Wein und Liebe nicht mehr genießen könne. Zwei oder drei von seinen Dienern nuzten diese Geständnisse, ihn dazu zu vermögen, in den Pflichten seines Standes die Zerstreuung und Erholung zu suchen, die er in den Ausschweifungen nicht mehr fände. Unnüzer Rath! die meisten Menschen entsagen den Vergnügungen, wenn sie von ihnen verlassen werden; in der Trunkenheit reißt man sie aber nie aus ihren Armen los. Geschmak an der Arbeit entsteht nur durch wirkliche Arbeit und dauert dann gewöhnlich das ganze Leben hindurch: in einem gewissen Alter aber macht man sich diesen Geschmak nie eigen. Es giebt zwei einander ganz entgegengesezte Le-

bensarten, die durch Gewohnheit zur andern Natur werden, die Trunkenheit und der Fleis.

Der Kardinal Dübois, der die Langeweile des Regenten zu Versailles und seine häufigen Fahrten nach Paris vorausgesehen hatte, ergriff sehr geschikt jede Gelegenheit, dem Prinzen die Lust zu den Geschäften zu nehmen, indem er gerade in den Augenblicken, wo die Geschäfte ihm anekelten, sie sich häufen ließ. Der Regent um sich davon los zu machen, schikte sie dann seinem Minister zu, der hierdurch die Correspondenz aller Departements in seine Hände gespielet sah. Die Oberaufsicht über die Posten, die er dem Marquis von Torci geraubet und sich zugeeignet hatte, verschafte ihm die nöthigen Nachrichten von außen und innen.

Der Gang der Geschäfte mußte nothwendig sehr schleppend werden, weil der Kardinal zu sehr damit überladen war, und ihnen überdies absichtlich viele Hindernisse in den Weg legte. Man beklagte sich darüber, ja man forderte sogar eine schleunigere Betreibung der Geschäfte. Der Kardinal, um den Vorwürfen seines Herrn zuvorzukommen, machte selbst ihm deswegen Vorwürfe. Der Regent, des Geschreies und der Klagen müde, wandte sich

an

an den Kardinal, um sich aus der Verlegenheit zu ziehn. Auf diesem Punkt eben wollte ihn der Kardinal haben. Es ist unmöglich, sagte er ihm, daß die Maschiene der Regierung gehörig wirken kann, wenn nicht alle Triebräder durch eine einzige Hand in Bewegung gesezt werden. Selbst die Republiken könnten nicht bestehen, wenn nicht alle besondere Willen sich vereinigten, um einen einzigen, vollziehenden Willen zu bilden. Sie, ich oder ein anderer, der Ihnen geschikter dünkte, muß der Vereinigungspunkt seyn: sonst geht alles fehl und Ihre Regentschaft wird allgemein verachtet werden.

Der Regent konnte die Unumstößlichkeit dieses Grundsatzes nicht läugnen und sagte zum Dübois: Ueberlasse ich dir nicht alle Gewalt? Was brauchst du mehr, um die Maschine in die nöthige Bewegung zu setzen? Der Titel hauptsächlich, antwortete jener, giebt einem Minister das nöthige Ansehen: dann gehorcht man ihm ohne Murren. Ohne Titel scheint jede Ausübung der Gewalt widerrechtlich, empört und findet überall Hindernisse.

Der Regent erstaunte, schämte sich der Sclaverey, die er selbst sich bereitet, wünschte sich davon befreit und konnte sich die Schande eines

Regenten nicht verheimlichen, der genöthiget ist, zu einem Premierminister seine Zuflucht zu nehmen. Ein König, der sich zum Regieren nicht fähig oder geneigt fühlt, kann und muß sich einem würdigen Manne vertrauen, und nur über die Wahl dieses Subjekts ist er verantwortlich. Ein Prinz hingegen, dem die Regierung nur auf einige Zeit übertragen wird, erklärt, wenn er einen einzigen Minister annimmt, dadurch öffentlich seine Unfähigkeit, und verdient den Vorwurf eines kindischen Ehrgeizes, der mehr tragen will, als er kann.

Dieser Betrachtungen ohngeachtet konnte der Regent sich doch nicht aus seiner Betäubung reißen, während daß diejenigen, welche der Kardinal durch Hoffnung oder Furcht zu treuen Anhängern sich geschaffen hatte, unaufhörlich entweder selbst oder durch ihre Freunde die grossen Talente des Ministers und seine Anhänglichkeit an dem Regenten herausstrichen, und diese Lobeserhebungen so oft und so lange wiederholten, bis sie endlich auch dem Regenten hinterbracht wurden. Auf der andern Seite hatte der Kardinal wohlbedächtig alle diejenigen entfernt, welche die Ideen, mit denen er den Regenten vertraut gemacht und die zu keimen an-

fien-

fiengen, zerstören konnten. Der Herzog von Noailles und der Marquis von Canillac waren eben unter dem Vorwande verwiesen worden, daß sie die Beförderer oder vielleicht Stifter einer vorgeblichen Kabale wider die Regentschaft wären. Der erste hatte öffentlich gesagt, daß man die Infantin einstens zurük schicken, und diese Heirath das Schiksal des Sistems haben würde. Canillac wollte sich über den Cardinal, dessen Beschützer er gewesen war, ein Ansehen geben und hatte mit ihm, izt sehr zur Unzeit, in dem ehemaligen Tone gesprochen. Mit einem Minister kann man nicht wohl Freund seyn; sie verlangen alle nur Schmeichler.

Die Vertrauten des Regenten und die würdigen Gesellschafter ihrer Soupers waren entweder zu furchtsam oder hatten sich dem Minister verkauft. Nur zwei Männer beunruhigten noch den Kardinal; der Marschall von Villeroi und der Herzog von Saint Simon.

Der erste war durch die wichtige Stelle, die er bekleidete, ein Mann von Bedeutung, verachtete den Kardinal so sehr als er den Regenten haßte und schüttete, wenn er gegen den Herrn schweigen mußte, alle seine Galle über den Diener aus.

Der zweite wurde vom Regenten von Kindheit auf geliebt und geschäzt, war ihm in den bedenklichsten Umständen ergeben geblieben, hatte Theil an den Geschäften, arbeitete regelmäßig und genoß sogar die Achtung der Lustigesellschafter des Regenten, von denen er sich doch durch seine ziemlich strengen Sitten entfernt hielt.

Der Kardinal wußte, daß der Regent mehrmals dem Herzog von Saint Simon Sachen anvertrauet habe, welche er schlechterdings niemanden zu entdecken versprochen hatte. Dies ließ ihn also nicht zweifeln, er werde mit dem Herzog über die Annahme eines Premierministers sprechen, vielleicht gar ihn über die Sache zu Rathe ziehen.

Diese zwei Männer mußte er also zu gewinnen suchen. Unterdessen vernachläßigte er keine Gelegenheit, seine Dienste dem Regenten anrühmen zu lassen. Der Jesuit Lassiteau, Bischof von Sisteron, welcher von Rom zurükgekommen war, wurde unter den Händen des Kardinals ein Werkzeug, das er mit vielem Erfolg gebrauchte. Er kannte ihn zwar als einen Schurken, seiner Brauchbarkeit wegen schäzte er ihn aber darum nicht weniger, und suchte nur den Abwegen, die seine Schurkheit

heit ihn nehmen ließ, so wie er sie merkte vorzubauen. So hatte er ihn zum Beispiel zum Bischof gemacht, um ihn von Rom wegzuversetzen, wo Laffiteau das Geld, welches er am päpstlichen Hofe ausstreuen sollte, um dadurch das Gesuch des Dübois um den Kardinalshut zu unterstützen, an Mätressen und für seine übrigen Vergnügungen verschwendete.

Laffiteau hatte ganz den Karakter eines Bedienten in einem Lustspiele, war Schurke, unverschämt, leichtsinnig, kein Scheinheiliger, ein eifriger Constitutionsanhänger und führte ein scandalöses Leben. Da man von einem so freimüthigen Urtheile über einen noch lebenden Prälaten Beweise fordern könnte, so will ich es sogleich damit belegen. In einem Briefe des Kardinals Dübois an den Kardinal von Rohan steht: „Wenn ich den Weg verfolge, den mir der Bischof von Sisteron vorgezeichnet hat, und auf dem er die zu der bewußten Absicht ihm übergebenen Uhren und Diamanten hat wandern lassen, so entdecke ich viele Schleifwege und andre zwar gewöhnliche aber offenbar unrecht eingeschlagene.“ Der Abbe Tencin schreibt an seine Schwester: „Der Bischof von Sisteron ist mit den Fr..... von hier

abgereiset, wahrscheinlich um sich auf dem Lande heilen zu lassen."

Laffiteau hatte zwar nur einen Theil des Geldes, welches er zur Beförderung des Dübois erhalten, auf seine Vergnügungen verwendet, und den andern Theil am Hofe des Papstes vertheilt; aber er selbst wollte die Früchte von dieser Aussaat einärnten. In einem andern Briefe schreibt daher der Abbe Tencin an seine Schwester: „Du kannst dich darauf verlassen, daß der Bischof von Sisteron dahin strebt, sich selbst zum Kardinal zu befördern; ich weiß es von dem päpstlichen Schatzmeister."

Ich könnte noch viele andere, zum Theil weit evidentere Stellen aus Briefen anführen, wenn mir die ebenangeführten nicht hinreichend schienen, einen so wenig bedeutenden Mann, als Laffiteau ist, zu schildern, welcher in diesen Denkwürdigkeiten nur gelegentlich, und als das Werkzeug eines andern angeführt werden darf.

Der Kardinal Dübois entschlossen, ihn in den gegenwärtigen Umständen, wo weder Geld noch Schmuk zu verlieren war, zu seinem Besten zu brauchen, empfieng ihn bei seiner Rükkehr von Rom sehr gütig, dankte ihm für seine gelei-

geleisteten Dienste, ohne es merken zu lassen, daß er von seinen Treulosigkeiten unterrichtet sey, und versprach ihm eine Menge Pfründen, wenn er in der besondern Audienz, die er bei dem Regenten haben würde, sagen wollte, daß der römische Hof mit dem Betragen und den vortreflichen Talenten des Kardinals höchst zufrieden wäre, daß man vermuthete, er würde bald Premierminister werden, und daß der Regent für seine persönliche Ruhe und für das Beste des Staats keine bessere Wahl treffen könne.

Die Lokspeise war eben nicht sehr versekt; allein der Kardinal wollte bald möglichst als Premierminister regieren, und fand zu dieser Absicht nichts beförderlicher, als wenn er allen, die er dem Regenten vorstellte, den nämlichen Auftrag gäbe, um den Regenten, wenn er ihn nicht überreden könnte, wenigstens zu ermüden.

Laffiteau hatte kaum diese Materie obenhin berührt, als der Regent merkte, wo er hinaus wollte, und ihn durch Fragen unterbrach: Was Teufel will dein Kardinal noch? Ich lasse ihm ja alle Autorität eines Premierministers. Er ist nicht damit zufrieden, wenn er nicht auch den Titel hat? Was wird ihm der

Titel

Titel helfen? Wie lange wird er es seyn? Er ist ja im höchsten Grade ven..... Chirac hat ihn besucht, und mir versichert, er gehe schon in Fäulniß über, und werde kein halbes Jahr mehr leben. Ist dies wirklich wahr, Monseigneur? Ganz gewiß, das kann ich dir versichern. Wenn dies die Umstände sind, versezte der Bischof, so rathe ich Ihnen, erklären Sie ihn augenblicklich zum Premierminister; je eher je besser..... Wie? ich..... Erlauben Sie, Monseigneur. Der König wird bald volljährig seyn. Sie werden ohne Zweifel das Vertrauen des Königs behalten, und er wird es ihren Diensten und ihren überlegenen Talenten schuldig seyn; allein am Ende werden Sie doch keine eigne Gewalt mehr haben. Ein so großer Fürst wie sie, hat allezeit Feinde oder Neider, welche den König von Ihnen zu entfernen suchen werden. Diejenigen, welche zunächst um den König sind, hangen gerade am wenigsten an Ihnen. Am Ende Ihrer Regentschaft können Sie sich unmöglich zum Premierminister ernennen lassen, das wäre ohne Beispiel; stellen sie doch also dieses Beispiel in einem andern auf. Der Kardinal wird es auf eben die Art seyn, wie die Kardinäle von Richelieu und Mazarin. Stirbt er, so nehmen

Sie

Sie einen Titel an, und folgen in eine Stelle, welche nicht für Sie geschaffen worden ist, an welche das Publikum gewöhnt seyn wird, und welche Sie aus Bescheidenheit und aus Liebe zu dem König anzunehmen scheinen werden: die Hauptsache aber ist, sie werden dann alle Gewalt in ihren Händen haben.

Das Räsonnement des Bischofs fiel dem Regenten auf, der jezt mehr als jemals der Besorgung seiner Geschäfte überdrüßig war. Er kannte nur den Kardinal Dübois, auf den er sich verlassen zu können glaubte. Ohne persönliche Stützen, würde er nur durch den bestehen, der ihm seine Existenz gegeben und diesen Posten übertragen hatte. Nach diesem gefaßten Entschlusse wurde der Regent nur noch durch die Schande zurükgehalten, die Ernennung bekannt zu machen.

Sobald der Kardinal seiner Ernennung gewiß war, sachte er alle Mittel hervor, um dem Geschrei, das der Marschall von Villeroi erheben, und worin die andern ihm nachfolgen würden, zuvorzukommen, und dem Regenten die Vorwürfe zu ersparen, die ihm der Herzog von Saint-Simon machen könnte.

Es gab keine Ehrenbezeugungen, die er nicht an den Marschall verschwendete; da aber dieser sie für eine Schuldigkeit hielt, so ant-

wor-

wortete er ihm nur durch Verachtung. In eben dem Maße als der Kardinal seine Unterwürfigkeit verdoppelte, wurde auch der Marschall stolzer und trotziger.

Seine lezte Zuflucht nahm der Minister zum Kardinal von Bissy, einem Freunde des Marschalls, den er inständigst bat, der Vermittler dieser Vereinigung zu seyn. Bissy hatte längst gewünscht, etwas thun zu können, das dem Kardinal angenehm wäre und wodurch er ihn sich verbände, um, so wie der Kardinal von Rohan, durch seine Vermittelung sich den Eintritt in das Conseil zu verschaffen: der Kardinal hingegen nährte die Hoffnung aller derjenigen, die er irgend zu seinen Absichten brauchen konnte. Den Kardinal von Rohan hatte er in den Rath eingeführt, um dadurch sich selbst den Eintritt zu verschaffen, und er hatte diesen Kardinal vorzugsweise vor den übrigen dazu erwählt, weil er Seigneur war und einen persönlichen Werth hatte. Aus dem Kardinal von Bissy machte er sehr wenig.

Wie dem aber auch seyn mochte, genug Bissy, der seines Eifers für die Constitution wegen, und von Seiten der Madame Maintenon Freund des Marschalls von Villeroi war, gieng zu ihm, mahlte ihm den Schmerz des

Kar-

Kardinals Dübois, daß er die Gewogenheit eines Mannes nicht erhalten könne, den er vor allen hoch achte, dessen überlegene Einsichten er bewundere, und der zur Führung der Regierungsgeschäfte wesentlich nothwendig sey, und erwartete Antwort, ob er erlaube, daß der Kardinal und Minister ihn zu Rathe ziehe, ihm sein Portefeuille öffne und sich nur nach seinem Rathe verhalte.

Der Marschall, von seinen Verdiensten zu sehr überzeugt, um einen Augenblik an der Aufrichtigkeit der eben erhaltenen Lobeserhebungen zu zweifeln, kämpfte innerlich mit seiner Antipathie gegen den Minister, glaubte endlich aber doch, sie dem Besten des Staats, zu dessen Beförderung er schlechterdings nothwendig sey, aufopfern zu müssen, und erlaubte dem Vermittler seinem Committenten Vorschläge zum Frieden zu bringen.

Bissy, über den Erfolg seiner Sendung entzükt, legte sogleich dem Minister Rechenschaft davon ab. Dieser, vor Freuden außer sich, bat ihn augenbliklich zum Marschall zurükzugehen, ihm für seine Güte den lebhaftesten Dank zu sagen, und für den Minister, der ihm so sehr als man es könne, ergeben sey, eine Audienz zu verlangen.

Der

Der Marschall, von so viel Unterwürfigkeit, die an Niederträchtigkeit gränzte, geschmeichelt, glaubte seine Huld so weit erstrecken zu dürfen, und gebot dem Minister nicht zu ihm zu kommen, sondern ihn in seinem Palaste zu erwarten. Dübois gehorchte und schmekte im Voraus die beneidete Ehre, welche ihm ein Besuch des Marschalls geben würde. Er durfte nicht lange warten.

Den folgenden Morgen, als am Audienztage der Gesandten, begab sich der Marschall in Begleitung des Vermittlers Bissy zum Kardinal Dübois. Das Vorzimmer war mit fremden Ministern und den vornehmsten Personen vom Hofe angefüllt. Die Ankunft des Marschalls sezte die versammelte Gesellschaft in das größte Erstaunen, da jeder wußte, wie sehr der Marschall den Kardinal immer verachtet hatte. Der Kardinal war eben mit dem russischen Gesandten in seinem Cabinette verschlossen, und das Herkommen ist, daß keine besondere Unterhandlung unterbrochen werden darf (23).

Der

(23) Die fremden Minister werden herkömmlich bei dem Staatssecretair dieses Departements einer nach dem andern in der Ordnung vorgelassen, wie sie gekommen sind, um allem Rangstreite auszuweichen.

Die Kammerdiener, die ohne Zweifel von ihrem Herrn besondre Instruction hatten, wollten indessen den Marschall sogleich anmelden, der es aber mit aller Gewalt verbot.

Als der Kardinal den russischen Gesandten begleitete, und den Marschall erblikte, stürzte er auf den Marschall zu, warf sich ihm beinahe zu seinen Füßen und beklagte sich über seine zuvorkommende Güte, da er nur die Erlaubniß erwartet hätte, vor ihm erscheinen zu dürfen. Hierauf ließ er den Marschall und den Kardinal von Bissy in sein Cabinet treten, folgte ihnen und entschuldigte sich bei den Ministern mit der Wichtigkeit und Pünktlichkeit der Verrichtungen des Marschalls bei dem Könige.

Die Unterredung fieng mit einer Menge Komplimente, Respectsversicherungen und Betheurungen unverlezlicher Ergebenheit von Seiten des Kardinals an, wofür sein Mitbruder, der Kardinal von Bissy, der Bürge war. Der Marschall antwortete anfangs durch seiner würdige Höflichkeiten und bemerkte darauf, um die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen durch die Freimüthigkeit seiner Rathgebungen zu beweisen, einige Fehler, die der Kardinal in der Regierung des Staats sich habe zu Schulden

kommen lassen. Dübois erstaunte etwas darüber und nahm diese Beweise von Intresse, welches stuffenweise immer stärker ward, mit einem allgemeinen und nichts sagenden Danke auf. Der Marschall fuhr indessen in seinen Vorstellungen fort, verlor sich allmälig, ohne es selbst zu merken, in seine nicht erstikte Antipathie gegen den Kardinal, und gieng endlich zu den härtesten Wahrheiten über. Der Kardinal von Bissy suchte die Hitze des Marschalls zurükzuhalten, allein zu spät. Der Zorn ist bei Greisen die einzige jugendliche Leidenschaft, welche durch die Erlöschung der übrigen an Stärke gewinnt; sie riß auch den Marschall hin, der sich nun nicht einmal mehr in Ausdrücken mäßigte, den Kardinal als einen Gassenbuben behandelte, und in einem Tone, den man in dem äußersten Vorzimmer deutlich vernehmen konnte, ihm drohte, daß er bald oder spät ihn stürzen würde. Sich zu retten, sezte er noch spöttisch und hohnlachend hinzu, haben Sie nur Ein Mittel übrig. Sie haben alle Gewalt in Ihren Händen; wagen Sie es und lassen mich arretiren. Dübois, blaß und halb verwirrt, konnte kein Wort vorbringen und sahe nur den Bissy an, der, nachdem er vergebens den Strom von Beleidigungen auf-

zuhal-

zuhalten gesucht hatte, und durch diesen so schimpflichen Auftritt selbst bestürzt worden war, den Marschall beim Arme nahm und wie mit Gewalt nach der Thüre zog.

Umsonst suchten sie sich in eine ruhige Fassung zu versetzen, als sie durch die Versammlung im Vorzimmer hingehen mußten: die Entrüstung war viel zu stark gewesen. Ueberdies hatte man alles hören können, und der Marschall, der Etwas recht Großes gethan zu haben glaubte, zwang sich nicht im geringsten es jedem zu sagen, der es nur wissen wollte.

Der Kardinal war außer Stand Audienz zu geben, lief wütend, ohne Athem und vor Zorn stammelnd zum Regenten, und sagte ihm, er müsse zwischen dem Marschall und ihm wählen, einen von beiden müsse er aufopfern. Er erzählte, so viel die Wuth es ihm verstattete, was vorgegangen war, und über das vierte Wort wiederholte er immer: ihn oder den Marschall müsse er aufopfern. Der Regent verlangte eine ausführliche Erzählung; der Kardinal hatte aber so wenig Fassung, sie ihm zu geben, daß er ihn an den Bissy verwies, und immer endigte er damit, seine Entlassung oder die Verweisung des Marschalls zu fordern. Der Regent, um seinen Minister zu beruhigen,

versprach ihm Gerechtigkeit, und ließ den Kardinal von Bissy zu sich kommen, der, weil er sich für eben so sehr beleidigt als seinen Mitbruder hielt, den Marschall, der gar nicht zu entschuldigen war und überdem seine Schuld durch die Prahlerei mit seinem beleidigenden Betragen vermehrte, nicht im geringsten schonte.

Der Regent hatte dem Marschall jederzeit eine besondere Achtung erwiesen, da dieser ihm nur seinerseits den Trotz eines kaum zurükzuhaltenden Hasses zeigte. Diese Gesinnungen legte er oft durch die vorsichtigen Maasregeln zu Tage, welche er zum Besten des Königs gegen die vorgeblich bösen Anschläge des Regenten nehmen zu müssen affectirte: hierdurch aber hatte er sich zum Mittelpunkte der mit der Regierung Mißvergnügten, zum Spotte aller verständigen Leute und zum Götzen des Pöbels gemacht. Keine Gelegenheit ließ er vorbei, wo er sich und den König dem Volke zeigen konnte, und diese Aufmerksamkeit trieb er bis zum Lächerlichen. Als zum Beispiel der König am Fronleichnamstage der Procession von St. Germain folgen wollte, begleitete der Marschall, der nicht gut zu Fuße war, den König seinen Eleven, der zu Fuße gieng, zu Pferde

und

und störte durch das allgemeine Gelächter die Andacht.

Wie sehr der Regent auch die Selbstgefälligkeit und Großsprecherei des Marschalls verachtete, so hatte er sich doch bisweilen dadurch beleidigt gefunden und war schon zwei bis dreimal Willens gewesen, ihn zu verweisen: der lezte dumme Streich aber machte sein Maas voll. Der Regent fühlte, daß seinen Minister angreifen, so viel wäre als ihn selbst tadeln. Der Marschall mochte nun die Absicht haben, die Regierung zu beunruhigen, oder es mochte eine gewöhnliche Wirkung seines Wahnwitzes seyn, in beiden Fällen war er ein Mann, der bei dem Könige am unrechten Orte stand, und von den Eigenschaften eines königlichen Hofmeisters nie eine andere als das Recht der Vorstellung gehabt hatte. Bisweilen hatte er seine Ungnade befürchtet, und dann fiel er von der Kühnheit zur Fassungslosigkeit herab. Durch die vielen glüklichen Wirkungen seiner Sottisen hatte er es indessen dahin gebracht, sich für unstürzbar zu halten. Stellte ihm ein Freund vor, daß er sich der Rache des Regenten aussetze, so antwortete er, daß ein Gouverneur, wie Er, von seinem Zöglinge unzertrennlich wäre, und daß, wenn man ihn ins Gefängniß

würfe, man auch den König mit hineinsetzen müßte. So thöricht er sprach, so thöricht handelte er auch.

Ohngeachtet der Regent sich entschlossen hatte, den Hofmeister des Königs zu verweisen, so wollte er doch scheinen vor der Ausführung seines Entschlusses den Herzog zu Rathe gezogen zu haben. Zu dieser Berathschlagung nahm er noch den Herzog von Saint-Simon, durch den er die Stelle des Marschalls ersezt wünschte, der aber klug genug war, es abzulehnen: denn seine allgemein bekannte Anhänglichkeit an dem Regenten würde ihn bei demjenigen Theil des Publikums verhaßt gemacht haben, der den Marschall bewunderte.

Alle drei kamen darin mit einander überein, daß man den Marschall entfernen, aber zwölf bis vierzehn Tage verstreichen lassen müsse, um ihm zu einer persönlichen Beleidigung des Regenten Gelegenheit zu geben, damit er nicht einzig dem Kardinal geopfert scheine.

Niemand entschuldigte den Marschall; allein der Minister war allen so verhaßt, daß man die Verweisung des Hofmeisters für eine zu große Strafe seines begangnen Fehlers hielt. Der Marschall ließ dem Regenten keine Zeit ungeduldig zu seyn.

Der

Der Regent gab gewöhnlich dem Könige von allen Ernennungen zu Stellen und Pfründen Nachricht, damit der junge Fürst glauben solle, er habe an der Regierung Theil. Dieses Geschäft geschah in Gegenwart des Hofmeisters, und oft auch des Lehrers. Bisweilen hatte der Regent dem König Etwas heimlich sagen wollen; dann stekte der Marschall sogleich seinen Kopf zwischen beide und behauptete, man könne dem jungen Fürsten nichts zu sagen haben, was er nicht hören dürfe. Der Regent war zwar darüber empfindlich, verbarg aber seinen Verdruß; jezt war er entschlossen, den Marschall in die nämliche Unbescheidenheit verfallen, und sie bis zur Beleidigung treiben zu lassen.

Er gieng also zum Könige und sobald er zu ihm hinein getreten war, bat er ihn, er möchte mit ihm in ein besonderes Kabinet gehen, weil er ihm etwas Geheimes zu sagen habe. Der Hofmeister sezte sich dagegen, wie man es voraus gesehen hatte; der Regent stellte ihm mit Höflichkeit und einer mehr als gewöhnlichen Sanftmuth vor, daß der König nun von Staatssachen unterrichtet werden müsse, die keine Zeugen zulassen, und daß der Vormund und zeitige Stellvertreter des Königs

mit ihm auf einige Augenblicke unter vier Augen müsse sprechen können. Der Marschall, der seine Aufsicht bis zu einem Grade trieb, die jedem andern verdächtig gewesen wäre, antwortete, daß er die Pflichten seines Posten kenne und daß der König für seinen Hofmeister keine Geheimnisse haben dürfe, und betheuerte, er würde den König keinen Augenblik aus seinen Augen lassen, da er für seine Person haften müsse. Der Regent stimmte hierauf seine Saiten höher, und sagte zum Marschall: mein Herr, Sie vergessen sich und müssen nicht wissen, wie beleidigend Sie sprechen; wäre der König nicht gegenwärtig, so würde ich Sie behandeln, wie Sie es verdienen. Kaum hatte er dies gesagt, als er dem Könige eine tiefe Verbeugung machte und fortgieng. Der Marschall kam dadurch aus seiner Fassung, folgte dem Regenten bis an die Thüre und wollte sich entschuldigen; aber der Prinz warf ihm einen verachtungsvollen Blik zu, und sezte ohne ihm zu antworten, seinen Weg fort. Der Bischof von Frejus und einige eben gegenwärtige Hausbediente faßten sich genug, um nicht merken zu lassen, was sie dachten. Der König blieb einige Zeit erstaunt stehen.

Der

Der Marschall, der nun sein Betragen und seine Reden vor denjenigen, die Zeugen dieses Auftrittes gewesen waren, oder mit wem er sonst davon sprach, zu rechtfertigen suchte, merkte zu seiner Beunruhigung sehr bald, daß sie alle ein neutrales Stillschweigen beobachteten. Von diesem Augenblicke an sagte und wiederholte er überall, daß er nur seiner Pflicht getreu gewesen wäre, und daß er sich für sehr unglüklich halten würde, wenn der Regent denken könnte, ein alter Diener habe ihm den gehörigen Respect nicht erweisen wollen; endlich, daß er morgen zu ihm gehen werde, um ihm sein Betragen und seine Beweggründe zu erklären, und zuversichtlich hoffe, der Prinz werde sie billigen. Alle seine Reden an diesem Tage waren ein Gemisch von romanhafter Größe und hofmännischer Niederträchtigkeit.

Den folgenden Tag gegen Mittag begab er sich zum Regenten; hier eben erwartete man ihn. Die Maasregeln, ihn zu arretiren, waren bei dem Kardinal Dübois unter dem Marschall von Barwik, dem Prinzen und Kardinal von Rohan, dem Grafen von Belle-Isle und dem Staatssecretär Le Blanc, der einzigen nothwendigen Person, ver-

abredet worden: die übrigen waren, wenn nicht mehr, wenigstens überflüssig. Barwick verdankte sein Glük hauptsächlich dem Marschall von Villeroi und hatte ihn immer als seinen Beschützer und Freund hochgeachtet; allein izt freute er sich, das Joch abschütteln zu können, das der Marschall von Villeroi allen denen auflegte, die er sich verbindlich gemacht hatte: der eine handelte unrecht, der andre infam.

Die beiden Rohans berechneten, von wem sie in Zukunft am meisten zu gewarten hätten, ob von dem Hofmeister oder von dem Minister, und bestimmten sich ihrer Rechnung zufolge. Der Kardinal von Rohan hatte überdies die Hoffnung, mit Hülfe des Kardinals Dübois Premierminister zu werden, noch nicht aufgegeben. Dieser Hoffnung wegen konnte man von seiner Menschenkenntniß keine hohe Meinung haben. Berechtigen zu dieser Stelle eine gute Bildung, Anstand und angenehme Unterhaltung in Gesellschaften; so war er dazu eben so geschikt, als der Marschall von Villeroi zur Erziehung eines Fürsten.

Der Graf von Belle-Isle, ein Freund vom Le Blanc, suchte sich in die Geschäfte zu mischen, und ist durch tausend Umwege dahin gekommen, eine ziemlich große Rolle zu spielen,

len. Er war thätig, gelassen und doch lebhaft, verlohr seinen Gegenstand nie aus den Augen, und besaß soviel Ehre und Rechtschaffenheit, als ein Ehrgeiziger haben kann.

Wenn der Trotz und die hohe Meinung des Marschalls von sich ihn nicht verblendet hätte, so würden alle genommenen Maasregeln ihn in Verhaft zu nehmen, vergeblich gewesen seyn; er durfte nur beständig bei dem Könige bleiben, und dieser Zwang war eben nicht sehr groß, weil er seinen Zögling überall, wo es ihm beliebte, hinführen konnte, und selbst in dem Zimmer des Fürsten schlief. Der Regent würde unter den Augen des Königs nie eine Gewaltthätigkeit gewagt haben.

Der Marschall im Gegentheil hielt sich für vollkommen sicher, und bildete sich ein, er könne zum Regenten gehen, wie zu einer Unterredung mit seines Gleichen. — Er drängt sich mit seiner trotzigen Miene mitten durch den ganzen Hof bis in das Zimmer vor dem Cabinet des Fürsten; die Menge theilt sich und macht ihm ehrerbietig Platz; stolz fragt er, wo der Herzog von Orleans ist; man antwortet ihm, daß er arbeite. Ich muß ihn sprechen; man melde mich. In demselben Augenblik, als er zur Thür tritt, und nichts weniger vermuthet, als

daß

daß die Thür sich nicht sogleich öffnen werde, stellt sich der Marquis von Laforce, Capitän der Garden des Regenten zwischen die Thür und den Marschall, nimmt ihn in Verhaft und fordert seinen Degen; Le Blanc zeigt ihm den Befehl des Königs vor, und sogleich faßt ihn der Graf D'Artagnan, Commandant der grauen Musketiers, auf der dem La Fare entgegengesezten Seite.

Der Marschall schreit und wehrt sich; man wirft ihn in eine Portechaise, schließt ihn darin ein, und trägt ihn durch ein Fenster, welches sich als Thüre in den Garten öffnet. Die Chaise wird von Offizieren umgeben, geht durch den Garten, steigt am Orangeriehause die Treppe hinab, an deren lezten Stufe ein Wagen mit 6 Pferden steht, den 20 Musketiers umgeben. Der Marschall wütet, wettert und droht; das hilft nichts, man trägt ihn in den Wagen; D'Artagnan sezt sich neben ihn, vor ihm ein Offizier und ein gewisser Dü Limois; der Wagen fährt fort, und in weniger als 3 Stunden ist der Marschall in Villeroi 8 bis 9 Meilen von Versailles. — Den ganzen Weg hin schrie er unaufhörlich über Gewaltthätigkeit und Frechheit des Schandbuben Dübois, über die Kühnheit des Regenten, über die Unwürdigkeit des

D'Ar-

D'Artagnan, der einen so schändlichen Auftrag über sich genommen habe, über die Infamie des Dülimois. Man ließ ihn deklamiren, ohne ihm zu antworten. Hierauf gieng er zum Lobe seines Verdienstes über, zur Aufzählung seiner geleisteten Dienste, worunter er ohne Zweifel seine Feldzüge nicht mit begriff. Ganz Europa, rufte er einmal nach dem andern aus, wird diese Begebenheit empören, und bei der ersten Nachricht davon wird in Paris alles in Unruhe seyn. Diese Hoffnung mäßigte einigermaßen den Kummer seiner Seele. Murren des Volks, Furcht und Schweigen am Hofe waren indessen die Folgen dieses Vorfalls.

Die größte Verlegenheit, in die der Regent hierdurch gesezt ward, war, es dem König eher beizubringen, als er es durchs Publicum erführe; er sah keinen andern Weg, als selbst zum Könige sich hinzubegeben. Kaum hatte aber der Regent gesagt, daß der Marschall eben verreiset wäre, als der König, ohne im geringsten auf die Beweggründe zu merken, die der Regent ihm summarisch vorlegte, zu weinen anfieng und kein Wort mehr sagte. Der Regent glaubte eine für beide unangenehme Unterhaltung nicht verlängern zu dürfen und begab sich weg.

Der

Der junge Fürst war den ganzen übrigen Tag äußerst traurig; als er aber den folgenden Morgen auch den Bischof von Frejus nicht kommen sah, weinte und klagte er und gab alle Zeichen der Verzweiflung. Man wird darüber nicht erstaunen, wenn man bedenkt, daß der Marschall von Villeroi dem König eingeredet hatte, die Sicherheit seines Lebens hange einzig und allein von der Aufsicht und Wachsamkeit seines Hofmeisters ab. Ein Kind, dem man so schreckliche Vorstellungen beigebracht hatte, mußte in den ihn umgebenden Menschen seine Feinde zu sehen glauben, als es von den zwei Männer, die es für die Vertheidiger seines Lebens ansah, nicht mehr umgeben war. Der Prälat war ebenfalls verschwunden, ohne daß man wußte, warum und wohin? Der Regent war in der peinlichsten Verlegenheit, und schikte nach allen Seiten Couriere aus; man glaubte Anfangs, er wäre zu Villeroi, erfuhr aber nachher, daß er nicht dahin gegangen. Dübois hatte den lächerlichen Gedanken, daß der Bischof in der Abtei La Trape seyn würde, und wollte eben einen Courier dahin abfertigen, als man erfuhr, daß er den Abend vorher nach Bastille zu dem Präsident von Lamoignon gegangen wäre.

Der

Der Regent lief augenbliklich zum Könige, ihm zu sagen, daß der Bischof noch heute zurückkommen würde. Diese Nachricht tröstete den jungen Fürsten einigermaaßen. Der nach La Trape bestimmte Courier wurde nach Basville abgefertigt, und der Lehrer des jungen Fürsten kam mit dem Vergnügen zurük, das ihm die lauten Beweise der Anhänglichkeit seines Zöglings an ihm machen mußten. Der Schmerz über den Verlust des Bischofs hatte ihn fast den Marschall vergessen lassen, und die Freude den von beiden, der ihm am theuersten war, wieder zu haben, ließ ihn nicht in seinen ersten Kummer zurükfallen. An seinem Hofmeister hing er im Grunde nur aus Angewohnheit. Der Marschall hing ebenfalls sehr an seinem Zöglinge, aber sein Eifer für ihn, seine Liebkosungen und seine Aufmerksamkeit waren immer so linkisch, daß der König sich oft dadurch belästigt fand.

Der Bischof, ein Mann von Geist und hauptsächlich von einschmeichelndem Wesen, hatte sich mit mehr Klugheit betragen. Er besaß die Kunst, seinen Zögling an sich zu ziehen, ohne sich doch den Schein zu geben, daß er ihm entgegen komme; und hierdurch hatte er sich nothwendig gemacht.

Der

Der Regent lernte gegenwärtig einsehen, nicht nur, daß man den Bischof in Zukunft schonen müsse, sondern daß man sich auch seiner würde nur Nutzen bedienen können. Weit entfernt, ihm bittere Vorwürfe über seine Flucht zu machen, machte er ihm vielmehr sehr verbindliche, und bemühete sich ihn zu bereden, daß, wenn man ihm von dem was vorgegangen wäre nichts vorher gesagt habe, dieß einzig deswegen geschehen sey, um ihm die unangenehme Lage zu ersparen, in die er mit dem Marschall würde gesezt worden seyn. Man erklärte ihm die Beweggründe der Verweisung und vermochte ihn, sie auf die beste Art dem Könige beizubringen und den Herzog von Charost als Hofmeister ihm vorzustellen, in dem er einen Mann finden würde, der bei mehr Rükksicht seinen Rathgebungen ein willigeres Ohr gönnen würde als der Marschall.

Den Bischof zu bereden war leichte Sache. Er freute sich innerlich, von einem Gehülfen befreiet zu seyn, von dessen Hochmuth und Eifersucht er oft gelitten hatte.

Als der Marschall die Rückkehr des Fleuri und die Ernennung des Herzogs von Charost erfuhr, kam er ganz von Sinnen, und ereiferte sich über die Niederträchtigkeit des Herzogs,

seine

seine Stelle angenommen zu haben. Seine wütenden Ausfälle gegen den Bischof Fleuri zu beschreiben, würde es mir an Ausdrücken fehlen: diesen behandelte er als einen Schurken, Verräther und nichtswürdigen Schandbuben, als eine Schlange, die er in seinem Busen genähret habe; und eben durch diese wütenden Ausbrüche des Marschalls erfuhr man die wahren Beweggründe der Flucht des Fleuri.

Vom Anfang der Regentschaft an hatten sie sich heilig versprochen, daß, wenn einer von ihnen abgedankt würde, der andre sich augenblicklich entfernen und ohne seinen Kollegen nie zurükkehren sollte. Fleuri behauptete, durch seine Flucht sich von dem ersten Theile seines Schwurs entledigt zu haben, und daß der Befehl des Königs ihn von dem zweiten frei spreche. Nachdem sein Gewissen beruhigt war, empfand er nur noch das Vergnügen, seinen Erziehungsplan ohne Widerspruch verfolgen zu können, und vom Marschall, den man von Villeroi nach Lion verwies, wurde nicht mehr gesprochen.

Der Kardinal Dübois war zwar der Einwilligung und selbst des Wunsches des Regenten, die Staatsgeschäfte einem Premierminister zu übertragen, versichert, und durfte das Ge-

schrei des Marschalls nicht mehr fürchten. Allein es beunruhigte ihn noch das Ansehen, in dem der Herzog von St. Simon bei dem Prinzen stund. Er wollte es ihn selbst ahnden lassen, und beschwerte mit diesem Auftrage den Grafen von Belleisle, der nichts weniger forderte, als so verfahren zu dürfen, wie es ihm gut dünke. Sein Leben hatte er in einer ununterbrochenen Thätigkeit hingebracht. Man hat mir gesagt, daß er vier und dreißig Jahre hindurch, täglich nur vier Stunden geschlafen habe.

Belleisle sagte dem Herzog von St. Simon sehr freimüthig, daß die Sache entschieden wäre, und daß der Kardinal ihm einen Beweis seiner Hochachtung gebe, indem er seinen Beifall suche und ihm die Wahl lasse, bei einer so wichtigen Gelegenheit sich als Freund oder als Feind zu zeigen.

Der Herzog, vollkommen überzeugt, daß aller Widerstand hier nichts fruchte, gesteht in seinen Memoiren sehr freimüthig, daß er in der Antwort, die er dem Grafen von Belleisle gegeben, dem Kardinal ohne Falschheit seine vollkommne Hochachtung bezeigt, gegen den Regenten selbst aber mit aller Macht wider dieses Project gesprochen habe. Wenn er diese Unterredung

terredung so gehalten hat, wie ich sie vom Papiere gelesen habe, so kann man wohl nichts nachdrüklicher sagen, und sie ist dann ein deutlicher Beweis von der Schwäche des Regenten.

Genug, der Kardinal wurde zum Premierminister erkläret. Das Parlement registrirte aus Gefälligkeit das Ernennungspatent; die Journale strozten von leeren und abgeschmakten Gedichten; die Hofleute klatschten Beifall; ganz Frankreich schrie gegen diese Wahl, und die Academie Francoise nahm ihn aus edlem Eifer, dem Herkommen gemäß, zum Ehrenmitgliede auf.

Der Kardinal von Rohan merkte endlich, daß Dübois ihn schändlich zu seinem eignen Vortheile hintergangen habe. Dadurch ward er nur wenig gedemüthigt; er selbst erniedrigte sich weit mehr, indem er die unvergleichbaren Talente seines geistlichen Bruders zum Himmel erhob, und dadurch die Nothwendigkeit dieser Wahl selbst gestand. Durch so viel Resignation schmeichelte er sich, seiner Familie von Seiten des Ministers einige Entschädigungen zu verdienen, und da die Einweihung des Königs zwei Monate nachher geschah, wurde der Prinz von Rohan erwählt, an der Stelle des Herzogs, welcher den Herzog von Aquitaine ver-

trat, die Verrichtungen eines Oberst-Haushofmeisters des Königs zu vollziehen.

Die Krönungsfeierlichkeiten und alle Umstände dabei sind so häufig und weitschweifig beschrieben worden, daß ich nur einige Umstände bemerken darf, die von den Journalisten absichtlich unterdrückt wurden, oder ihnen ganz unbekannt waren.

Der Bischof, Herzog von Langres (Clermont Tonnerre), den sein Alter und schwächliche Gesundheitsumstände hinderten in Rheims sich einzufinden, wurde von demjenigen vertreten, der in der Reihe der Pairs auf ihn folgte, so daß der Bischof, Graf von Noyon, (Chateauneuf von Rochebonne) sechster Pair, welcher den fünften vertrat, durch den Bischof von Frejus, Fleuri, vertreten ward, welcher von der Zeit an die damit verknüpften Ehren beibehielt.

Der Regent und fünf Prinzen vom Geblüt stellten die sechs weltlichen Pairs vor. Die Herzoge und Pairs, da sie gegen diese Repräsentanten nichts einwenden konnten, behaupteten, vielleicht mit Recht, ihnen unmittelbar folgen zu müssen. Der Kardinal Dübois, der nur immer das Beste und den Rang der Kardinäle vor Augen hatte, antwortete den Herzo-

gen

gen und Pairs so zweideutig, daß kein Herzog und Pair dabei erscheinen wollte, als diejenigen, welche bei der Krönung des Königs besondere Verrichtungen zu vollziehen hatten.

Der Herzog von Maine, der seit dem königlichen Gerichtssitz von 1718 auf den Rang eines Pairs zurükgesezt war, hütete sich sehr, gegenwärtig zu erscheinen, und der Graf von Toulouse, ob er schon von Rechtswegen die Ehrenbezeugungen eines Prinzen vom Geblüt einärnten konnte, entfernte sich aus dem Grunde, um seiner Würde und Ehre nichts zu vergeben. Der Kardinal von Noailles, Herzog und Pair, wollte weder als Kardinal noch als Pair fehlen, und blieb in Paris.

Der Kardinal Dübois erdachte ein Mittel, dem römischen Purpur einen größern Glanz zu verschaffen. Da er es nicht wagen durfte, die Kardinäle vor den geistlichen Pairs zu rangiren, und sie doch auch nicht erst hinter jenen erscheinen lassen wollte, so traf er die Verfügung, daß eine Bank etwas hinter der der Pairs so gesezt wurde, daß der lezte Kardinal nicht durch den ersten Pair gedekt werden konnte. So schienen die Kardinäle, wenn sie auch nicht den ersten Rang einnahmen, wenigstens nicht den zweiten zu haben.

Von der Klasse des Adels wurde als Assistent niemand eingeladen, als diejenigen, welche bei dieser Feierlichkeit Verrichtungen hatten, und zwei Marschälle von Frankreich, welche aber keine Verrichtung hatten. Dies war um so weniger regelmäßig, da verschiedene Prälaten ohne Funktion und selbst Geistliche vom zweiten Rang dazu eingeladen worden waren.

Eine kindische Neugierde verursachte eine andre Unordnung. Die vier Geißeln des heiligen Oelglases zur Salbung des Königs, die der Regel und dem Herkommen zufolge in der Abtei Saint-Remy bleiben mußten, bis das Oelglas wieder hingebracht wurde, wollten die Feierlichkeiten der Krönung nicht versäumen, und man mußte an ihrem Eide, das Oelglas wieder zurük zu bringen, sich begnügen lassen. Diese Geißeln sind in der That nur eine Formalität; allein der Verachtung der Form folgt die Verachtung des Wesens auf dem Fuße nach. Wir wenden die Formel „ohne daß dies von Folgen sei" so oft und in allen Fällen an, daß endlich alles ohne Folgen seyn wird.

Unter den Formalitäten, welche man vernachläßigte, war eine für das Corps der Nation sehr ehrwürdige, welche jederzeit bis mit der Krönung Ludwigs des vierzehnten heilig beobachtet

achtet wurde. Das Volk, Bürger und Handwerksleute, wurde nämlich in das Schif der Kirche eingelassen, um, wenn man vor der Salbung des Königs mit lauter Stimme die Einwilligung der die Nation vorstellenden Versammlung verlangt, mit dem Beifall der Kleriser und des Adels den seinigen zu vereinigen. Bei der Krönung Ludwigs XV. öfnete man dem Volke nicht eher die Thüren als nach der feierlichen Erhebung des Königs auf den Thron. Dieser alte Gebrauch hätte unter einem Minister nicht abgeschaft werden sollen, der aus den Hefen des Volks so hoch gestiegen war.

Den Tag nach der Krönung empfieng der König die Halskette des heiligen Geist-Ordens aus den Händen des Erzbischofs von Rheims, und nun ertheilte der König ihm, als Großmeister des Ordens, dem Herzog von Chartres und dem Grafen von Charolois.

Bei der Zeremonie bedekten sich die vier Kronbediente so wie die Ritter, obgleich der Kanzler des Ordens allein das Recht dazu hat.

Bei der Cavalcade hatten die Prinzen vom Geblüte einen ihrer vornehmsten Offiziere neben sich; ein Vorzug, der bis jezt nur den Söhnen und Enkeln des Königs von Frankreich vorbe-

halten war; folglich sollte ihn der Regent allein haben.

Nach der Zurükkunft von Rheims schloß er die Vermählung der Mademoiselle von Beaujolois seiner Tochter mit Don Carlos, Infanten von Spanien. Acht Tage darauf starb Madame, Mutter des Regenten, allgemein geschäzt, und vorzüglich von denen geliebt, die um sie waren. Die Unzufriedenen machten ihr die für ihren Sohn sehr beleidigende und nur sehr wenig widerlegte Grabschrift: Hier liegt der Müßiggang.

Den 16. Februar, an welchem der König in sein vierzehntes Jahr getreten war, nahm er die Glükwünsche des Hofes zu seiner Mündigkeit an; und den 22. kam er in dieser Rükficht in das Parlement, hielt sein Lit de Justice, und ernannte drei Herzoge und Pairs in dieser Sitzung: Biron, Levi und la Valliere. Die Familie des erstern führte in ihren Bittschriften sehr naif den Verlust des Herzogthums durch die Verurtheilung Carls von Biron, wegen Verbrechen der beleidigten Majestät, an. Andere wollten eben dies ihnen zu einem Beweggrund des Ausschließens anrechnen: doch sollte immer darauf gesehn werden, daß die Fehler nur die Person angehen. Es ist gerecht und einer

weisen

weisen Regierung gemäß, daß eine Familie, die durch Fehler in Verfall gekommen ist, durch erwiesene Dienste sich wieder heben könne.

Das Conseil der Regentschaft hörte mit der Mündigkeit auf, und die übrigen Conseils nahmen die Form wieder an, die sie unter dem verstorbenen König (24) hatten; der einzige Unterschied bestand darin, daß die zwei Prinzen vom Geblüte, der Herzog von Chartres und Msr. le Düc im Gefolge des Herzogs von Orleans in den Staatsrath traten. Der Kardinal Dübois fand sich von Rechtswegen darin ein, und ließ den Grafen von Morville mit hineingehn, indem er ihm das Departement der fremden Geschäfte abtrat.

Der Kardinal Dübois fürchtete ohnerachtet seiner Gewalt alle, die beym König wohl gelitten waren. Um soviel er konnte den vertrauten Hof enger einzuschließen, ließ er die großen und ersten Zutrittsrechte, die Ludwig der Vierzehnte gewährt hatte, unterdrücken, und ersann andere, die er „vertraute" nannte und sie anfangs auf sich, die Prinzen vom Ge-

(24) Ludwig der Vierzehnte hatte keine Prinzen von Geblüte in seine Conseils zugelassen.

blüte und den Grafen von Toulouse, die Herzogin von Ventadour, und den Herzog von Charost einschränkte, hernach aber auch auf den Herzog von Maine und seine beiden Söhne, als sie in die Würde der Prinzen vom Geblüte wieder eingesezt worden waren, ausdehnte. Dem Bischof von Frejus gestand er sie anfangs nicht zu: aber da er bald urtheilte, daß es unklug sei, sie einem Manne abzuschlagen, der vom König geschäzt, und sie am Ende von diesem Fürsten selbst erhalten würde, so schrieb er ihn wenig Tage nachher auf die Liste, als wenn er nur aus Vergessenheit ausgelassen worden wäre.

Der Argwohn des Kardinals wuchs von Tage zu Tage. Er bemerkte, daß der König gar keine Neigung zu ihm hatte. Das Unangenehme seiner Person, ein natürliches Stottern, das die Gewohnheit von Heuchelei und ursprünglicher Knechtschaft noch vermehrt hatte, ungerechnet, war sein Benehmen nie ungeschikter und unangenehmer, als wenn er zu gefallen suchte. Es fehlte ihm das Aeußere der Erziehung, das sich in einem gewissen Alter nicht mehr gegeben werden kann: daher gelang es ihm nie die in seiner Lage so oft nöthige Höflich-

Höflichkeit zu zeigen, und wenn er es seyn wollte, mußte er nothwendig alsdann niedrig und kriechend scheinen. Seine angewöhnte Grobheit hatte über dies in den Augen eines jungen Fürsten, der an die ehrfurchtsvolle, angenehme Behandlung des Regenten gewöhnt war, ein Ansehn von Unverschämtheit.

Der Kardinal, um so sehr er konnte die Abneigung des Königs zu überwinden, überreichte ihm öfters einige Spielwerke für sein Alter. Destouches, unser Resident in London, hatte diese Aufträge auf sich nehmen müssen; und der Kardinal band ihm ein, selbige nur nach und nach zu schicken, um die Gelegenheiten zu vermehren, dem Könige zu gefallen, und seine Erkenntlichkeit zu unterhalten.

Dübois wünschte sehr, daß der Herzog von Chartres, erster Prinz vom Geblüte und Generaloberst der Infanterie kommen und mit ihm arbeiten möchte. Er wagte es nicht ihn öffentlich vorzuschlagen, und wandte sich an den Abbe Mongault, gewesener Lehrer des Prinzen, welcher sich in seinem Herzen festgesetzet hatte. Mongault, ein Mann von Ehre und Verstand, und sehr wenig nachgebend, der

den

den Kardinal weder liebte noch schäzte, verbarg eben nicht sehr seine Gesinnungen. Er antwortete trocken, er würde nie das Zutrauen eines Fürsten misbrauchen, indem er ihn nöthigte sich zu erniedrigen. Der Kardinal sah wohl, daß er mit keinem Seigneur zu thun habe, und hielt es nicht für schiklich, den geringsten Unwillen darüber zu bezeigen. Die meisten Männer in Aemtern können die Gelehrten nicht leiden; aber sie schonen selbige, und wollen diejenigen, die wenig zu verlieren haben, sehen, fühlen, reden und schreiben, nicht von sich abwenden. Da der Kardinal wenig Tage nachher dem Mongault begegnete, sagte er zu ihm: Abbe, der König hat erfahren, daß Sie angefangen hatten ein Landhaus auszuzieren, dessen Unkosten Sie in Schulden versezt haben; er hat mir aufgetragen, Ihnen ein Geschenk von zehn tausend Thalern zu machen. Der Abbe merkte gleich den Beweggrund dieser Großmuth, und begriff, daß da der Kardinal ihn nicht hatte verführen können, er ihn bestechen wolle. Er ließ sich nichts merken, und bat ihn, daß er ihn vorstellen möchte, um dem König seinen Dank abzustatten. Der Kardinal wollte bei der Zurükkunft die Sache von der Arbeit wieder aufs Tapet brin-

bringen; aber der Abbe begnügte sich mit mehr Rükficht, als das erstemal zu antworten, war aber um nichts gelehriger.

Da dem Kardinal der Entwurf in Rükficht des Herzogs von Chartres mislungen war, so war er gegen die Ehre, den Grafen von Evreux, Generaloberst über die Cavallerie, und den Grafen von Coigny, der es über die Dragoner war, neben sich arbeiten zu sehn, sehr gleichgültig. Er faßte also den Entschluß, dem Kriegs-Staatssekretär das Detail der Infanterie, der Cavallerie und der Dragoner anzuweisen. Das Seewesen fuhr fort, sich an den Grafen von Toulouse zu wenden. Der Herzog von Maine erhielt die Schweizer und die Artillerie auf den Fuß, auf welchem er sie unter dem verstorbenen König hatte; aber er mußte sich unterwerfen bei dem Kardinal zu arbeiten.

Leblanc, Kriegs-Staatssecretär, und der Graf von Belle-Isle, schienen dem ersten Minister, dessen geheimer Rath sie sogar waren, ganz ergeben zu seyn. Aber der Herzog von Bourbon suchte sie beide zu stürzen, und der Kardinal war nicht geneigt, sie gegen einen Prinzen vom Geblüte, den Einzigen den er fürchtete, zu vertheidigen.

Der

Der Herzog hatte nicht viel Verstand, er war eigensinnig, hart, wild sogar, und obschon Prinz, doch so hochmüthig wie ein neuer Edelmann. Er hatte nur so viel Verstand um einzusehen, wie sehr er sich seinen Rang zu Nutze machen könnte. Ohne irgend einen persönlichen Beweggrund in der Verfolgung, die er dem Leblanc und Belle-Isle verursachte, war er nur das Werkzeug der Marquise von Prie, seiner Mätresse. Dieses Weib hat unter dem Ministerio des Herzogs so despotisch regiert, daß ich es für nöthig halte, sie näher kennen zu lehren.

Die Marquise von Prie war mehr als schön; ihre ganze Person war verführend. Mit eben soviel Grazie des Verstandes als der Gestalt, verbarg sie unter dem Schleier der Naivete' die gefährlichste Falschheit; ohne die geringste Idee von Tugend, ein in ihren Augen sinnleeres Wort, war sie aufrichtig im Laster; heftig bei viel Sanftmuth und lüderlich aus Temperament, betrog sie ungeahndet ihren Liebhaber, welcher dem glaubte, was sie ihm sagte, und nicht dem, was er selbst sahe. Ich könnte sehr lustige Züge von ihr erzählen, wenn sie nicht zu frei wären. Es ist genug, wenn

ich

ich sage, daß sie eines Tages die Geschiklichkeit hatte, ihn zu überreden, er sey schuld an einer Folge von Lüderlichkeit, deren Opfer Er nur wäre.

Sie war die Tochter des Bertelot von Pleneuf, eines reichen Finanziers. Er war einer der ersten Commis des Kanzlers Voisin, des damaligen Kriegsministers, hatte beim Einkauf der Lebensmittel ein unermeßliches Vermögen erworben, und führte eine sehr reiche Haushaltung. Seine Frau machte die Honneurs desselben. Durch ihren Verstand, ihre schöne Gestalt und einen edeln Ton, hatte sie sich eine Art von Hof gebildet, von welchem sie sich ehren ließ. Umgeben von Anbetern, die sich bemühten, ihr zu gefallen, hatte sie viel vornehme Freunde, die sie zu keiner ungünstigen Zeit verließen. Sie machte sich ein Geschäft daraus, während der Kinderjahre ihrer Tochter, ihr die sorgfältigste Erziehung zu geben, und gab sich über ihre Sorgfalt Beifall. Aber kaum begann die Tochter die Blicke auf sich zu ziehn, als sie der Mutter misfiel. Die Erbitterung der leztern erregte den Scherz der andern; ein gegenseitiger Haß entzündete sich unter ihnen, und ward bald zur Antipathie. Pleneuf,

neuf, um den Hausfrieden zu erhalten, verheirathete seine Tochter mit dem Marquis von Prie, Pathen des Königs und der zum Gesandten nach Turin ernennt wurde, wohin er seine Frau mitnahm. Nach der Rükreise behandelte die Tochter, die auf ihren Stand pochte, ihre Mutter wie eine Bürgerliche, und wollte von der alten Gesellschaft blos die seyn, welche ihre Mutter gänzlich verlassen würden. Viele desertirten und hingen der Tochter an. Da diese keine Theilung haben wollte, so dehnte sich ihr Haß gegen ihre Mutter auch auf diejenigen aus, die ihr treu geblieben waren, unter deren Anzahl sich Leblanc befand. Die Marquise von Prie ergriff um ihn zu stürzen, die Gelegenheit des Banquerots des Kriegszahlmeisters la Jonchere, welcher in die Bastille gebracht wurde; und da dieser ein in Schuzgenommener des Leblanc war, so wurde vorgegeben, daß dieser Minister aus der Kasse geschöpft und zum Falliren des Zahlmeisters beigetragen habe. Der Herzog von Bourbon, durch seine Mätresse angereizt, wandte sich an den Herzog von Orleans und an den Premierminister, verlangte, daß diejenigen, die Theil an dem Falliment des la Jonchere gehabt hätten,

ten, bestraft würden, und bestand hauptsächlich auf dem Le-Blanc.

Der Herzog von Orleans hätte einen Mann, den er liebte, und der ihm gut gedient hatte, zu retten gewünscht; aber schon lange war sein Wille dem Willen des Kardinals untergeordnet, welcher, um dem Herzog zu gefallen, den Le-Blanc aufopferte. Ueberdies war es ihm lieb, einen Minister los zu werden, der ihm nichts zu verdanken hatte, und die Stelle einem Manne zu geben, der einzig ihm angehöre. Le-Blanc wurde also genöthigt, seinen Abschied zu nehmen, kurze Zeit nachher in die Bastille gebracht, und die Kammer des Arsenals erhielt Befehl, seinen Proceß rechtsförmig einzurichten.

Das Kriegs-Departement wurde dem Breteuil Intendanten von Limoges gegeben. Man war erstaunt, die Stelle eines vollkommenen Ministers, der thätig, reich an Hülfsmitteln, von den Truppen geliebt, vom Publikum geschätzt, und ohne Hochmuth standhaft war, von dem geringsten Befehlshaber des Königreichs einnehmen zu sehn, der sich bis jezt mehr um Vergnügungen als um Geschäfte bekümmert hatte. Man wußte nicht, daß diese Wahl eine Wirkung der Erkenntlichkeit des

Kardinals, und eine Belohnung der Verschwiegenheit des Breteuil war.

Dübois hatte sich sehr jung, in einem Dorfe in der Landschaft Limosin, mit einer hübschen Bäuerin verheirathet. Da sie das Elend zwang, in Güte sich von einander zu scheiden, so kamen sie überein, daß die Frau den Ort ihres Aufenthalts wechseln und ihr Leben wie sie könnte hinbringen, der Mann hingegen nach Paris gehen sollte, um dort sein Glük zu versuchen; ihr niedriges Herkommen erleichterte ihnen ihre Einrichtung. Sobald sich Dübois einen Weg gebahnt hatte, so schikte er seiner Frau Geld, um sich Bequemlichkeit zu verschaffen, und ihr gemeinschaftliches Interesse hieß sie das Geheimniß verbergen. Als Dübois Bischof geworden war, befürchtete er mehr als jemals die Entdeckung eines Bündnisses, das die Freiheiten der französischen Kirche überschritt. Er vertraute es dem Breteuil, der es gern auf sich nahm, einen so mächtigen Minister aus der Verlegenheit zu reißen, nach Limoges reiste, und um seine zwei ihn begleitenden Bedienten zu hintergehen, viele Ab- und Umwege machte. Eines Tages nahm er seine Maasregeln so gut, daß er um ein Uhr des Nachts in das Dorf ankam, wo die Heirath voll-

vollzogen worden war; hier stieg er beim Pfarrer ab, den er liebreich um Gastfreundschaft bat. Der Pfarrer war so voll Freuden, den gnädigen Herrn Befehlshaber aufzunehmen, daß er ihm den ganzen Viehstand seines Pfarrhauses und den Wein der Messen geopfert haben würde. Die Magd und die Bedienten bereiteten das Abendessen, welches Breteuil sehr schmakhaft zu finden vorgab, und nachdem er den Pfarrer durch seine Vertraulichkeit ganz entzükt hatte, schikte er beim Nachessen die Bedienten hinaus, um mit der Magd zu essen. Als er mit dem Pfarrer allein war, sagte er Gesprächsweise zu ihm, daß er nicht zweifle, die Verzeichnisse des Kirchspiels würden in guter Ordnung seyn. Der Pfarrer versicherte ihn dessen, und um ihn zu überzeugen, holte er sie aus einem Schranke und legte sie auf den Tisch. Breteuil sah sie flüchtig durch, und als er an das interessante Jahr kam, machte er sie mit scheinbarer Gleichgültigkeit wieder zu, warf sie neben sich auf einen Stuhl, und fuhr fort, sich mit seinem Wirthe munter zu unterhalten, dem er um bessres Maas zu halten und sich selbst zu schonen, reichlich einschenkte, ohnerachtet Breteuil, mit dem ich manchmal gegessen habe, im Weine sehr gut aushielt.

Es wurde so lange fortgetrunken, bis dem guten Pfarrer der Kopf schwindelte, und er bald darauf einschlief. Bretenil machte sich den Schlaf zu Nutze, heftete sauber das nöthige Blatt los, sezte alles wieder in Ordnung, und gieng zum Zimmer hinaus. Es war im Sommer, und der Tag fieng an zu grauen. Bretenil gab der Magd einige Louisd'or, trug ihr Danksagungen für den Pfarrer auf, mit dem er, wie er sagte, wieder einmal zusammenkommen würde, und reiste ab. Kurze Zeit nachher kam der Pfarrer zum Intendanten, und dankte ihm für die Ehre, die er ihm erwiesen hatte; Bretenil empfieng ihn sehr gnädig, und bemerkte nicht, daß er den geringsten Argwohn über die Beschädigung der Verzeichnisse hätte.

Alles war noch nicht abgethan. Es war ein Heirathskontract gemacht worden; der Notarius, der ihn verfaßt hatte, war vor mehr als zwanzig Jahren gestorben; dem Bretenil gelang es endlich, den Nachfolger zu entdecken. Diesen ließ er kommen, und stellte es ihm frei, zwischen einer ziemlich beträchtlichen Geldsumme und dem Gefängnis für die Einhändigung oder Weigerung des Contractaufsatzes zu wählen. Der Notarius bedachte sich nicht eine Minute über die Wahl. Der Heirathskon-

kontrakt und die Protocollirung des Hochzeitbegängnisses im Kirchenbuche wurde dem Dübois zugeschikt, der sie vernichtete.

Um der Sache ein Ende zu machen, ließ Breteuil die Frau holen und sprach mit ihr von dem Geheimniß in jenem beredten Tone, welcher den Notarius überredet hatte. Es kostete ihr wenig Mühe für die Zukunft eine Verschwiegenheit zu versprechen, die sie bisher beobachtet hatte. Nach dem Tode ihres Mannes kam sie nach Paris, wo sie reich und auf ihr Haus eingeschränkt, ihn fast fünf und zwanzig Jahre überlebt hat. Sie kam öfters mit ihrem Schwager zusammen, und sie sind allezeit sehr einig gewesen.

Die Klerisei, die seit 1715 keine Versammlung gehalten hatte, kam im Monat Mai dieses 1723ten Jahres zusammen, und wählte einstimmig den Kardinal Dübois zum Präsidenten, damit ihm keiner von den Ehrentiteln fehle, auf die er Anspruch machen konnte, und damit es kein Corps des Staats gäbe, das sich nicht beschimpft hätte. Der Kardinal war außerordentlich dadurch geschmeichelt, und damit er besser im Stande wäre, seiner Präsidentenstelle manchmal zu genießen, versezte er den Hof von Versailles nach Meudon, unter

dem Vorwand, dem König die Vergnügungen eines neuen Aufenthalts zu verschaffen.

Die nahe Lage von Meudon, indem es den Weg vom Hofe nach Paris um die Hälfte verkürzte, ersparte dem Kardinal einen Theil der Schmerzen, die ihm die Erschütterung des Wagens verursachte. Seit langer Zeit angegriffen von einem Geschwür in der Blase, die Folge seiner vergangenen Ausschweifungen, ließ er die geschiktesten Aerzte und Wundärzte in geheim zu sich kommen, nicht daß er über den Grund seiner Krankheit erröthete, sondern aus derjenigen Schaam, die alle Minister haben, zu gestehn, daß sie krank sind.

Als der König die Revüe seiner Leibwacht hielt, wollte der Kardinal dabei der Ehrenbezeugungen eines ersten Ministers genießen, welches ohngefähr die nämlichen sind, welche man der Person des Königs erweist. Er stieg eine Viertelstunde vor der Ankunft dieses Fürsten zu Pferde, und ritt bei den Truppen vorbei, die mit dem Degen in der Hand, vor ihm salutirten. Einige Jahre nachher habe ich gesehn, daß die Haustruppen des Königs in Rükſicht des Kardinals von Fleuri es eben so machten, der zwar den Titel als erster Minister nicht angenommen hatte, aber doch die Allgewalt dieser

ser Stelle besaß. Ein Beweis, daß man ihm diese Ehrenbezeugungen frei erwies, ist der Umstand, daß der Herzog von Harcourt, Kapitän einer Kompagnie der Gardes du Corps und mit dem Kardinal von Fleury unzufrieden, ihn vorbei ließ, ohne die geringste Salutation zu machen, und die Soldaten sich eben so ruhig als der Kapitän verhielten.

Der Kardinal Dübois bezahlte dieses kleine Vergnügen sehr theuer. Die Bewegung des Pferdes machte, daß ein Geschwür aufplazte, welches die Aerzte vermuthen ließ, der Brand würde bald die Blase ergreifen. Sie erklärten ihm, daß ohne eine schnelle Operation, er nicht noch vier Tage zu leben hätte. Er gerieth in eine schrekliche Wuth gegen sie. Der Herzog von Orleans, benachrichtigt von dem Zustand des Kranken, hatte viel Mühe ihn wieder ein wenig zu besänftigen, und zu bereden, daß er sich nach Versailles bringen lassen möchte, wo es einen neuen Auftritt gab. Als die Facultät ihm vorschlug vor der Operation die Sacramente zu empfangen, hatte seine Wuth keine Gränzen mehr, und er schimpfte alle, die um ihn waren, wie ein Wahnsinniger. Endlich da er nach so heftigen Bewegungen des Zorns vor Müdigkeit unterlag, ließ er einen

Franciscaner holen, mit dem er eine halbe Viertelstunde eingeschlossen blieb. Man sprach hierauf davon, ihm das Viaticum zu bringen. Das Viaticum! rief er aus. Das ist bald gesagt; einem Kardinal das Viaticum zu bringen erfordert sehr viele Umstände: man gehe nach Paris um das Zeremoniel vom Bissy zu erfahren. Die Wundärzte, welche die Gefahr der kleinsten Verzögerung sahen, sagten zu ihm, daß man unterdessen die Operation machen könne. Bei jedem neuen Vorschlag erfolgten neue Ausbrüche seiner Wuth. Der Herzog von Orleans bewog ihn durch vieles Bitten dazu, und die Operation wurde von la Peyronnie gemacht; aber die Beschaffenheit der Wunde und des Eiters zeigte, daß der Kranke nicht lange leben würde. So lange er noch bei Verstande war, hörte er nicht auf mit Zähnknirschen die Facultät zu schmähen. Die Verzuckungen des Todes und der Verzweiflung vereinigten sich, und als er außer Stande war zu sehn, zu hören und zu lästern, gab man ihm die lezte Oelung, die ihm Statt des Viaticums diente. Er starb den Tag nach der Operation.

Ein solches Ende nahm dies Glükskind, überhäuft mit Ehre und Reichthum. Er besaß außer dem Erzbisthum Cämmerich, sieben

beträcht-

beträchtliche Abteien, (25) und als er starb, bemühte er sich noch, der Abteien von Citeaux, Premontre' und anderer vorzüglichen Abteien sich zu bemächtigen. Ich sehe aus einem Briefe, den der Kardinal an Chavigni, einen seiner Agenten zu Madrid, schrieb, daß nicht zufrieden mit der ersten Ministerschaft, er die alte freie Herrschaft von Cammerich für sich wieder hervorbringen wollte. Er trägt darin dem Chavigni auf, die Urkunden dazu in Spanien zu suchen. „Wenn der König von Spanien," sagt er in seinem Briefe, „der ungerechte Besitznehmer gewesen ist, wie es den öffentlichen Erklärungen nach scheint, welche die Erzbischöffe immer dawider gemacht haben, so ist der König von Frankreich der unrechtmäßige Besitzer." Es gelang dem Chavigni in seinen Nachsuchungen nicht

Die Stelle als erster Minister brachte dem Kardinal 150,000 Livres, und die Oberaufsicht des Postwesens 100,000 Livres. Aber was schändlich für einen Minister ist, und für einen jeden Franzosen es seyn würde; er er-

(25) Die Abteien: Nogent bei Couci, Saint Just, Airvaux, Bourgueil, Berg Saint Vinox, Saint Bertin und Cercamp.

hielt von England eine Pension von 40, 000 Pfund Sterling, welches fast eine Million beträgt; ein augenscheinlicher Beweis, daß er den Engländern Frankreich aufopferte. Er brachte ihnen ein seiner Stelle sehr unwürdiges Opfer. Der König Georg hatte den Katholiken von England eine außerordentliche Steuer von 100, 000 Pfund Sterling auferlegt. Bei der ersten Nachricht davon nahm sich unser ganzes Conseil ihrer an und trug dem Kardinal Dübois auf, die lebhaftesten Klagen darüber zu machen, und die Aufhebung der Steuer zu verlangen. Die Würde als Kardinal erlaubte ihm schon nicht, sich zu weigern. Er schrieb einen Brief in den stärksten Ausdrücken, las ihn dem Conseil vor, welches ihn guthies, und fertigte ihn ab. Die Minister des Königs Georgs wurden anfangs so in Verlegenheit gesezt, daß sie im Begrif waren, die Steuer aufzuheben, weil sie nicht wußten, welchen Entschluß sie fassen sollten; aber sie wurden bald beruhigt. Nach der Abreise des ersten Kouriers hatte der Kardinal geschwind einen andern an den Destouches, unsern Agenten in London, mit einem Briefe in Chiffern geschrieben vom 19ten November 1722. abgefertigt, durch welchen er ihm auftrug, die englischen Minister zu

beru-

higen und sie zu versichern, daß wir diese Sache nicht weiter verfolgen würden.

Er besaß mehr als zwei Millionen Einkünfte, ohne das baare Geld und ein ungeheures Mobiliarvermögen an Hausrath, Equipagen, Tischgeschirr und Geschmeide aller Art zu rechnen. Geldgieriger als geizig, unterhielt er ein prächtiges Haus und eine kostbare Tafel, deren Honneurs er sehr gut machte, ob er selbst gleich mäßig war.

Das erstaunend große Mobiliarvermögen des Kardinals fiel seinem ältesten Bruder Dübois zu, Kabinetssecretär, seitdem der jüngste Staatssecretär geworden war.

Dieser Dübois trieb die Arzneikunst zu Brive, ehe er nach Paris kam. Er war ein biederer Mann. Er hatte nur einen Sohn, der Canonicus von Saint-Honore' und ein sehr würdiger Geistlicher war, und in der Eingezogenheit lebte, ohne je eine andere Pension oder Pfründe als sein Kanonicat haben zu wollen.

Der Bruder und der Neffe ließen dem Kardinal in der Kirche zu Saint-Honore', wo er begraben ist, ein Mausoleum errichten. Statt aller Inschrift liest man seine Titel daran, und

am

am Ende eine moralische und christliche Betrachtung (26).

Die Versammlung der Clerisei, deren Präsident der Kardinal gewesen war, ließ ihm eine feierliche Seelmesse lesen. Es wurde eine in der Cathedral-Kirche gelesen, welche die Cours süperieures durch ihre Gegenwart verherrlichten: eine Ehre, die den ersten Ministern erzeigt wird; aber man durfte an keinem Orte eine Leichenrede wagen. Sein Bruder und sein Neffe wurden durch ein so reiches Erbe nicht verblendet. Sie wendeten es fast ganz zum Wohlthun an, und haben bis an ihren Tod ihre Bescheidenheit beibehalten.

Meine Absicht gieng nie dahin, ein förmliches Gemälde derer zu machen, von welchen ich zu reden hatte. Ich habe sie durch die Thaten bekannt machen wollen, und mir blos die Betrachtungen erlaubt, die jene in mir veranlaßten. Ich werde noch einige derselben über den Kardinal Dübois machen, und sie mit gewissen Persönlichkeiten belegen, die sie rechtfertigen werden.

Der Kardinal Dübois hatte allerdings Verstand; allein er war zu schwach für sein Amt. Mehr zur Intrigue als zur Staatsverwaltung geschikt,

(26) Quid aurem hi tituli? nisi arcus coloratus et vapor ad modicum parens.
Solidiora et stabiliora bona mortuo precare.

geschikt, verfolgte er einen Gegenstand mit Thätigkeit, ohne ihn aus allen Gesichtspunkten betrachten zu können. Die Sache, die ihn im gegenwärtigen Augenblicke interessirte, machte ihn untüchtig zur Aufmerksamkeit auf irgend eine andere. Er hatte weder jenen Scharfblik, der alles mit Einmal durchschaut, noch die Biegsamkeit des Verstandes, welche einem Minister nöthig sind, der mit so verschiedenen Geschäften beladen ist, die oft zugleich ausgerichtet werden müssen. Da er sich nichts entgehn lassen wollte, und allem nicht gewachsen war, so hat man ihn manchmal eine Menge noch versiegelter Briefe ins Feuer werfen sehn, um, wie er sagte, sich wieder in geraden Lauf zu versetzen. Was seiner Verwaltung am meisten schadete, war das Mistrauen, das er einflößte, und die Meinung, die man von seiner Denkart hatte. Er verachtete die Tugend so gerade zu, als er die Scheinheiligkeit für seiner unwürdig hielt, ob er schon voll Falschheit war. Er hatte mehr Laster als Fehler; ziemlich frei von kindischer Aengstlichkeit in Kleinigkeiten, war er es nicht von Thorheit. Er hat nie über seine Geburt errörhet, und wählte nicht das geistliche Gewand zu einem Schleier, der alle Herkunft bedekt, sondern zum ersten

Mit-

Mittel der Erhöhung für einen Ehrgeizigen ohne Geburt. Wenn er sich alle Ehrenbezeugungen des Etiketts erweisen ließ, so hatte eine kindische Eitelkeit keinen Theil daran; es war Ueberzeugung, daß die Ehrenbezeugungen, die den Aemtern und Würden gebühren, ebenfalls ohne Unterschied der Geburt allen denen gebühren, welche sich ihrer bemächtigen, und daß es eben sowohl Pflicht als Recht ist, sie zu fordern.

Ob er sich schon erzeigen ließ, was ihm gehörte, so betrug er sich doch darum nicht mit mehr Würde. Man hatte von ihm keinen Hochmuth auszustehn, aber viel grobe und harte Behandlungen. Der geringste Widerspruch versezte ihn in Wuth, und in seiner Raserei hat man ihn auf Stühlen und Tischen um sein Zimmer laufen sehn.

Am ersten Ostertage nach seiner Erhebung zur Kardinalswürde war er etwas später als gewöhnlich aufgestanden; seine Hitze trieb ihn zu Flüchen wider alle seine Bedienten, daß sie ihn so lange an einem Tage hatten schlafen lassen, an welchem sie wissen müßten, daß er Messe lesen wollte. Man beschleunigte seinen Anzug, indeß er immer fluchte. Er erinnerte sich unterdessen einer

Sache,

Sache, ließ einen Sekretär rufen, und vergaß die Messe zu lesen, ja sogar sie zu hören.

Er hatte sichs zur Gewohnheit gemacht, alle Abende einen Flügel von einem Huhn zu essen. Eines Tages zur Stunde, da man ihm selbigen auftragen wollte, lief ein Hund mit dem Huhne davon. Die Leute wußten keinen andern Rath als geschwind ein anderes an den Spieß zu stecken. Der Kardinal verlangt den Augenblik sein Huhn; der Haushofmeister, der den Zorn voraus sieht, in den er gerathen würde, wenn er ihm die Sache sagte, oder ihm vorschlüge, später als die gewöhnliche Stunde zu essen, faßt seinen Entschluß, und sagt kaltblütig zu ihm: Gnädiger Herr, Sie haben gespeist. Ich habe gespeist? antwortete der Kardinal. Ohne Zweifel, gnädiger Herr. Es ist wahr, Sie haben wenig gegessen, Sie schienen viel Geschäfte zu haben; aber wenn Sie wollen, soll Ihnen ein zweites Huhn aufgetragen werden, es soll nicht lange dauern. Der Arzt Chirac, der ihn alle Abende besuchte, kam in diesem Augenblik. Die Bedienten erzählen ihm was vorgefallen ist, und bitten ihn, sie zu unterstützen. Wahrhaftig, sagte er, das ist ganz was sonderbares! meine Leute wollen mich überreden, daß ich gegessen habe; ich erinnere

innere mich nicht im geringsten daran, und was noch mehr ist, ich fühle noch einen starken Appetit. Desto besser, antwortet Chirac, die Arbeit hat sie erschöpft; die ersten Bissen werden ihnen erst Appetit gemacht haben, und Sie könnten, ohne Gefahr, noch etwas, aber wenig, essen. Tragt auf, sagte er dann zu den Leuten des Kardinals, ich will euren Herrn seine Abendmahlzeit endigen sehn. Das Huhn wurde gebracht. Der Kardinal sahe es als ein augenscheinliches Zeichen der Gesundheit an, zweimal auf Verordnung des Chiracs, des Apostels der Enthaltsamkeit, zu essen, und war während dem Essen von der besten Laune.

Er zwang sich vor niemand. Da die Prinzessin von Montauban-Bautrü ihn verdrüßlich gemacht hatte, welches nicht schwer war, hieß er sie in kräftigen Ausdrücken sich fortscheren. Sie beklagte sich bei dem Regenten darüber, von dem sie aber weiter keine Antwort erhielt, als, daß der Kardinal ein wenig hitzig, aber übrigens ein sehr guter Rathgeber sey. Dübois machte es dem Kardinal von Gevres nicht besser, der ein ernsthafter Mann und von strengen Sitten war. Da die Genugthuungen des Regenten von der nämlichen Art als die Beleidigungen des Kardinals waren, so gewöhnte

man

man sich daran, seine Worte als inconsequent zu betrachten.

Es war nicht nöthig ihn ungeduldig zu machen, um schimpfliche Begegnungen von ihm ausstehn zu müssen. Als die Marquise von Conflans, Gouvernante des Regenten, blos in der Absicht zum Kardinal, der sie nicht kannte, gegangen war, um ihn einen Besuch abzustatten, und gerade zu einem mismuthigen Augenblik kam, hatte sie kaum, gnädiger Herr, zu ihm gesagt, als der Kardinal ihr ins Wort fiel: Was da, gnädiger, das kann nicht geschehn..... Aber gnädiger Herr..... Aber, Aber; hier ist kein Aber, wenn ich Ihnen sage, daß es nicht geschehen kann. Umsonst wollte ihm die Marquise seinen Irrthum benehmen, daß sie nichts von ihm zu bitten hätte, der Kardinal, ohne ihr die Zeit zu lassen sich zu erklären, faßte sie bei den Achseln, und drehte sie herum, um sie hinaus zu schieben. Die erschrockene Marquise glaubte, er habe einen Anfall von Wuth, betrog sich auch nicht sehr, entfloh, und schrie: man müsse ihn einsperren.

Manchmal beruhigte man ihn, wenn man in seinem Ton mit ihm sprach. Er hatte unter seinen vertrauten Secretären einen entlau-

fenen Benedictiner, Namens Venier, ein Mann von munterm Character. Der Kardinal ließ ihn neben sich arbeiten und hatte eben ein Papier nöthig, das er nicht gleich unter seinen Händen fand: dies bringt ihn in Hitze, er flucht und schreit, daß er mit dreißig Gehülfen nicht bedient werde, und daß wenn er hundert derselben annähme, er nicht besser bedient seyn würde. Venier sieht ihn ruhig an, antwortet nicht, und läßt ihn austoben. Das Phlegma und Stillschweigen des Secretärs vermehren die Wuth des Kardinals; er nimmt ihn beim Arme, schüttelt ihn und schreit ihm zu: aber antworte doch, Racker; ists nicht wahr? Gnädiger Herr! sagte Venier, ohne empfindlich darüber zu seyn, nehmen Sie einen einzigen Secretär mehr, der den Auftrag habe, für Sie zu fluchen, so werden Sie Zeit übrig haben, und alles wird gut gehn. Der Kardinal wurde dadurch besänftigt und lachte endlich darüber.

Dem Regenten war der Tod seines Ministers sehr lieb. Am Tage der Operation entstand wegen der außerordentlichen Hitze ein Ungewitter; bei den ersten Schlägen des Donners, konnte sich der Prinz nicht enthalten zu sagen; ich hoffe, daß dies Wetter meinem Schur-

ken die Hülfe geben wird. Der Kardinal hatte in der That nicht mehr Achtung für seinen ehemaligen Herrn, als für jeden andern: kaum durfte es der Regent wagen, ihm jemanden zu empfehlen. Dieser Prinz hatte sich zwar den Aufsaz der Gunst- und Gnadenbezeugungen zu seiner Arbeit mit dem König aufbehalten, aber er war so sehr Sclave des Kardinals, daß er die Liste ihm vorher mittheilen mußte, und dieser strich kühn die Namen derer, die ihm nicht anstanden, durch. Nie war eine Knechtschaft schändlicher als diejenige, in welche sich dieser Prinz versezt hatte; er fühlte sie schmerzhaft, schämte sich sie zu gestehn, und hatte doch nicht die Kraft sie abzuschütteln.

So bald der Kardinal verschieden war, kam der Regent von Versailles nach Meudon es dem König zu melden, welcher schon vorbereitet vom Bischof von Frejus, den Prinzen bat das Gouvernement auf sich zu nehmen, und ihn den folgenden Tag öffentlich zum ersten Minister erklärte.

Da der König nur wegen Bequemlichkeit des Kardinals nach Meudon versezt worden war, so ging er zwei Tage nachher nach Versailles zurük.

Der Herzog von Orleans schien anfangs sich den Geschäften widmen zu wollen; aber seine Trägheit und Zerstreuung machten bald, daß er sie den Staatssecretären überließ, und er fuhr fort sich in seine theuere Schwelgerei zu stürzen. Seine Gesundheit ward zusehends dadurch geschwächt, und er war den größten Theil des Vormittags in einer Kraftlosigkeit, die ihn zu aller Arbeit untüchtig machte. Man sahe voraus, daß er bald oder spät von einem Schlagfluß hingerafft werden würde. Seine wahren Diener suchten ihn zu einer ordentlichen Lebensart zu bewegen, oder wenigstens Ausschweifungen zu entsagen, die ihn in einem Augenblike tödten könnten. Er antwortete, daß ihn eine eitle Furcht nicht seiner Vergnügungen berauben sollte; doch überließ er sich ihnen jezt mehr aus Gewohnheit als Geschmak, weil er, wie man oben gelesen hat, in ihnen abgestorben war. Er sagte noch, daß anstatt einen schnellen Tod zu fürchten, es gerade der wäre, den er vorzöge.

Schon seit einiger Zeit hatte Chirac an diesem Prinzen eine erhizte Gesichtsfarbe und geschwollene rothe Augen bemerkt, und wollte ihm zur Ader lassen. Den Donnerstag vormittag, am 2ten December, drang er so sehr

in

in ihn, daß der Prinz, um sich von den Verfolgungen seines Arztes zu befreien, sagte, er habe dringende Geschäfte, die er nicht aufschieben könne; aber den folgenden Montag wolle er sich der medicinischen Facultät gänzlich überlassen, und bis dahin nach der strengsten Diät leben. Er dachte so wenig an sein Versprechen, daß er vielmehr wider seine Gewohnheit, nur Abends zu essen, an demselben Tage und wie immer sehr viel zu Mittage aß.

Den Nachmittag, befand er sich allein mit der Herzogin von Phalaris (27), einer seiner Liebedienerinnen, und erwartete scherzend die Stunde, da er mit dem Könige arbeitete. Neben einander vor dem Feuer sitzend, sinkt der Herzog von Orleans plözlich in den Arm der Phalaris; da diese ihn ohne Besinnungskraft sieht, steht sie ganz erschrocken auf und ruft nach Hülfe, ohne irgend jemand im Gemach anzutreffen. Die Leute dieses Prinzen, welche wußten, daß er immer durch eine heimliche

(27) Gorge von Antrague, von dem Papst zum Herzog von Phalaris erhoben, war der Sohn des Finanziers Gorge, von welchem Boileau in seiner ersten Satyre spricht. In der ersten Edition stand: que Gorge vive ici, puisque Gorge y fait vivre. In den folgenden Editionen ist George gesezt worden.

Treppe zum König gieng, und daß um diese Geschäftsstunde niemand käme, hatten sich alle entfernt. Wir haben ein Beispiel von einer ähnlichen Entfernung beim Könige am 5ten Januar 1757 gesehn, weil dieser Fürst an diesem Tag nicht nach Versailles zurük kommen sollte.

Die Phalaris war also gezwungen bis in die Vorhöfe zu laufen, um jemanden zu holen. Das Gedränge war bald im Gemach; aber es verfloß noch eine halbe Stunde, ehe ein Wundarzt gefunden wurde. Endlich kam einer, und man ließ dem Prinzen zur Ader; er blieb aber todt.

So starb im 49sten Jahre und einigen Monaten einer der liebenswürdigsten Männer in der Gesellschaft, reich an Verstand, Talenten, kriegerischem Muthe, Menschenliebe, und doch einer der schlechtesten Prinzen, das heißt, der unfähigsten zu regieren.

La-Vrilliere gieng sogleich, zuerst dem König und dem Bischof von Frejus den Tod des Herzogs von Orleans anzukündigen, dann zum Herzoge, den er bat, die Stelle des ersten Ministers zu fordern. Hierauf begab er sich gleich in seine Expedition, und ließ auf allem Fall das nöthige Patent nach demjenigen des Herzogs

zogs von Orleans aufsetzen. Mit diesem Papier und der Eidesformel versehn, kam er wieder zum König, zu welchem sich der Herzog schon von einer Menge Hofleute begleitet begeben hatte.

Der König ganz in Thränen, hatte den Bischof von Frejus bei sich; nachdem dieser die ersten Augenblicke des Schmerzes hatte vorbeifließen lassen, sagte er zum König, daß, um den Verlust zu ersetzen, den er eben erlitten hätte, es am besten seyn würde, den Herzog von Bourbon zu bitten, die erste Ministerstelle anzunehmen. Der König, ohne zu antworten, sahe den Bischof an und gab seinen Beifall durch ein bloßes Zeichen mit dem Kopfe. Eben so geschwind stattete der Herzog seine Danksagung ab. La Vrilliere, der nun seine Eidesformel aus der Tasche zog, fragte den Prälaten, ob es nicht schiklich sey, den Eid gleich leisten zu lassen. Der Bischof billigte es sehr, und schlug es dem König vor, welcher es folglich auch billigte. Der Herzog leistete den Eid, und eine Stunde nach dem Tode des Herzogs von Orleans war alles vorbei.

Der Bischof von Frejus hätte gleich damals sich eben so leicht der Ministerschaft be-

mächtigen können, als er sie dem Herzog verschafte. Seine Freunde riethen es ihm. Der ehrgeizige Prälat strebte zwar nach der wirklichen Gewalt, hielt es aber nicht für rathsam, seine Absichten so schnell bekannt zu machen, und schmeichelte sich heimlich unter dem Schleier eines Prinzen zu regieren, dessen Unfähigkeit er kannte. Im Fall er sich betröge, wußte er und bewies es auch in der Folge, daß er im Stande sey, sein Werk zu vernichten, wenn er Ursache zur Reue fände, es gethan zu haben.

Die Urtheile, welche der Tod des Herzogs von Orleans erregte, waren so verschieden, als die verschiedenen Interesse. Seine Vertrauten sagten, Frankreich verlöre einen großen Prinzen, weil er Gnadenbezeugungen an sie verschwendete und sie angenehm mit ihm soupirten.

Die Heuchler von Profession sprachen mit Wohlgefallen von diesem Tode, als von einer sichtbaren Strafe Gottes. Die gottesfürchtigen Seelen seufzten darüber. Die beiden Parteien der Kirche wünschten ihn nicht wieder zurük. Die Jansenisten, nach einem Schein

von

von Hoffnung wieder empor zu kommen, sahen sich wieder das Opfer ihrer Feinde. Die Constitutionsanhänger fanden ihren Sieg nicht vollkommen.

Das Militär, und vorzüglich der Subaltern, der den Körper und die Seele der Truppen ausmacht, in Verzweifelung, die Ehrenzeichen und Patente der Gunst, und der Intrigue gegeben, oder sie von den Höflingen oder Mätressen verkaufen zu sehn, und gedemüthiget, einen Staatsbedienten mehr als einen Marschall von Frankreich ehren zu müssen, seufzte nach einer veränderten Staatsverwaltung, die nicht erfolgte.

Die mittlere Klasse der Bürger, welche mehr an dem Staat und den Sitten hieng, sahe die Früchte ihrer Sparsamkeit verloren, die väterlichen Erbgüter zerrüttet, die eigenthümlichen ungewiß, das Laster ohne Schaam, die Züchtigkeit verachtet, das Scandal in Ehren. Man war so weit gebracht, sogar die Heuchelei des alten Hofs zurükzuwünschen. Man kann nicht leugnen, daß die Regentschaft die Epoche und die Grundursache des offenbaren

Verderbnisses gewesen sey, und das Beispiel und die Losung dazu gegeben habe.

Verdient übrigens diese der vorgeblichen Friedsamkeit wegen so hochgepriesene Regentschaft dieses Lob, weil sie außerhalb den Frieden erhalten oder erkauft, da sie doch das ganze Innere in Unordnung und Uneinigkeit gestürzt hat? Die Engländer allein würden vielleicht den Herzog von Orleans zurükgewünscht haben, hätten sie nicht die nämlichen Gefälligkeiten unter der folgenden Ministerschaft gefunden.

Als der Herzog von Chartres den Tod seines Vaters erfuhr, war er in Paris bei einer Mätresse, die er unterhielt, weil es Ton war, und die er bald aus Gewissensangst verließ. Er begab sich sogleich nach Versailles, ließ sichs nicht im Sinn kommen, dem Herzog von Bourbon etwas streitig zu machen, und nahm wenig Tage nachher den Titel, Herzog von Orleans an. Ich werde nicht viel mehr von ihm zu sagen haben. Dieser Prinz war aus Leichtsinn und vorübergehend liederlich, und hatte aus seiner Erziehung so viele religiöse Empfindungen geschöpft, daß er, als ihn der plözliche Tod seines Vaters überraschte, und ihn aus seiner Trun-

Trunkenheit riß, er auf einmal das entgegengesezte Aeußerste ergriff, und sich einer mönchischen Andacht weihte, in welcher er bis an seinen Tod beharrte ([28]).

Sechstes Buch.

Ministerschaft des Herzogs von Bourbon.

Der Herzog von Bourbon, gemeiniglich nur der Herzog genannt, der ohne Zweifel seinen Vorgänger nicht zurükwünschte, war es selbst der ihn am meisten zurükwünschen machte. Seine Ministerschaft war die Regierung der Marquise von Prie, seiner Mätresse, der zügellosesten Kreatur. Als er die Ministerschaft antrat, fieng er damit an, die leeren Aemter nach seinem Gefallen zu vergeben. Die Stelle des ersten Präsidenten von Mesmes, der im Mo-

(28) Der Abbe Mongault war sein Lehrer; ein gelehrter und in Religionssachen sehr aufgeklärt denkender Mann. Vielleicht hielt er seinen Zögling einer aufgeklärten Moral nicht für fähig; vielleicht glaubte er auch, kein Band der Zügellosigkeit sey für Prinzen zu stark, und flößte ihm dem zu folge so abschreckende Grundsätze ein.

Monat August starb, war noch nicht wieder besezt. Sie ward es durch den Novion, den ältesten Parlementspräsidenten, und Enkel desjenigen, der wegen ungetreuer Amtsverwaltung gezwungen ward, 1689 die erste Präsidentenstelle niederzulegen.

Der Enkel hatte nichts von seinem Großvater. Weniger aufgeklärt, aber sehr rechtschaffen, im Rechtsgange sehr geübt und wenig unterrichtet in der Jurisprudenz, würde er, wäre er nicht so träge gewesen, der vortreflichste Procurator gewesen seyn: er war ein sehr schlechter erster Präsident. Ungestüm, wild, unzugänglich, floh er den Parlementshof und die Geschäfte, um in sein voriges Quartier zu gehn, und dort in dem Laden eines Wagners seines Nachbars und besondern Freundes zu plaudern.

Novion war seit zu langer Zeit bekannt, als daß man ihm eine Stelle hätte geben sollen, welche Arbeitsamkeit, Wachsamkeit und Würde erforderte; aber er war Decan der Parlementspräsidenten: man folgte dieser in Frankreich so geehrten und so verderblichen Rangordnung. Uebrigens hatte er noch das Verdienst, eine Tante der Marquise von Prie geheirathet zu haben: konnte also wohl der Her-

zog den Anverwandten seiner Mätresse übergehen? Den kleinen Verhältnissen wird unter uns das allgemeine Beste aufgeopfert; sie sind unser erstes Interesse, und entscheiden über die ansehnlichsten Stellen. Damit der Gnadenbezeugung nichts fehle, wurde die Präsidentenstelle seinem funfzehnjährigen Enkel gegeben; Lamoignon von Blacmenil, jetziger Kanzler, hatte das custodi nos, und vertrat seine Stelle.

Zum Glük fürs Publicum ward Novion, dem seine Amtsverrichtungen eben so überlästig waren, als er es selbst den Processirenden war, des Zwanges des Parlementhofs müde, und nahm seine Dimission nach einer neunmonatlichen Amtsverrichtung, wenn man der Art, mit welcher er sie ausübte, diesen Namen geben kann.

Ich habe seinen Enkel den Parlementspräsidenten sehr gut gekannt. Er besitzt mehr Rechtschaffenheit als Talente; auch hat er sich als ehrlicher Mann Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ebenfalls seine Stelle niedergelegt, um auf seinem Landgute zu leben.

Der Herzog gab die Bedienung des Oberstallmeisters dem jetzigen Ritter von Beringhen, und Bruder des vorhergehenden, der

nur

nur den Titel hatte und den ersten December, einen Tag vor dem Herzog von Orleans, starb. Wenn dieser Prinz am Leben geblieben wäre, würde er diese Gnade keinem Manne erwiesen haben, welcher sein glüklicher Nebenbuhler gewesen war, indem er ihm die Gräfin Parabere raubte. Die Rache des Prinzen hätte eigentlich kein Beweggrund der Verweigerung seyn sollen; aber sicher würde sich der König, was den Finanztheil anbelangt, wohl dabei befunden haben. Der Marquis von Nangis, nachheriger Marschall von Frankreich, hätte diese Stelle sehr gern gehabt. Der Herzog entschädigte ihn dafür, indem er ihm zum voraus die Stelle eines Chevalier d'Honneur der künftigen Königin gab. Er ernannte auch den Marschall von Tesse' im Voraus zum Oberstallmeister der Königin, und weil der Marschall als Gesandter nach Spanien gehn sollte, erhielt er für einen Sohn die Adjunctur seines zu hoffenden Amts.

Zwei Tage nach dem Tode des Herzogs von Orleans trat der Marschall von Villars in den Staatsrath. Am nämlichen Tage erklärte der Graf von Toulouse seine Vermählung

lung mit der Marquise von Gondrin, Schwester des Herzogs von Noailles (29).

Der Bischoff von Frejus wußte, indem er dem Herzog die erste Ministerstelle verschafte, zwar wohl, daß er ihm nur ein Unterpfand anvertraue, und achtete selbst die Erkenntlichkeit für so wenig, daß er von dem Prinzen keine dafür erwartete; aber er wollte, unter einem geehrten Schattenbilde, den Hof an sein Ansehn gewöhnen, und ihn auf seine Macht vorbereiten. Am schwersten war es ihm geworden dahin zu gelangen wo er war. Sohn eines Zolleinnehmers zu Lodeve, erhielt er eine Stel-

(29) Obgleich der Graf von Toulouse im Besiz der Ehrentitel eines Prinzen von Geblüte war, so war dies doch keine ungleiche Heirath. Die wirklichen Prinzen haben Personen geheirathet, welche in Ansehung ihrer Geburt nicht edler als die Noailles waren. Es giebt deren wenige am Hofe, die man ihnen entgegenstellen und noch weniger die man ihnen vorziehen könnte. Sie haben ihren Namen von einem Schlosse, das sie seit undenklichen Zeiten her besitzen, und erscheinen in ihrer Provinz schon am Ende des zwölften Seculums mit Glanz. Die Gräfin von Toulouse konnte mit gleichem Rechte der nämlichen Ehrenbezeugungen genießen als die Herzogin von Verneuil (Segnier,) welche bey dem Vermählungsfeste des Herzogs von Bourgogne, Vaters des Königs, gegenwärtig war.

Stelle als Almosenpfleger des Königs durch das Ansehn einiger frömmelnden Hofdamen, denen er durch minder heuchelnde Frauenzimmer empfohlen worden war. Als er hierauf wider Willen Ludwigs des Vierzehnten Bischof geworden war, wurde er trotz der Widersetzung der Jesuiten zum Lehrer Ludwigs des Funfzehnten ernannt, und genoß das innigste Zutrauen seines Zöglings. Dieses Wunder des Glüks, ohne wie der Kardinal Dübois die Verachtung und den Haß zu erregen, zähmte den Neid.

Der Herzog nahm sogleich das ganze äussere Ansehn des ersten Ministers an, richtete sich in dem Zimmer ein, in welchem der Herzog von Orleans gestorben war, und ließ an der Thüre seines Kabinets die Tage und die Stunden anschlagen, die einem jeden Minister zu seiner Arbeit bestimmt waren. Die Menge von Höflingen überschwemmten sein Zimmer; diejenigen die nicht ins Kabinet dringen konnten, füllten das Vorzimmer, von wo aus sie das der Marquise von Prie bestürmten.

Der bescheidene Bischof von Frejus, eingeschränkt in ein kleines schlecht möblirtes Zimmer, erhob sich seinerseits dem Scheine nach, nicht um einen einzigen Grad; als er aber in

das

das Conseil getreten war, fand er sich beim König ein, wenn der Herzog, nach dem Beispiel des Herzogs von Orleans, hinkam, um dem jungen Monarchen seinen Hof zu machen, und sich stellte als theilte er ihm Geschäfte mit.

Der Bischof, der sorgfältig den dritten Mann abgab, entfernte sich keine Minute; und um einen mistrauischen Prinzen von Geblüte nicht wild zu machen, so verschwendete er an ihn Erfurcht und Aufmerksamkeiten, und brachte ihn gleich in den ersten Tagen auf den Fuß, daß er nichts vorschlug, worin er nicht mit ihm übereinstimmte.

Die Gewalt, die sich der alte Bischof über den Herzog durch Geschiklichkeit, und über den König durch Zutrauen zu erwerben gewußt hatte, entging keineswegs der Scharfsichtigkeit der Subaltern-Minister. Diese bemühten sich um seinen Schuz, und brachten ihm heimlich ihre Portefeuilles mit den Bearbeitungsschriften, er aber nahm mit einem eben so geheimnißvollen Wesen diese Mittheilung gern an, und wollte aus Erkenntlichkeit für ihre Höflichkeit gegen ihn ihr Führer seyn.

Bald darauf gab der Prälat in einem eben so festen als bescheidnen Tone dem Herzog zu verstehn, daß indem er sich seinen Einsichten

in den weltlichen Geschäften unterwerfe, sein Gewissen ihm nicht erlaube die geistlichen zu verlassen; daß dieser Vorbehalt sogar eine Erleichterung für einen Prinzen wäre, der so schon mit einer so großen Menge von Geschäften überladen sey; und daß die Geschäfte der Kirche jemandes bedürften, welcher sich einzig damit abgäbe. Es sey nun, daß der Herzog die Stärke dieses Verwaltungszweigs nicht kannte, oder daß er einen dem König werthen Mann nicht beleidigen durfte, kurz er ließ den Bischof sich des Verzeichnisses der geistlichen Aemter bemächtigen, deren Herr er ganz allein wurde, ohne aufzuhören an allen übrigen Geschäften Theil zu nehmen. So ward und zeigte er sich nicht als zweiter Minister, sondern als Kollege des ersten.

Die Marquise von Prie war außer sich, sich die Vergebung der geistlichen Güter entrissen zu sehen; denn sie hofte unter dem Namen ihres Liebhabers den Staat und die Kirche zu regieren. In der That war sie auch, diesen lezten Punkt ausgenommen, während der drittehalbjährigen Ministerschaft unumschränkte Beherrscherin des Königreichs. Nach der Zurükkunft von der Gesandschaft nach Turin, wohin sie ihren Gemahl begleitet hatte,

suchte sie dem Regenten oder wenigstens jemanden zu gefallen, durch welchen sie eine Rolle spielen könnte; der Regent würde nicht unempfindlich dagegen gewesen seyn, aber er war unbeständig. Indem er seine Mätressen mit Galanterien und Gefälligkeiten aller Art überschüttete, gab er ihnen keinen Antheil an Staatsgeschäften. Sogar die Trunkenheit entriß ihm in diesem Punkt keine Unbedachtsamkeit. Ich habe ein Beispiel davon angeführt. Die Marquise von Prie nahm also mit dem Herzog vorlieb.

Die Herzogin Mutter hätte gern die Herrschaft über ihren Sohn an sich gerissen, allein sie selbst kannte die Liebe zu gut, als daß sie sich schmeicheln durfte, sie durch ihr mütterliches Ansehen aufwiegen zu können. Es blieb ihr also nichts übrig, als mit der Mätresse ihres Sohnes sich auf den bestmöglichen Fuß zu setzen, und den Bischof von Frejus warm zu halten.

Die Marquise von Prie hatte zu viel Verstand, um nicht einzusehen, sowohl daß ihr Geliebter zur Regierung unfähig sey, als daß ihr selbst noch vieles fehle um die Regierung zu führen, und beschloß also, ganz von ihr abhängige Führer sich zu wäh-

len. Die Paris schienen ihr zu ihren Absichten geschikt. Aus ihnen schuf sie sich ihr geheimes Conseil und führte sie dem Herzog vor (30). Eine so große Meinung dieser Prinz auch

(30) Diese vier Brüder hatten sich unter der Regentschaft aus ihrer Dunkelheit dadurch herausgerissen, daß sie die Finanzoperationen des General-Controleur, auf die sie einigen Einfluß hatten, mißbilligten, und auf sein Anstiften verwiesen wurden. Als hernach Law selbst aus dem Königreiche verwiesen wurde, rufte man sie wieder zurük, um von ihren anerkannten Talenten den nöthigen Gebrauch zu machen. Die Rolle, welche sie unter dem Ministerio des Herzogs von Bourbon spielten, und die Achtung, worin die zwei noch Lebenden stehen, fordern, daß ich meine Leser kürzlich mit ihrer Geschichte bekannt mache.

Ihr Vater war, am Fuße der Alpen, ein Gastwirth und seine großen, ziemlich wohlgebildeten Söhne bedienten die einkehrenden Reisenden. 1710 suchte ein Proviantmeister einen Weg durch das Gebirge, um so geschwind als möglich der Armee des Herzogs von Vendome in Italien, die großen Mangel daran litt, Lebensmittel zuzuführen. Zufälliger Weise kam er in das Gasthaus der Paris, wo er seine Verlegenheit erzählte. Der Wirth versprach ihm, durch seine Söhne, die alle Pässe des Gebirgs genau kennten, ihn aus dieser Noth zu ziehen. Sie hielten Wort und geleiteten den Proviant glüklich und geschwind zur Armee. Der Proviantmeister stellte sie dem Herzog von Vendome

auch schon von den Verdiensten und Fähigkeiten seiner Mätresse hatte, so wurde sie durch die Wahl der Paris zu ihren Rathgebern doch noch um vieles vergrößert.

me vor, lobte ihm sehr ihre Dienste und stellte sie bei dem Proviantwesen an. Von dieser Zeit an stand ihnen die Thüre des Glüks offen. Im Besitze eines schlichten Verstandes und einer sich auszeichnenden Gestalt, vollkommen einig unter einander, thätig und immer nach einem wohlausgedachten Plane wirkend, mußte es ihnen nothwendig glüken. Ueberdies standen sie noch anfangs unter dem besondern Schuze der Herzogin von Bourgogne. Eine ihrer Ehrendamen ward, als sie die Herzogin nach Frankreich begleitete, krank und blieb in dem Gasthofe der Paris, à la Montagne genannt: von ihm nannte sich einer dieser Brüder. Dieses Frauenzimmer wurde hier so wohl aufgenommen, daß sie bei ihrer Ankunft am Hofe aus Dankbarkeit davon mit der Herzogin sprach, die die Paris sogleich in Schuz nahm. Ihr Glük war schon 1722 so weit gegründet, daß man den ältesten Paris bei dem königlichen Schatze anstellte, und für ihn die dritte Stelle schuf. Die Ungnade des Herzogs im Jahr 1726 zog auch seinen Fall nach sich. 1730 wurde er wieder begnadiget und die Schatzmeisterstelle wurde dem Paris von Monmartel, dem jüngsten, gegeben, der sie noch jezt besizt. Als Banquier des Hofs hat er solchen Einfluß auf die Finanzen des Königreichs, daß er die Höhe der Intressen bestimmen, und man, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, keinen Controleurgeneral anstellen oder absezen kann.

Jeder Entwurf, ehe er dem Prinzen vorgelegt ward, wurde erst mit ihr verabredet. Sorgfältig ließ man darin so viel zu verbessern oder zu berichtigen, als wozu man den Herzog für fähig hielt, und die zuvor darüber unterrichtete Marquise ermangelte nie, ihn die Fehler bemerken zu lassen. Die Paris schienen über den Scharfblik erstaunt, bewunderten seine Weisheit und verbesserten den Plan nach seinen Bemerkungen; der Prinz stellte sich seinerseits als ein noch naiverer Bewundrer dar, und wünschte sich zu seiner angebeteten Mätresse Glük, in der er bei seiner Regierung einen so nüzlichen Beistand fände.

Die Marquisin bewog ihren Liebhaber, um sich Freunde oder Anhänger zu machen, Ritter vom heil. Geistorden zu ernennen, und legte ihm ein Verzeichniß von Candidaten vor. Eben damals waren ein und sechszig Stellen leer, weil der Regent es nie gewagt hatte, jemand den Orden zu ertheilen. Viermal so vielen, als es den Ordensregeln nach seyn konnten, hatte er den Orden versprochen, weil er Niemand Etwas geradezu abschlagen konnte; und da er allen sein Wort nicht halten konnte, so ernannte er gar keinen.

Der

Der Herzog ernannte in dem am zweiten Februar gehaltenen Kapitel acht und funfzig so wohl Ritter als Komthurs: einige von den ersten waren von ziemlich schlechtem Gehalt.

Vor der Bekanntmachung der Promotion theilte der Herzog noch die Liste dem Bischof von Frejus mit. Dieser, weil seine Geburt ihn davon ausschloß, und er in Bescheidenheit seine Ehre suchte, strich seinen Namen unter den Kommenthuren aus, und sezte dafür den Villeroi, Erzbischof von Lion hin.

An eben diesem Tage wurden sieben Marschälle von Frankreich geschaffen; Broglie, Roquelaure, Medavi, du Bourg, d'Allegre, La-Feuillade und Grammont.

Die Marquisin von Prie suchte sich in Betreff der Contributionen, welche sie von Frankreich ziehen mußte, die Pension von 40,000 Pfund Sterling zu versichern, welche der Kardinal Dübois von England für die Opfer erhielt, die wir dieser Krone bringen. Der Kardinal Fleuri begünstigte zwar während seines Ministerii die Engländer nicht weniger, aber er ließ sich doch nicht dafür bezahlen.

Am Anfang dieses Jahres begaben sich die Gesandten der meisten Mächte Europens auf den seit 1720 angesagten Congreß zu Cambrai.

Die bevollmächtigten Minister des Kaisers überlieferten anfangs den spanischen Ministern den, vermöge der Quadrupelallianz zum Besten des damaligen Infanten Don Carlos, gegenwärtigen Königs von Spanien, stipulirten, Belehnungsbrief über die Staaten Toscana, Parma und Piacenza. Hierauf eröfnete man den Congreß, fieng mit Bestimmung des Zeremoniels an, und kam nach vollen funfzehn Monaten mit diesem wichtigen Artikel gänzlich zu Stande.

Der Herzog, der sich mit der inneren Regierung beschäftigte, glaubte große Ein- und Aussichten anzukündigen, wenn er gegen die Protestanten eine Declaration erließe, welche die schändliche Verfolgung und Bedrückung derselben unter Ludwig XIV. erneuerte, und jene an Strenge noch übertroffen haben würde, wäre es möglich gewesen: denn die Verordnung vom 10 December 1686 verbot, wie man sich erinnern wird, den Aerzten, Wundärzten und Apothekern die Ausübung ihrer Profession aus dem einleuchtenden Grunde, daß es besser sey, unter der Hand eines Orthodoxen zu sterben, als durch den Beistand eines Ketzers sein Leben zu retten. Solchen religiösen Unsinn trifft man leider! nur zu oft bei Fürsten ohne

Sit-

Sitten und sogar ohne alle Anständigkeit. Die Marquisin von Prie hatte dieses fromme Project gewiß gut geheißen, und doch spottete diese ehebrecherische Frau über die dem Publiko ehrfurchtsvollsten Gegenstände. Als im Jahr 1725 die anhaltenden Regen die Aernten verdarben, und man die heilige Genevieva in Procession umhertrug, sagte sie: „das Volk muß toll seyn! weis es denn nicht, daß ich Regen und Sonnenschein geben und entziehen kann?„

Auf die Gegenvorstellungen der Generalstaaten wurden zum Besten der fremden in Frankreich etablirten Handelsleute und der Elsassischen Protestanten, deren Privilegien sich auf Tractaten gründen, die man nur mit großer Gefahr hätte brechen können, verschiedene Abänderungen und Einschränkungen gemacht. Zuweilen sieht der Fanatism sich genöthigt, die Politik bei seiner Rechnung zu Rathe zu ziehen. Die schwedische Politik ergriff diese Gelegenheit, die französischen Protestanten durch ein Manifest einzuladen, mit den ihnen versagten Freiheiten ihre Industrie über Schweden zu verbreiten. So zogen in mehreren Rükſichten die Fremden den Nutzen der Intoleranz unserer Regierung!

Zwei Monate nach der Declaration gegen die Protestanten erschien eine andere Verordnung gegen die Bettler, die eben so unnüz war, als alle, welche sie zu Vorgängern hatte oder zu Nachfolgern haben wird. So lange man dem Armuth keine unversiegbare Quelle von Arbeit und Verdienst anweisen kann, wird es so grausam als unmöglich oder gefährlich seyn, die Bettler zu verbannen, welche sich von Tage zu Tage mehren und nach einer mäßigen Berechnung in der Residenz sich auf 28 bis dreißigtausend Köpfe belaufen.

Zu eben der Zeit als in Frankreich das Ministerium verändert wurde, gieng auch in Spanien eine sehr große Veränderung damit vor. Philipp der fünfte, welcher seine Krone mit Muth errungen und vertheidigt hatte, trug sie gleichwohl nur mit Widerwillen. Er beschloß also plözlich sie niederzulegen, und trat sie durch eine rechtskräftige Urkunde seinem Sohne, dem Prinzen von Asturien ab, welcher unter dem Namen Ludwig des I. den Thron bestieg. Philipp zog sich nach St. Ildefonso zurük, um sich einzig mit seinem Heile zu beschäftigen, und nahm seinen ersten Minister Grimaldo mit, dessen Aemter unter seine ersten

Secre-

Secretäre vertheilt wurden. Solche Beförderungen sind in Spanien nicht selten, wo man noch glaubt, daß bei einer zu besetzenden Stelle die Fähigkeit dazu die erste Erforderniß ist. Orri, Grimaldo, Patinno und mehrere andere Minister waren vormals Secretäre. In Spanien ist übrigens keine Stelle käuflich.

Die Regierung Ludwigs I. dauerte nur sieben und einen halben Monat; er starb den 31sten August an den Blattern und sein Vater bestieg den Thron wieder. Sechs Tage lang widerstand Philipp V. den Bitten der Königin und der ersten Reichsbeamten, und eben so lange waren alle Conseils in Unthätigkeit; endlich entschloß er sich aber doch die Krone wieder anzunehmen. Grimaldo trat wieder in seine vorigen Verrichtungen und die Königin, der die Abdankung des Königs die Krone nur desto theurer gemacht hatte, arbeitete aus allen Kräften dahin, der Abneigung des Königs gegen die Regierung vorzubauen, oder sie zu überwinden: um aber des Königs Widerwillen zu besiegen, duldete sie oft selbst die peinlichste Langeweile.

Obgleich auswärtige Angelegenheiten kein Gegenstand dieser Memoiren seyn sollen, so darf ich doch solche Denkwürdigkeiten, die, wie

die

die pragmatische Sanction Karls des sechsten, ganz Europa interessiren, nicht unberührt lassen. Seit 1713 hatte er die Erbfolge in allen seinen Erbstaaten seinem Hause zu sichern gesucht. Er hatte zwar damals noch keine Kinder, konnte sie aber hoffen, und ließ in seinem Conseil ein Gesetz abfassen, nach welchem seine männlichen Kinder und in deren Ermangelung seine Töchter, die einen wie die anderen, zufolge der Erstgeburt seine Länder, Staaten und Herrschaften, ganz und ohne Theilung oder Abtretung, besitzen sollten. Diese unzertrennte Erbfolge sollte, in Ermangelung eines Sprößlings aus ihm, zur Josephinischen Linie und im Fall, daß sie beide, Er und sein Bruder, keine Nachkommen zurückließen, auf die Schwestern Sr. Majestät übergehen. Nachdem diese Successionsordnung festgesezt worden war, wurde ihm erst ein Sohn gebohren, der noch in seinem Geburtsjahre starb, und dann drei Töchter, denen er das Erbfolgerecht nach der Erstgeburt möglichst sichern wollte. Zuvörderst brachte er die Verzichtleistungen seiner beiden Enkelinnen, der Kurfürstinnen von Sachsen und Baiern, zu Stande, und publicirte dann das Erbfolgerecht unter dem Namen der Pragmatischen Sanction. In der Folge werden

die

die Begebenheiten angeführt werden, welche dieses Gesez veranlaßte.

Die politischen Anordnungen und die Operationen der Kabinetter, durch welche dem oder jenem in der Folge vorgebeugt, oder Etwas in ferner Zukunft bewirkt werden soll, interessiren den großen Haufen einer Nation, wie die französische, nur wenig. Mehr Antheil nahm und größere Aufmerksamkeit richtete diese Nation auf den Zustand der Finanzen. Die in das Publikum gestreuten königlichen Papiere beliefen sich noch auf fast zweitausend Millionen, obgleich, wegen Mangel des Präsentatum und der Approbation, für fünf bis sechs hundert Millionen vernichtet worden waren. Die Regierung hatte kein andres Mittel ausfinden können die liquidirten Papiere einzuziehen, als Leibrenten zu schaffen und Aemter zu errichten, die bald nachher wieder aufgehoben wurden. Jede Finanzoperation wurde für ein Rettungsmittel gehalten, das in der Folge ein neues Uebel werden würde. In der Verminderung der Münzsorten glaubte man ein andres Hülfsmittel zu finden: sie waren bisweilen vermehret oder vermindert worden, ohne daß man bemerkt hatte, daß diese für den ausländischen Verkehr gleichgültigen Veränderungen

in

in dem inländischen allezeit eine Stockung oder Zerrüttung veranlassen. Diesen Fehler scheint man seitdem eingesehen zu haben. Die Verbote, keine Geldsorten aus dem Königreiche zu führen, hatten und konnten keinen bessern Erfolg haben.

Wenn der Herzog sich schon mit den Staatsgeschäften so viel, als er konnte, beschäftigte, so beschäftigte ihn doch alles, was seine Person betraf, noch weit mehr. Wie befestiget auch seine Ministerschaft seyn mochte, so sahe er doch sehr wohl ein, daß seine Macht von dem Leben des Königs abhinge, der kaum funfzehn Jahr alt war, und daß, da die Infantin noch nicht das achte Jahr erreicht hatte, mehrere Jahre verfließen würden, ehe ihm Kinder geboren werden könnten. Wenn man nun unter dieser Zeit das Unglük hätte ihn zu verlieren, würde die Krone entweder an den König von Spanien oder auf das Haus Orleans kommen. In beiden Fällen verlor er seine Stelle; daher zitterte er bei der geringsten Unpäßlichkeit des Königs. Als dieser junge Fürst in ein Fieber verfiel, wurde ihm wegen einiger gefährlich scheinenden Zufälle zweimal zur Ader gelassen. Die Krankheit hielt nicht lange an; so lange sie aber doch dauerte, war

der

der Herzog in der größten Unruhe. Er schlief in einem Zimmer unter dem des Königs und glaubte einmal des Nachts mehr Geräusch und Bewegung als gewöhnlich zu vernehmen. Plözlich stürzt er also aus dem Bette und geht ganz erschrocken im Schlafrocke die Treppe hinauf. Marechal, erster Wundarzt, welcher in dem Vorzimmer schlief, erstaunte ihn zu einer so ungewöhnlichen Stunde kommen zu sehen, stand auf, gieng ihm entgegen, und fragte nach der Ursache seines Schreckens. Der Herzog, ganz ausser sich, konnte nur einsilbig antworten: ich habe einen Lärm gehöret..... Der König ist krank....., was wird aus mir werden? .... Marechal konnte ihn kaum wieder zu sich bringen, so taub hatte ihn die Furcht gegen alle Vorstellungen gemacht; endlich vermogt' er ihn doch sich wieder zu Bette zu legen, indem er ihn aber zurükbegleitete, redete er noch immer so vor sich hin, als wenn er mit sich selbst spräche: z. B. ich werde nicht wieder dahin gelangen: ..... wenn er davon kommt, muß man ihn verheirathen.

Von der Zeit an wurde die Zurükschickung der Infantin beschlossen und der Herzog verlor keine Zeit dem spanischen Hofe den von Frankreich genommenen Entschluß mitzutheilen,

weil

weil drei Wochen darnach Philipp V. die verwittwete Königin, die Gemahlin Ludwigs I. und ihre Schwester die Mademoiselle von Baujolois, die dem Don Carlos, jetzigen König von Spanien, bestimmt war, nach Frankreich zurükkehren ließ. Noch vor ihrer Ankunft reiste die Infantin nach Madrit ab.

Der König und vorzüglich die Königin wurden durch die Rükkehr der Infantin äußerst aufgebracht. Der Marschall von Tesse', unser Gesandter am spanischen Hofe, hatte es vorausgesehen, und war, um sich den ersten Ausbrüchen des Zorns der Königin nicht auszusetzen, von Madrit abgereiset. Der Abbe von Livri, der unterdessen seine Geschäfte besorgte, mußte den unangenehmen Auftrag übernehmen, ihr diese grausame Nachricht zu hinterbringen.

Der Herzog hatte sich schon fest zur Zurükschikung der Infantin entschlossen, ehe er noch über die Wahl der zum Thron bestimmten Prinzessin mit sich einig war. Anfangs richtete er sein Augenmerk auf seine Schwester, die Mademoiselle von Vermandois, jetzige Aebtissin von Beaumont-les-Tours. Da er durch diese Verbindung Schwager des Königs geworden wäre, würde seine Macht und Ansehen dadurch nur desto fester gegründet worden seyn;

die

die Marquisin von Prie gab dieser Heirath ihren ganzen Beifall. Da der Herzog ohne den Rath oder die Einwilligung seiner Mätresse nichts that, so mußte sich die Mademoiselle von Vermandois durch die Marquisin zur Königin erhoben glauben und die Marquisin konnte für sich von der Erkenntlichkeit der Königin alles hoffen. Ehe sie sich indessen bestimmt entschloß, wollte sie noch in dieser Hinsicht die Gesinnungen der Prinzessin erfahren und mit ihr über die vorläufigen Bedingungen eins zu werden suchen. Die erste Bedingung war, daß Mademoiselle von Vermandois gegen die Herzogin Mutter sich auf die Pflichten des Wohlstandes beschränke und ihr kein Ansehen und keinen Einfluß über sich verstatte. Die Marquise, die ihre Mutter haßte, erstaunte zu ihrem größten Verdrusse, daß die Prinzessin ganz entgegengesezte Gesinnungen hatte: ja was noch mehr war, es erschrekte sie, an der Schwester so wenig von der Unterwürfigkeit zu bemerken, an die sie bei ihrem Bruder gewöhnt war. Mehr bedurfte es nicht, die Marquisin von ihrem Plane abzubringen, und sie eine gefälligere Prinzessin aussuchen zu lassen. Den Herzog zu überreden, daß, weit entfernt durch diese Verschwägerung mit dem König sein Ansehen und seine

Macht zu befestigen, er vielmehr sich von seiner Schwester und Mutter abhängig mache, war ihr nur leicht. Schwerer war es, einen für den König schiklichen Gegenstand auszumitteln: die meisten europäischen Prinzessinnen waren entweder zu jung oder zu alt.

Bei dem ersten Gerücht von der Zurükschikkung der Infantin gab der Fürst Kourakin, russischer Gesandter am französischen Hofe, der Czarin, welche eben ihrem Gemahl Peter dem ersten auf dem Throne folgte, Nachricht davon; diese schlug gemeinschaftlich mit Camperdon, unserm Gesandten am russischen Hofe, die Prinzessin Elisabeth ihre zweite Tochter, die mit dem König von gleichem Alter sey, vor, und erbot sich gegen den Herzog, aus Erkenntlichkeit ihn, nach dem Tode Augusts, zum Könige von Polen zu machen. Der Herzog, der noch bei Lebzeiten des Zars, der Aussicht auf den polnischen Thron wegen, um die Prinzessin Elisabeth angehalten hatte, antwortete der Zarin, daß er als ihr Schwiegersohn noch weit sichrer auf ihren Schuz rechnen könnte, als wenn er die Prinzessin Elisabeth zur Königin von Frankreich erwählte.

Man erschöpfte sich einige Zeit in Muthmaßungen über die Wahl der Königin. Niemand

mand dachte an die Prinzessin Marie Katharine, Tochter des Titularkönigs von Pohlen Stanislaus Leszinski, welcher damals umher flüchtete und sogar proscribirt war. Eben dieses aber bestimmte vorzüglich die Marquisin von Prie und folglich auch den Herzog. Sie konnten keinen Augenblik an der Erkenntlichkeit einer Prinzessin zweifeln, die sie unmittelbar aus der unglüklichsten Lage auf den ersten europäischen Thron versezten. Stanislaus war zwar mit seiner Gemahlin und Tochter den Verfolgungen des Königs August entflohen, allein auf seinen Kopf war durch einen polnischen Reichstagsschluß ein Preis gesezt worden. Zuerst hatte er sich nach Schweden, dann in die Türkei, endlich nach Zweibrücken geflüchtet. So lange als Karl der zwölfte lebte, hatte er den Stanislaus, aller eignen Unglüksfälle ohngeachtet, mit dem Nöthigen versehen. Nach dem Tode Karls aber wurde Stanislaus überall verfolgt, und da er ohne alle Stützen und selbst für seine Person nicht sicher war, wendete er sich an den Regenten, den Herzog von Orleans, der aus Mitleiden mit seiner traurigen Lage ihm verstattete sich ingeheim in ein Dorf bei Landau zu begeben, wo er ihn mit dem Nöthigen unterstützen wolle. Auch hier erfuhr er

bald, daß seine Feinde Anstalten trafen ihn zu entführen, und flüchtete sich zu dem Kommandanten von Landau, bei dem so lange in Sicherheit zu bleiben ihm der Regent erlaubte, bis man die nöthigen Anordnungen getroffen hätte, ihm einen beständigen und sichern Aufenthalt in Weissenburg, einer alten Komthurei, deren Mauern zur Hälfte eingefallen und nie wiederhergestellt worden waren, zuzubereiten.

Hier in diesem Sitz seiner Ruhe wurde er durch einen eigenhändigen Brief vom Herzog mit dem ihm bevorstehenden unverhofften Glücke überrascht. Kaum hatte der König den Brief überlesen, als er augenblicklich ins Zimmer seiner Gemahlin und Tochter gieng und im Eintreten sagte: Fallet mit mir auf die Knie und danket Gott! Ach, mein Vater! rief die Tochter aus; also werden sie wieder auf ihren Thron gesezt! Nein, meine Tochter! antwortete der Vater; der Himmel ist weit gütiger gegen uns, du bist Königin von Frankreich.

Mutter und Tochter begriffen davon nichts, sie hielten alles für einen Traum. Schwerlich würde man die Entzückungen der Mutter und das Erstaunen oder die Beklemmung der Tochter beschreiben können: den Tag vor dieser Nachricht würde die Prinzessin Leszinski sich für glük-

glüklich gehalten haben wenn sie einen von denen, die sie nun zu ihren ersten Hofbedienten erhalten sollte, hätte heirathen können. Ein lebendes Beispiel dazu hatte sie an der Herzogin von Bouillon, der Enkelin des auf dem Throne gestorbenen Königs Sobieski: nur eben hatte sie eine abschlägige Antwort erhalten. Als nämlich die Prinzessin von Baden den Herzog von Orleans heirathete, schlug Stanislaus seine Tochter für den Bruder dieser Prinzessin vor, dieser Antrag wurde aber verworfen. Der Prinzessin von Baden Mutter, in Erwägung, daß ihre Tochter nun derjenigen unterworfen werde, die sie zur Schwiegertochter zu haben sich geweigert hatte, schrieb einen übertrieben höflichen und unterwürfigen Brief, worin sie die Königin um Gewogenheit und gnädige Gesinnungen für ihre Tochter angelegentlichst bat. Nachdem alles in Richtigkeit gebracht war, begab sich Stanislaus mit seiner Familie nach Strasburg, wo die formelle Werbung durch Gesandte mit mehr Würde geschehen könnte, als innerhalb den eingefallenen Mauern zu Weissenburg.

Der Herzog von Antin und der Marquis von Bauveau wurden zu dieser Gesandtschaft gewählt, und der Hofstaat der künftigen Königin mußte zu gleicher Zeit mit ihnen abreisen,

um ihr entgegen zu kommen. Der Herzog von Antin, ein sonst geistreicher Kopf und der feinste Hofmann, sagte sehr unschiklich in seiner Anrede, daß ohngeachtet der Herzog eine seiner Schwestern hätte vorziehen können, er doch erhabenere Tugenden gesucht habe. Auf dieses Compliment antwortete die gegenwärtige Mademoiselle von Clermont, eine der Schwestern und Oberhaushofmeisterin der Königin: D'Antin hält uns, meine Schwestern und mich, für Puppen. Die Königin, der man die Person und den Umgang des Königs lobte, sagte: ach, alles dieses vermehrt meine Unruhe. Der Herzog von Orleans, der Stellvertreter des Königs, ließ sich die Prinzessin in der Kathedralkirche zu Strasburg antrauen, und der Kardinal von Rohan segnete sie ein. Vierzehn Tage darnach kam die Königin in Fontainebleau an, wo eben derselbe Prälat den 4ten Februar die wahre Vermählung beider Majestäten vollzog.

Diese Zeremonie änderte nicht das Geringste in der Regierung: die Königin bestieg den Thron, und die Marquise führte das Staatsruder nach wie vor: allgemeine und besondere Geschäfte, alles gieng durch ihre Hände. Der Her-

Herzog, der allen Einfällen und Caprizen dieser Frau zuvorkam, mußte auch ihrer Wuth und Rache fröhnen. Aus dem Vorhergehenden wird man sich erinnern, daß Leblanc in die Bastille gesezt, und sein Proceß von der Kammer des Arsenals geführt wurde. Der Graf und der Ritter von Belleisle und Moreau von Sechelles, der seitdem Finanzminister geworden, wurden, weil sie in die nämliche Sache verwickelt waren, gleich am Anfange des Ministerii des Herzogs von Bourbon in Verhaft genommen. Ob sie in Ansehung des Staats schuldig oder unschuldig waren, dies war der unerheblichste Punkt; ihr unverzeihlichstes Verbrechen in den Augen der Marquisin war, daß sie erklärte Freunde ihrer Mutter waren. Eine Kommission war gerade das Tribunal, welches sie wünschte, weil dann der regierende Minister allein die Sentenz fället; eben diese Stimmung hatte auch der Herzog. Allein der Marschall, Herzog dela Feuillade, wollte mit seinem Ansehen im Parlemente prahlen, und beredete den Prinzen, den Proceß dahin zu verweisen, weil er ihm für die Verdammung der Angeklagten einstehe und die Kommissionen für Criminal-Sachen im Gegentheil dem Publiko so verhaßt seyen, daß ein durch sie verurtheilter

Schuldiger immer für unschuldig und der Leidenschaft aufgeopfert angesehen werde. Der Herzog ergab sich und die Sache wurde an das Parlement geschikt. Lafeuillade that alles, sein Versprechen zu erfüllen, und machte sich beinahe zum Mitschuldigen der Angeklagten; da er aber die Parlementsräthe in keiner seiner ähnlichen Stimmung fand, so zeigte er sich nun, statt Sollicitant und heimlicher Feind, als offenbarer Richter. Er gieng also ins Parlement, nahm darin als Pair Sitz, und brachte sobald als die Sache zum Vortrag kam, noch zwei andre mit hinein, die, so wie er, der Madame von Prie dadurch ihren Hof machen wollten. Der Unwille des Publikums stieg so hoch, daß der Herzog, der mit Grunde fürchtete ein Theil desselben möchte auf ihn zurükfallen, schon bei der zweiten Sitzung ihnen verbot, sich ferner im Parlement zu zeigen. Der Schluß, den das Parlement faßte, war dem Leblanc so günstig und der Beifall so allgemein, daß es vielmehr ein Triumph zu seyn schien. Der Herzog und seine Mätresse mußten sich verstellen, so wehe es ihnen auch that. Es giebt mehrere Gelegenheiten, wo die öffentliche Stimme selbst dem Despoten Ehrfurcht gebietet.

Eine

Eine Regierung, die nicht mit Oekonomie geführt wird, hat täglich neue Bedürfnisse. Der Herzog ließ ein Edict publiziren, welches den Funfzigsten in natura von allen Gütern des Königreichs als eine auf zwölf Jahre nöthige Abgabe forderte. Zwölf Jahre für eine Auflage sind in Frankreich oft ein so langer Termin, daß man dadurch ihre ewige Dauer anzeigen will. Da dieser Impost, so wie der Zehnte, ohne Abzug der Kultur- und andrer Kosten erhoben werden sollte, wurde das Geschrei darüber allgemein. Alle Parlementer machten dagegen Vorstellungen, welche den Herzog nöthigten, zur Registrirung des Edikts in Gegenwart des Königs einen großen Gerichtstag — ein sogenanntes Lit-de-Justice — halten zu lassen. Dieses Lit-de-Justice war unter der gegenwärtigen Regierung das erste, und hatte keinen andern Erfolg, als so viele andre ähnliche, welche die Minister zu halten gezwungen waren. Die Autorität des Königs, schrien sie unaufhörlich, darf nicht in Zweifel gezogen werden, und doch treten sie solcher unaufhörlich zu nahe: man wird mehr Beispiele davon sehen.

Zu der schlechten Staatsverwaltung gesellten sich wirkliche Uebel, welche eine Regierung

ohne alle Grundsätze nur noch vergrößern oder erschweren mußte: ich meine die ungünstige Witterung, denn der Regen ließ weder die Saaten noch die Trauben zur Reife kommen (31).

Der Zustand des Landes ließ eine Hungersnoth befürchten, und diese Furcht allein hätte sie beinahe hervorgebracht, wenigstens veranlaßte sie eine so große Theurung, daß das Pfund Brod in Paris bis auf neun Livres stieg; und eben so theuer war es verhältnißmäßig auch auf dem Lande. Das Monopol benuzte diese Furcht, und unterhielt sie noch, um seine Räubereien auszuüben. Aufgeklärte und nach dem Namen „Väter des Volks„ geizende Magistratspersonen vermehrten nur das Monopol, indem sie sich ihm widersezten. Die Getraidenachsuchungen bewogen diejenigen, welche sich diesen Nachsuchungen auf irgend eine Art entziehen konnten, ihre Vorräthe in der Hoffnung einzuhalten, um den Preis dadurch zu steigern. Leute von Ansehen und minder unschuldig als die Magistratspersonen übertrieben die schon allgemeinen Befürchtnisse, da sie doch für ihre Per-

(31) Es fielen vom Monat April bis in den October nicht sowohl starke als vielmehr feine unaufhörliche Regen.

Personen vom Gegentheil unterrichtet waren, und errichteten ungeheure Magazine unter dem Vorwande, daß sie dem Publicum einen Dienst leisten wollten. Oeffentlich gab man dies der Madame von Prie und ihrem Conseil, den Paris, schuld. Vielleicht ist dieser Vorwurf ungegründet; allein, wenn das Volk leidet, so hält es sich gewöhnlich an diejenigen, die es regieren: überdies hätten sie diesen Vorwurf leicht vermeiden können, wenn sie sich darauf eingeschränkt hätten, dem Getraidehandel volle und beständige Freiheit zu verschaffen. Ohne Zweifel wird man es dahin bringen, wenn die Nation so aufgeklärt seyn wird, daß eigennützige Leute sie nicht mehr täuschen können.

Die Getraidetheurung war von keiner langen Dauer; es geschah eine sogar reichliche Aernte, und weil das durch die regnigte Witterung zu sehr genährte Korn nicht lange aufbehalten werden durfte, fiel das Getraide plözlich auf den niedrigsten Preis herab.

Dieses nur gefürchtete Elend will ich mit einem an sich selbst nicht sehr wichtigen Vorfalle beschließen, weil er von einer andern Seite betrachtet in meinen Plan die Menschen kennen zu lehren gehört und deutlich zeigt, wie sehr die Minister, vorzüglich die minder einsichtsvollen

wollen fürchten, daß man sie in den Verdacht ziehe, als fehle es ihnen an den nöthigen Einsichten.

In Paris entstanden über die Theurung des Brodes unter dem Volke so lebhafte Bewegungen, daß sogar Blut vergossen ward, und das Gouvernement drei der Schuldigsten oder Unglüklichsten hinrichten lassen mußte. Diese Strenge besänftigte keineswegs die Gemüther, weil sie der Noth nicht abhalf, und der Hunger so unumschränkt als die Könige gebietet. Jannel, gegenwärtig Generalintendant des Postwesens, trat von der Zeit an mit den Ministern in Verbindung, und durfte den Herzog sehr vertraut besuchen. Dieser erfuhr den Abend vor einem Markttage durch verschiedene Viertelsmeister, daß sie für den folgenden Tag einen gewaltsamen Aufruhr fürchteten und besorgen müßten, das Volk werde sie ermorden: er gieng also gleich zum Herzog, ihm Nachricht davon zu geben. Der Prinz gerieth darüber in das größte Schrecken, verbarg es nicht im geringsten, und gab augenblicklich Befehl, daß um welchen Preis es wäre, Getraide und Mehl herbeigeschafft würde. Die folgenden Markttage war also Getraide im Ueberfluß vorhanden, und weil es um einen etwas geringern Preis

ver-

verkauft wurde, als es bisher gestanden hatte, fiel der Preis etwas herab. Die Monopolisten befürchteten nun Ueberfluß, öffneten ihre Vorräthe und das Gleichgewicht stellte sich nun nach und nach wieder her.

Der Herzog, nachdem er sich von seinem Schrecken ganz erholt hatte, schämte sich nicht sowohl in Furcht gewesen zu seyn, als vielmehr, daß er sie so deutlich gezeigt habe. Er konnte keinen Unterschied zwischen einem ausgebogenen Unglücke und einem eingebildeten machen. Seine Vertrauten, um ihre vorigen schlechten Operationen zu bedecken, und sich wegen des so sehr gehofften Gewinns zu entschädigen, übertrieben das leichte und durch die Umstände nothwendige Opfer, welches man der Getraidetheurung gebracht habe. Aus Unwillen über den Jannel, den Zeugen seines Schreckens, ließ er also einen Verhaftbefehl ausfertigen, um ihn als den Urheber seines panischen Schreckens in die Bastille zu setzen. Der Bischof von Frejus erfuhr alle Umstände, fühlte die Ungerechtigkeit, stellte sie dem Herzog vor, und erhielt von ihm, daß der Befehl widerrufen wurde: dem Jannel aber ließ er sagen, daß er in Zukunft discreter seyn möchte, sollte es auch

auf

auf Kosten seiner Nützlichkeit geschehen. Von ihm selbst habe ich diese besondre Geschichte.

Ohngeachtet wir in der Zeit, wo alles dieses geschah, mit Rußland in wenigen Verhältnissen standen, so war doch der Tod des Czar Peter des Ersten eine für Europa zu wichtige Begebenheit, als daß sie hier übergangen werden darf.

Bei Gelegenheit seiner Reise durch Frankreich habe ich zwar schon einige Characterzüge von ihm aufgestellt; allein einen Mann, dem man den Beinamen des Großen gegeben, und der ihn in so vielem Betracht verdient hat, muß man näher kennen lernen. Mir ist es um so mehr Pflicht, hiervon etwas zu sagen, weil die beiden vorzüglichsten Lebensbeschreibungen (32) die=

(32) Die Memoiren des Baron von Huissen, welche unter dem angenommenen Namen des Iwan Nestezuranoy ausgegeben wurden. Dieser Deutsche wurde von dem Russischen Hofe bezahlt und schrieb die Geschichte aus der Feder des Herzogs von Holstein.

Voltaire erhielt von der Kaiserin Elisabeth den Auftrag, des Zars Leben zu schreiben, und zugleich für 50,000 Livres Goldmünzen, welche ihm van Schevalow schikte, und durch den Ritter Deon überbracht wurden, der sie in Strasburg an die Bankiers Hermani und Dietrich überlieferte. Nachher erhielt noch der

Graf

dieses Fürsten, aus eigennützigen oder andern Absichten, viele wichtige oder doch merkwürdige Thatsachen entweder verstellt oder ganz ausgelassen haben. Ich werde also hier mit Hintansetzung des Zeitpuncts, in dem ich stehe, zum Voraus alle Begebenheiten erzählen, die mir nöthig scheinen, um ein kurzes Gemählde von allen in Rußland bis auf die Zeit, da ich dieses schreibe, vorgefallenen Veränderungen zu entwerfen.

Michael Romanow, Grosvater Peter des Ersten, stieg 1613 auf den Thron, und war der erste Czar seines Stammes. Er war der Sohn eines Erzbischofs von Rostow und von weiblicher Seite mit den alten Zaren verwandt; allein nicht dieser Verwandschaft, sondern den Bojaren, die ihn zu ihrem Beherrscher erwählten,

Graf Puschkin 4000 Ducaten für Voltaire; aber er verschwendete sie, machte noch Schulden und kam ins Fort-l'Eveque zu sitzen. Wie und wenn er daraus entkommen ist, weiß ich nicht.

Mehr als irgend jemand fühlte Voltaire zum Voraus, was man ihm über die Auslassungen vorwerfen würde, und daher spricht er in seiner Vorrede so stark gegen die Schriftsteller, welche die Schwächen der Fürsten aufdecken. Gerade hierdurch aber lernt man sie am besten kennen.

ten, verdankte er die Krone. Seinen Vater machte er zum Patriarchen von Rußland, und vertraute ihm seine ganze Macht an. Michael hatte im Jahr 1645 seinen Sohn zum Nachfolger. Dieser hatte von seiner ersten Gemahlin, Maria Milaslowski, vier Söhne, Simon, Alexis, welche jung starben, Feodor und Iwan, welche zur Regierung kamen, und vier Töchter, Theodosia, Maria, Sophia, welche Mitregentin ward, und Catharina. Aus der zweiten Ehe des Alexis mit Natalia Narischkin entsprang Peter, der Zar ward und von dem ich reden werde, und die Prinzessin Natalia.

Nach dem Tode Alexis im Jahr 1676, folgte ihm Feodor, sein ältester Sohn, welcher den 27. August 1682 starb, ohne mit seinen beiden Gemahlinnen Kinder gezeugt zu haben. Euphemia Grotzeska, aus Polen, starb 1681; Martha Mathewna Apraxin 1716.

Feodor hatte seinen jüngsten Bruder zu seinem Nachfolger ernannt, der damals zehn Jahr alt, gegen seinen an Körper und Geist schwachen, dreizehnjährigen ältern Bruder aber ein Mann war, und dadurch zum Nachtheil jenes den Vorzug verdiente. Allein die Prinzessin Sophie, welche fürchtete, die

bei-

beiden Nariſchkins, die Brüder der jungen verwitweten Zarin, und die Oncles Peters möchten unter dem Namen ihres Enkels die Regierung an ſich reißen, und gern ſelbſt unter dem Namen des Iwan herrſchen wollte, ſtiftete die Strelitzen (33) an, zum Beſten dieſes ältern Prinzen ſich zu empören, und ließ die beiden Nariſchkins und die angeſehenſten, ihr im geringſten verdächtigen Männer hinrichten. Nach dieſem Vorſpiele ließ ſie ſich zur Mitregentin erklären oder regierte vielmehr einige Jahre ganz allein; zwar ohne Gewiſſensbiſſe, aber mit deſto mehr Unruhe. Im ſiebenzehnten Jahre zeigte Peter hinlänglich, was er ſeyn ſollte; und die gänzliche Entkräftung des Iwan drohte ihm einen nahen Tod. Mit Paraskowie Soltikof im Jahr 1684 verheirathet, hatte er nur drei Töchter gezeuget: Katharina, Anna und Paraskowie.

Sophie ſah izt ein, daß ſie die Früchte ihrer Schandthaten nicht genieſſen würde, wenn ſie

(33) Die Strelzi ſind in Rußland das, was bei den Römern die cohors praetoria oder die kaiſerliche Leibwache war, und was bei den Osmanen die Janitſcharen ſind: ſie ſind ſo fertig, die Grauſamkeiten der Fürſten zu vollſtrekken, als ſie ſelbſt vom Throne zu ſtürzen.

sie nicht noch ein neues Verbrechen begienge, und beschloß Petern umbringen zu lassen. Einige behaupteten, daß sie ihm habe Gift beibringen lassen, daß aber schnelle Gegenmittel in Verbindung mit der starken Natur des jungen Fürsten die tödlichen Folgen abgewendet haben, und nur die konvulsivischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln, welche man noch nach der Zeit oft an ihm bemerken konnte, als Folgen des erlittnen gewaltsamen Zustandes ihm zurükgeblieben seyen. Diese Beschuldigung mag übrigens gut oder schlecht gegründet seyn, der Charakter und die Denkensart der Sophie hat sie wenigstens nicht widerlegen können: bestätigen könnte sie vielmehr ihr Unternehmen, diesen Bruder durch die Strelitzen umbringen zu lassen, und daß der junge Prinz sich gezwungen sah, sich in das Schloß Latrinite zu flüchten. Die Bojaren, ihre Vasallen oder Sclaven, und die in Rußland sich niedergelaßnen Deutschen, eilten zu seiner Hülfe herbey, machten durch ihr Beispiel die Strelzi von der Sophie abwendig und brachten den jungen Prinzen nach Moscau, wo man die Mitschuldigen der Prinzessin, die man in ein Kloster einsperrte, hinrichten ließ.

Peter

Peter trat hierauf die Regierung an, denn Iwan hatte bis an seinen Tod, welcher 1696 erfolgte, nicht den geringsten Theil an der Regierung, und führte blos den Titel Zar. Peter beschloß bald darnach auf Reisen zu gehen und bei den verschiednen Nationen die Einsichten und Kenntnisse sich zu verschaffen, zu deren Erwerb in seinem Lande keine Gelegenheit war. Vor seiner Abreise hatte er alle mögliche Maasregeln genommen oder glaubte wenigstens sie alle genommen zu haben, um während seiner Abwesenheit seinen Staaten Ruhe und Frieden zu sichern. Allein die Klerisei, erschrocken über die Fortschritte der von diesem Fürsten beförderten Kenntnisse so wie über die ersten hellen Strahlen des neu anbrechenden Tages, und voll Furcht, vielleicht aus frommen Köhlerglauben, vielleicht auch aus Eigennuz, den Aberglauben begraben zu sehen, verbreitete ihre Befürchtnisse unter das Volk. Die alten, an den verjährten Gebräuchen klettenartig hangenden Bojaren gesellten sich zu den Priestern. Eine Revolution ist unter einer sklavischen, abergläubigen und wilden Nation das Werk eines Augenbliks: eben so geschwind kömmt aber auch eine Gegenrevolution zu Stande. Rußland hat in diesem Jahrhunderte in wenigen Jahren mehrere Bei-

spiele zur Bestätigung dieses Satzes geliefert. Die Rebellen wollten Sophien wieder auf den Thron setzen, und dachten schon auf Mittel, wie sie dem Czar den Eintritt in seine Staaten verschließen könnten: allein der Fürst reiste bei der ersten Nachricht von dem Aufstande plözlich von Wien ab, und zeigte sich schon in Moscau ehe noch irgend etwas geschehen konnte. Vor seiner Ankunft waren schon die fremden Truppen, welche er in seinem Reiche hatte, den Strelitzen, die zur Unterstützung der Prinzessin Sophie von allen Enden des Reichs herbeiliefen, entgegen gegangen. Die Gegenwart des Czars dämpfte den Aufruhr, und in kurzem sahe er wieder alles ihm unterworfen und in Ordnung. Peter sann sogleich auf die schrecklichsten Strafen, und beschloß die gänzliche Ausrottung der Strelizzen, da er in ihnen den Geist der Empörung zu unterdrücken nicht hoffen konnte. Er ließ sie durch die fremden und durch die ihm treu gebliebenen Truppen umringen und entwaffnen. Zweitausend wurden gehangen, und ohngefähr fünftausenden wurde der Kopf abgeschlagen: alles dieses geschah in Einem Tage. Das Signal zu dieser Execution gab der Czar selbst; er ergrif ein Beil, schlug mit eigner Hand mehr als hunderten die Köpfe ab, befahl den Hofleuten

seinem

seinem Beispiele zu folgen, und überließ den Rest geringern Nachrichtern. Alle diese Köpfe wurden auf eisernen Spitzen rund um Moskau auf die Mauern gepflanzt; vorzüglich ließ er sehr viele den Fenstern des Gefängnisses, worin die Prinzessin Sophie verwahrt wurde, gegenüber aufstecken, wo sie fünf bis sechs Jahr bis zum Tode dieser Prinzessin im Jahr 1704 blieben.

Da die Strelzi nur die Werkzeuge des Aufruhrs waren, so suchte der Czar angelegentlichst auch diejenigen sich zu unterwerfen, die gleichsam die Seele derselben waren, und den Geist der Empörung nährten. Municipalitäten traten in den Provinzen an die Stelle der adelichen Gerichtsbarkeiten; hierdurch aber ward den Bojaren ihr nachtheiliger Einfluß entrissen. Die Macht der Klerisei war ein weit wichtigerer Gegenstand. Die Russischen Patriarchen waren bei den öffentlichen Feierlichkeiten den Czaren oft zur Seite gegangen; und obgleich dieser Schein von Gleichheit nur ein Beweis der Achtung für die Religion seyn soll, so wußte Peter doch sehr wohl, daß seine Familie ihre Erhebung zum Theil der Klerisei zu danken habe. Er wollte, daß keine andere Familie den Priestern, deren Ansehen über ein abergläubisches

Volk er kannte, jemals die nämliche Verbindlichkeit haben sollte. Dem zufolge schafte er das Patriarchat ab, verwendete die Einkünfte desselben zu Staatsbedürfnissen, und bezahlte hauptsächlich damit seine Truppen, die er hierdurch für den Erfolg einer politischen Verfügung interessirte. Vor dem funfzigsten Jahre durfte niemand in den Mönchsstand treten. Diese Verordnung, welche den übrigen Fürsten zum Beispiel dienen könnte, verringerte nicht blos die Anzahl der Mönche, sondern vernichtete sie beinahe. Die Klerisei schränkte er endlich auf die Verrichtungen ihres Dienstes ein, und ließ sie einen neuen Eid schwören, wodurch sie ihn als das kirchliche Oberhaupt erkannten. Der Czar empfand die Größe seines Unternehmens und das Verdienst des glüklichen Erfolgs so sehr, daß er einstens, als er die Vergleichung gelesen, welche Steele zwischen ihm und Ludwig dem vierzehnten gezogen hatte, mit Recht und wahrem Stolze sagen konnte: Das ist schön! aber meine Klerisei gehorcht mir, und Ludwig gehorcht der seinigen.

Peter verheirathete sich zum erstenmal 1689 mit Theodora Eudoria Lapukin, aus dem höchsten Adel des Herzogthums Novogrod. Die

Ver-

Vermählung geschah nach altem Herkommen. Alle jungen, schönen und edlen Mädchen, in welchem Theile seines weitläuftigen Reichs sie sich auch befinden mochten, wurden durch einen allgemeinen öffentlichen Ausruf eingeladen, zu erscheinen, damit der Czar aus ihnen sich eine Gemahlin wählen könne. Der Czar ließ sie alle in dem größten Saale seines Pallastes sich versammeln, und zog, nachdem er sie durchgegangen war, die Eudoxia allen übrigen vor. Die Wahl konnte nur die Schönheit treffen. Unter einer so großen Menge von Nebenbuhlerinnen mußte von so vielen Characteren sich gleichwohl nur der Wunsch zu gefallen, oder der Ehrgeiz vorgezogen zu werden, äußern. Eudoxia hatte keinesweges die erforderlichen Eigenschaften, einen Fürsten von so hitzigem und brausendem Temperament zu fesseln, welches der Treue der Liebenden eben nicht günstig ist, selbst wenn sie sich unaufhörlich lieben. Die stolze und eifersüchtige Eudoxia wollte allein über das Herz ihres Gemahls und zugleich mit ihm über das Reich herrschen. Sie vergaß, daß dieser Gemahl ihr Gebieter war, nicht den geringsten Zwang ertragen konnte, und durch den Genuß schon abgekühlt, in seinen Wünschen sich nicht zügeln ließ. In weniger

als zwei Jahren hatte er zwei männliche Erben. Der älteste, Alexander, starb jung; der zweite war der unglükliche Alexis.

Der Czar, anfangs nur der Launen der Czarin überdrüßig, entfernte sich von Tage zu Tage immer mehr von ihr und seine Gleichgültigkeit wandelte sich endlich in Abscheu: sterblich verliebt ward er hingegen in Anna Moens oder Moonsen, deren deutsche Eltern sich in der deutschen Vorstadt von Moscau niedergelassen hatten. Dieses junge, schöne und sehr geistreiche Frauenzimmer flößte ihm eine um so stärkere Neigung zu sich ein, je weniger sie ihn an sich zu ziehn, und je mehr sie selbst aus Abneigung sich von ihm zu entfernen schien. Die Kaiserin gerieth in Wuth, überhäufte ihren Gemahl mit Vorwürfen, und nahm zu tausend Künsten ihre Zuflucht, um ihre Nebenbuhlerin zu stürzen, welche, weit entfernt dadurch zur Rache aufgefordert zu werden, sich von einem gehaßten Liebhaber durch seine Aussöhnung mit Eudoxien zu befreien suchte. Die junge Deutsche haßte den Czar, weil sie den preußischen Gesandten, Kaiserling, leidenschaftlich liebte.

Der

Der Czar, durch die bittern Vorwürfe der Eudoxia so sehr als durch die Kälte der Anna Moonsen aufgebracht, beschloß, sich an der ersten durch Verstoßung zu rächen, und dann die andere durch Anbietung seiner Hand und Krone zu verführen. Er zog also Rußlands Theologen über die Mittel und Scheingründe zu Rathe, wie er seine Heirath für ungültig erklären könne. Die Antwort der Klerisei war seinen Wünschen eben nicht günstig: es geschah dieses nämlich noch vor dem Zeitpunkte, ehe er die Klerisei sich unterworfen hatte. Der Genfer Le-Fort, Liebling, Minister und alles das, was ein standhafter Mann, ein viel umfassendes Genie, ein entschloßner und an Hülfsmitteln reicher Geist bei einem Fürsten, wie der Zar Peter, seyn konnte, beruhigte das Gewissen seines Herrn in Betreff der Ehescheidung und überredete ihn, sich zum einzigen Richter in der Sache aufzuwerfen. Lefort zog dabei seinen besondern Nutzen zu Rathe, und glaubte dadurch nicht wenig zu gewinnen. Eudoxia, weit entfernt, ihn zu schonen und sich ihm gefällig zu erweisen, legte ihm beständig alle ihr mögliche Hindernisse in den Weg. Eine ehrgeizige Fürstin ist, wenn sie keine Macht hat und begierig darnach strebt, gleichwohl aber ihren

Verdruß gegen ihren Gebieter zu äußern nicht wagen darf, natürlich die abgesagte Feindin aller Minister, welche sie sich nicht dienstbar machen kann.

Der Czar sprach also sich selbst sein Urtheil, verstieß die Eudoxia und sperrte sie, um ihr alle Hoffnung zur Rükkehr zu nehmen, in ein Kloster ein, worin sie das Gelübde ablegen mußte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Fürst, der viel zu mächtig war, um sich zu verstellen, wirklich seine Geliebte auf den Thron gesetzet haben würde, wenn sie selbst es gewollt hätte; denn dies war noch das einzige Opfer, das er der Sinnlichkeit bringen konnte. Anna Moonsen war als Sclavin in das Bette dieses schrecklichen und gebieterischen Liebhabers gestiegen. Oft genug ließ sie diesen Widerwillen sich äussern, und bisweilen entwischte ihr sogar das deutliche Geständniß der Lage ihres Herzens. Wenn sie den Grund davon verbarg, so geschah es, um ihren Herzgeliebten nicht der Wuth eines eifersüchtigen, stolzen und despotischen Fürsten auszusetzen, der in seiner Rache weder auf Rang noch Titel seines Nebenbuhlers Rükksicht genommen haben würde. Die standhafte Verweigerung der Anna Moonsen, die ihr angebotene Hand des Czars anzunehmen, war allein

im

im Stande, einen Fürsten von seinem Charakter in dem Vorsatz zu bestärken, sie zu heirathen. Nach vielen Anfällen von Liebe und Wuth und nach den heftigsten Kämpfen zwischen Leidenschaft und Abneigung überließ sich der standhaft abgewiesene Czar, um von seiner Leidenschaft sich zu heilen, der Ausschweifung, zu der er überdies aus Temperament geneigt war. Nun war er keiner festen, ausdauernden Neigung mehr fähig: denn was er in der Folge für Katharinen that, geschah keinesweges aus Liebe, sondern aus Erkenntlichkeit, die er dieser außerordentlichen Dame schuldig zu seyn fühlte.

Anna Moonsen war kaum aus ihrer glänzenden Sclaverei entkommen, als sie von ihrer Freiheit Gebrauch machte, und sich angelegentlichst bemühte, ihre Hand ihrem wahren Geliebten geben zu können.

Peter hatte sich mit der Eudoxia vermählt und sie auch schon wieder verstoßen, ehe er noch auf Reisen gegangen war. Seine erste Reise trat er im Jahr 1697 nach dem Tode seines Bruders an. Um die Strelzi, die Empörer, zu strafen, mußte er sie unterbrechen und erst 1716 konnte er sie wieder von neuem antreten. Die Zeit, welche bis dahin verflossen war,

war, füllten hauptsächlich die Kriege aus, deren Geschichte zu bekannt ist, als daß ich hier Etwas davon erwähnen dürfte. Weniger bekannt wird wohl das seyn, was die zweite Vermählung des Czars und hauptsächlich den Ursprung und Anfang des Glüks der Kaiserin Katharina betrift. Alle gedrukte Schriften ohne Ausnahme haben bis jezt die besondern Umstände dieser Begebenheit entweder unterdrükt, oder verändert, oder verstellt. Diese Lücke will ich aus sichern Nachrichten ausfüllen.

Katharina von Alfendeyl wurde in Liefland im Dorfe Ringen des Districts Dorpt von polnischen Landleuten, die zur katholischen Religion sich bekannten, geboren. Man hat sogar behauptet, sie sey die Bastarde eines gewissen Rosen, des Herrn von diesem Dorfe, gewesen, weil dieser die Mutter und ihr Kind mit dem Nöthigen versorgte. Andere, als z. B. Hubert geben den Hrn. von Albendiel oder Alfendeyl, einen Nachbar und Freund des Baron Rosen, für ihren Vater aus. Kurz, der Mann der Bäuerin war so unbekannt, und dieser Stammbaum schien damals von so weniger Wichtigkeit zu seyn, daß das Kind im Taufverzeichnisse als Findling, oder unächtes Kind, eingeschrieben wurde. Uebrigens ist bei der

hohen

hohen Stufe, auf die sie stieg, das Mehr oder Weniger der Niedrigkeit ihres Ursprunges von ganz keiner Bedeutung. Dem Glük und ihren persönlichen Verdiensten verdankte sie alles. Waise bald nach ihrer Geburt, denn innerhalb drei Jahren starb ihre Mutter und der Herr von Rosen, nahm sie ihr Pathe, der Pfarrer des Dorfes, aus Mitleiden zu sich. Sie war dreizehn oder vierzehn Jahre alt, als der Inspector oder Erzpriester von Riga, Gluck, auf seiner Kirchenvisitation sie bei dem Pfarrer traf. Da sie ihm gefiel, und der arme Pfarrer überdies ihn bat, für die Waise zu sorgen, nahm er sie mit sich und übergab sie seiner Frau, die sie zu ihrem Laufmädgen brauchte. Mit jedem Jahre entwickelten sich ihre großen Züge und ihre Taille immer mehr, und ihre Schönheit wurde schon allgemein bemerkt. Gluck bemerkte, daß sie auf das Herz seines Sohnes zu tiefe Eindrücke machte und verheirathete sie, um den Folgen davon zuvorzukommen, an einen schwedischen Trabanten von der Garde Karls des Zwölften, andre sagen, an einen Soldaten vom Regiment Schlippenback: vielleicht aber hatte er erst unter diesem Regimente gedienet. Eine Untersuchung über diesen Unterschied des Standes von ihrem ersten Manne wäre eben

so

so überflüssig und undankbar, als über die Aechtheit der in der größten Dunkelheit gebornen Frau. Die Hochzeit geschah zu Marienburg, wo der Mann in Garnison stand, und drei Tage darnach erhielt er Ordre, sich zur Armee zu verfügen. Dieser Mann war unter der Zahl der in der Schlacht bei Pultawa gemachten Gefangnen und wurde nach Sibirien geschikt, wo er erst 1721 starb.

Die wenige Zeit, welche die Verheiratheten mit einander verlebten, hat manche vermuthen lassen, daß die Heirath nicht vollzogen worden sey, und als nichtgeschehen betrachtet werden könne, welches sich aber von einem jungen und verliebten Soldaten, und einer ebenfalls jungen und dabei schönen Frau nicht denken läßt. Dieser Punkt ist wichtiger als die vorhergehenden, weil darauf die Aechtheit der Kinder aus der zweiten Ehe beruhet, welche alle noch bei Lebzeiten des Mannes geboren wurden. Von eben denselben Personen, aber zu verschiedenen Zeiten und nach verschiedenen Absichten, ist dafür und dawider gesprochen worden. Wie dem aber auch sey, der Feld-Marschall Scheremetow bekam bei der Einnahme von Marienburg im Jahr 1722 auch Katha-

tharinen zur Gefangnen, und verfuhr oder brauchte sie, als russischer Sieger, wie alle seine übrigen Sclaven.

Menzikow, der aus einem Pastetenbäcker Jungen, nach dem Tode des Lefort, Minister und Liebling des Czar geworden war, übernahm hierauf das Commando vom Scheremetow, welcher ihm als seinem Nachfolger auch zugleich die Katharine abtrat, die Menzikow in eine Art von Feldserail stekte. Eines Tages, als der Czar die Quartiere seiner Armee visitirte, kam er zu Menzikow, und soupirte bei ihm. Hier sah er Katharinen (34), und fand sie nach seinem

(34) Die Geburt der Katharine, ihre erste Heirath und alles, was der Zusammenkunft derselben mit dem Czar bei Menzikow vorhergeht, ist so dunkel, daß selbst die verschiedenen Personen, die alle Umstände genau wissen mußten und deren Aussage also von gleicher Zuverlässigkeit ist, von den besondern Umständen ziemlich verschieden sprachen. Campredon, französischer Gesandte am russischen Hofe, von 1723 bis 1728, sagt zum Beispiel: daß Katharina einen Bruder, der vom Czar eigenhändig umgebracht worden wäre, und eine Schwester habe, welche sie mit einer Pension von 300 Rubel zu Reval unterhielte aber ihrer ausschweifenden Lebensart wegen endlich einsperren ließ. Ueberdies behauptet Campredon noch, daß Thiesenhausen, ein schwedischer Kapitän, ein Kind von der Katha-

nem Geschmak; als er von der Tafel aufstand verlangte er von ihr, ihm in sein Zimmer zu leuchten, und brachte die Nacht mit ihr hin. Wie sie frühmorgens von ihm weggieng, gab er ihr einen Ducaten und glaubte, seine Nacht standesmäßig bezahlt zu haben. Er war für diese Fälle nicht geizig, aber er glaubte, daß diese Vergnügungen wie alle übrigen Lebensbedürfnisse eine festgesezte Taxe haben müßten. Nach seiner Taxe sollte ein Soldat von seinem Solde für drei Umarmungen nicht mehr als einen Vierling bezahlen. Durch diesen Tarif hatte er von seinen Truppen die Sodomiterei verbannt, welche er blos den Mönchen nachsah. Als einer von diesen eine junge Sclavin mit Gewalt geschändet hatte, wurde er blos zum Schadenersatz verurtheilt: das Verbrechen bestand also nur in der Gewaltthätigkeit. Hieraus sieht man

tharine bei Gluck hatte, daß dieser, als sie schwanger war, sie fortjagte, und daß der Kapitän sie an einen Kavalier seiner Kompagnie verheirathete. Mit diesem habe sie drei Jahre bis zur Einnahme von Narva gelebt, wo er und sie zu Gefangnen gemacht, und nach Moskau geschikt wurden. Als der Czar Katharinen bei Menzikow'n kennen lernte, sah sie ihren Mann noch oft in geheim; der Czar überraschte sie einmal zusammen, prügelte eine wie den andren und schikte den Mann nach Siberien.

man übrigens, daß die äußerste Verderbniß der Sitten mehr unter barbarischen als unter policirten Völkern herrscht. Bei dem Czar vertrat, in seinen Anfällen von verliebter Wuth und während der Entflammung seines Temperaments, ein Geschlecht die Stelle des andern.

Kurze Zeit nach seiner ersten Zusammenkunft mit Katharinen kam der Czar wieder und unterhielt sich lange mit ihr. Diese Gespräche flößten ihm so viel Ehrfurcht ein, daß er sie eines bessern Gebrauchs für würdig hielt, als ein vorübergehendes Vergnügen zu befriedigen. Ihr großer, thätiger, durchdringender und geschmeidiger Geist, ihr Heldenmuth und die Reize ihrer Gestalt, alles dieses mußte einem Fürsten gefallen, der in einer und eben derselben Person zugleich ein liebenswürdiges Frauenzimmer und einen guten Minister fand. Er sagte Menschikow'n ganz kurz, er müsse sie ihm abtreten, und nahm seinen Schatz mit sich fort. Von diesem Zeitpunkt an begleitete sie ihren neuen Gebieter überall hin, theilte mit ihm die Strapazen, leitete ihn in seinen Entschlüssen durch ihren Rath und ward endlich seine Gemahlin und Kaiserin.

Der Erzbischof von Novogrod, welcher die Trauung verrichtete, wollte diesen Umstand dazu benutzen, den Titel eines Patriarchen zu erhalten, und stellte dem Czar vor, daß nur ein Patriarch diese Zeremonie verrichten könne. Statt aller Antwort hob der Czar seinen Stok auf, und bewog durch einige Stokschläge den Priester, ihm die eheliche Einsegnung zu ertheilen.

Erst nachdem der Czar seinen Sohn Alexis mit der Prinzessin Charlotte von Braunschweig Wolfenbüttel, der Schwester der Gemahlin Kaisers Karls VI, vermählt hatte, heirathete oder (35) bestätigte er vielmehr feierlich seine Ver-

(35) Der Verfasser der Geschichte des Norden sagt in dem Jahre 1712, daß der Czar aus Anerkennung der großen Eigenschaften der Katharine, der er seine Rettung bei dem Vorfall am Pruth verdankte, sie zum Range seiner Gemahlin erhoben habe. Hieraus ließe sich schließen, daß die Prinzessinnen Anne und Elisabeth erst durch eine nach ihrer Geburt erfolgte Heirath zu ächten Kindern geworden wären.

Voltaire im Gegentheil behauptet, daß Peter die Katharina schon 1707 sich ingeheim habe antrauen lassen, daß er diese Heirath den 17ten März 1711 als am Tage seiner Abreise in den Krieg gegen die Türken öffentlich bekannt gemacht, und daß er 1712 nur sein Vermählungs-

Verheirathung mit Katharinen. Er hatte damals schon zwei Töchter von ihr, Anna und Elisabeth; erstere wurde 1708, leztere 1710 geboren. Nach der Zeit bekam er noch 1715 einen Sohn, welcher 1719 starb, einen zweiten 1717, welcher aber zu Wesel an demselben Tage, an dem er geboren ward, starb, und eine Tochter 1718, welche 1725 starb. Katharine wurde zwar römischkatholisch geboren, war aber lutherisch erzogen worden, und trat bei Besteigung des Throns zur griechischen Kirche über. Sobald sie einen Sohn geboren hatte, faßte sie die Hoffnung und den Entschluß, ihn nach seinem Vater auf den Thron zu setzen. Dieser Ehrgeiz wäre vielleicht der Gerechtigkeit und den Rechten der Geburt entgegen gewesen;

lungsfest mit allem Glanze gefeiert habe. Voltaire sezt die Trauung ins Jahr 1707, um dadurch die Aechtheit der beiden Prinzessinnen zu gründen. Allein außer dem, daß eine geheime Vermählung sich mit dem Character eines Fürsten nicht vereinigen läßt, der seine erste Gemahlin verstoßen hatte, ist noch die größte Schwierigkeit zu heben, weil der Mann der Katharine noch lebte, und erst 1721 gestorben ist.

Die Prinzessin Anna wurde 1726 mit dem Herzog von Holstein Gottorp vermählt, dessen Vater die Schwester Karls XII. gehabt hatte. Elisabeth bestieg den Thron, und regierte vom 6ten December 1741 bis an ihren Tod den 5ten Januar 1762.

aber er konnte dem Staate nüzlich seyn. Die Czarin hoffte, ihr Sohn würde am Leben bleiben, und schmeichelte sich mit einem so langen Leben, um ihn zu einem würdigen Nachfolger seines Vaters zu bilden.

Die Plane des Czars zu verfolgen und völlig zu Stande zu bringen, dazu schien Czarowitsch Alexis gerade am wenigsten fähig. Dieser präsumtive Thronfolger hatte einen finstern mürrischen Charakter, seine Sitten waren grob und lüderlich, sein Geist eng und Sclave jedes religiösen und politischen Aberglaubens: alles dieses drohte dem Reiche einen Rükfturz in die eben verlaßne Barbarei. Die Intriguen der Eudoxia und hauptsächlich das Betragen, zu welchem unwissende und fanatische Priester Mutter und Sohn verleiteten, stürzten die eine und den andern ins Verderben.

Kaum hatten der Czar und die Czarin Rußland verlassen, als die Misvergnügten schon ihre Kabalen anfiengen. Bei dem ersten Verdacht, den der Czar faßte, befahl er dem Alexis zu ihm zu kommen; dieser Prinz aber floh, statt zu seinem Vater zu reisen, nach Wien zu seinem Schwager, Kaiser Karl VI. und gieng von hier nach Neapel, wo ihn der Czar arretiren und nach Moskau zurükbringen ließ.

Peter

Peter erfuhr mit dieser Nachricht zugleich, daß Eudoxia in ihrem Kloster den Schleier abgelegt und sich als Kaiserin gekleidet habe; daß ein gewisser Offizier Glebow unter Begünstigung des Erzbischofs von Rostow mit ihr einen strafbaren Umgang pflege; und daß der Offizier unter den Truppen, der Erzbischof aber unter den Priestern die Häupter einer zum Besten Czarowitz's und seiner Mutter angezettelten Verschwörung wären.

Der Czar reiste auf diese Nachrichten sogleich ab. Alles, was schuldig war oder daran Theil zu haben nur in Verdacht gezogen werden konnte, wurde verhaftet, und seiner Rache aufgeopfert. Abraham Lapukin, der Bruder Eudoxiens, wurde enthauptet; der Patriarch ward lebendig gerädert. Eudoxia, schon bestürzt durch die Zurüstungen zur Folter, gestand alles, was man wollte. Man behauptet, ihre eigenhändigen Briefe wären schon hinreichend gewesen, sie des Ehebruchs zu überzeugen: Glebow indessen behauptete unter den grausamsten Martern Eudoxiens Unschuld und schrieb standhaft ihr abgelegtes Geständniß der Furcht vor der Strafe zu. Er wurde hierauf gespiest, und selbst am Spiese vertheidigte er noch bis zum lezten Athemzuge die Unschuld

dieser unglüklichen Fürstin. Ehe er noch seinen Geist ausblies gieng der Czar, der bei der Tortur zugegen gewesen war, und es auch bei der lezten Execution seyn wollte, zu dem Leidenden hin, und beschwor ihn bei allem, was heilig wäre, sein und Eudoxiens Verbrechen einzugestehen. Glebow raffte seine lezten Kräfte zusammen, sah den Czar mit Wuth und Verachtung starr an, und sagte ihm noch: „Du mußt so dumm und schwach seyn, als du grausam bist, wenn du glauben kannst, daß ich, nachdem ich unter den unerhörten Martern, welche deine Barbarei mich hat dulden lassen, die Tugend der Eudoxia zu beflecken nicht gewagt habe, jezt, wo zum Leben keine Hoffnung mir mehr übrig ist, die Unschuld und Ehre einer tugendhaften Frau antasten werde, an der ich keinen andern sie entehrenden Flecken bemerkt habe, als daß sie dich so großmüthig geliebt hat. Geh mir aus den Augen“ sezte er noch hinzu und spukte ihm ins Gesicht, „und laß mich ruhig sterben.“ Eine Viertelstunde darauf starb Glebow. Der Czar ließ ihm dann noch den Kopf abschlagen, nahm ihn bei den Haaren und vergaß sich so sehr, ihn der versammelten Menge zu zeigen, und die gräßlichsten Flüche gegen ihn auszustoßen.

So

So großes Verlangen er auch bezeigte, Eudoxien ebenfalls zu verurtheilen, so wollte er doch für seine Person nicht Richter seyn, sondern überließ das Urtheil über sie einer Versammlung von Bischöfen und Priestern, welche sie blos zur Geißelung von zwei Nonnen verurtheilten. Nachdem die Execution bei vollem Kapitel vollzogen worden war, wurde sie in ein Kloster am Strande des Ladoga Sees gebracht.

Die Prinzessin Maria, Schwester des Czars, wurde als Mitschuldige der Eudoxia zu hundert Ruthenstreichen verurtheilt, welche ihr in Gegenwart des Czars und ganzen Hofes, der dazu kommandirt war, auf die Hüften zugezählet wurden. Sie wurde hierauf zur Verwahrung in das Schloß Schlüsselburg gebracht, wo sie kurze Zeit darnach starb.

Die Beichtväter und Hausbedienten der beiden Prinzessinnen wurden durch den Henkersknecht öffentlich geskäupt und, nachdem man ihnen die Nase gespalten und die Spitze der Zunge abgeschnitten, nach Siberien geschikt.

Nun kam die Reihe an seinen Sohn. Man weiß, daß er zum Tode verurtheilt wurde, und daß die ihm fast zu gleicher Zeit angekündigte Todesstrafe und Begnadigung in seinem Körper

eine so schreckliche Revolution verursachten, daß er den folgenden Tag starb. Der Czar schrieb seinen Gesandten (36) an den verschiednen europäischen Höfen, sein Sohn sey vor Schrek vom Schlage gerührt worden, und an den Folgen dieser gewaltsamen Erschütterung gestorben. Einige Personen, die davon unterrichtet scheinen, behaupten, daß der Czar zu dem Wundarzte, der gerufen ward dem unglüklichen Prinzen eine Ader zu öffnen, gesagt habe: „Da die Revolution so schrekklich gewesen ist, so öffne ihm vier Adern.“ — So wäre durch das Heilmittel doch noch das Urtheil vollstrecket worden! Der Leichnam des Prinzen wurde vier Tage hindurch mit unbedecktem Gesicht jedermann zur Schau hingestellt, und dann in Gegenwart des Czars und der Czarin in der Citadelle zur Erde bestatter. Die Czarin hatte den Vater gebeten, seinen Sohn zu begnadigen, ihm nicht einmal den Todesspruch ansagen zu lassen und allenfalls ihn in ein Kloster zu stecken. Eine solche Bitte schließt keineswegs den Wunsch und die Gewißheit aus, sie nicht gewährt zu sehen!

Die

(36) Der Brief des Czars an seinen französischen Gesandten, Fürsten Kurakin, worin er ihm das Todesurtheil seines Sohnes und dessen Fassungslosigkeit bei der Ankündigung meldet, ist vom 5. July 1718 datirt; die Notiz seines Todes vom 7ten dess. Monats.

Die Jesuiten, welche sich schon in Rußland eingenistelt hatten, und sich darin erst recht festzusetzen suchten, wurden bei dieser Gelegenheit daraus vertrieben.

Sechs Jahre, oder so lange als der Czar noch lebte, brachte Eudoxie in einer Kammer bei Wasser und Brod nebst einigen Liqueurs hin. Nach Peters I. Tode ließ die Kaiserin Katharina sie in ein sicheres Gefängniß auf der Festung Schlüsselburg bringen und gestattete ihr zur Bedienung ein altes Zwergmüttergen, dem sie aber oft selbst aufwarten mußte, wenn sie, wie häufig geschah, unpaß wurde.

Nachdem Peter seinen ältesten Sohn geopfert hatte, verlor er auch zu großer Betrübniß beider Eltern seinen Sohn von der Katharina, den er schon zu seinem Nachfolger erklärt, und dafür hatte anerkennen lassen. Er wurde in den Armen seiner Amme vom Blitz erschlagen. Zu diesem Kummer des Czars gesellte sich noch die üble Laune, die gewöhnliche Begleiterin einer hinwelkenden Gesundheit, vorzüglich bei solchen Personen, die zu beständiger Thätigkeit gewöhnt sind, und bisher alle ihre Kräfte im vollen Gesundheitsgefühl ausgeübt haben. Die Czarin mußte bisweilen heftige Stürme aushalten: der heftigste unter allen

erhob sich aber kurze Zeit vor seinem Tode. Der Czar glaubte nämlich zu bemerken, daß zwischen der Czarin und dem schönen, wohlgestalteten Kammerherrn Moens (37) eine zu große Vertraulichkeit herrsche. Ob er nun seine Eifersucht niemand wollte merken lassen, oder ob er sich fürchtete, seine Familie zu beschimpfen, genug er suchte einen Vorwand, der bei jedem gerechten Fürsten als Gesetz gelten sollte, den Kammerherrn Moens zu strafen. Leute, die für Geld ihr Ansehen oder ihre Verwendung niederträchtig verkaufen, findet man sehr häufig an allen Höfen. Peter hatte bei Lebensstrafe jedem an seinem Hofe Angestellten verboten, irgend ein Geschenk anzunehmen. Dessen Schuldige zu finden ist nicht schwer; auch mußte an Peters Hofe das Gesez häufig übertreten worden seyn, denn ohne dies würde man das Gesetz nicht mehreremale haben erneuern dürfen. Izt nun fand der Czar eine gute Gelegenheit, an dem Kammerherrn ein warnendes Beispiel aufzustellen; und um dem Publikum

(37) Ich kann nicht bestimmen, ob dieser Moens oder Mousen, der Bruder oder ein Vetter von der Moens war, die der Czar so leidenschaftlich liebte: eine Schwester dieses Moens aber war Putzdame der Czarin.

blikum den wahren Beweggrund dieser Strenge zu verbergen, wurde die Schwester des Moens als Theilhaberin an dem Verbrechen blos zu einigen Knuthieben verdammt, ihr Bruder aber enthauptet und sein Kopf auf eine Pike gesteckt, worauf er bis zum Tode des Czars blieb. Nach der Execution fand man in den Kleidern des unglüklichen Kammerherren das Bildniß der Kaiserin. Der Czar fuhr einige Tage darnach in einem offnen Wagen mit der Kaiserin mehreremale bei dem Kopfe des Moens vorbei und beobachtete mit einem grausamen Blicke die Veränderungen, welche dieser Gegenstand auf dem Gesicht der Czarin hervorbringen würde. Die Kaiserin schlug auf dieser ganzen Fahrt die Augen nieder.

Nur auf die Gesinnungen seiner Gemahlin konnte Peter eifersüchtig seyn; alles übrige durfte ihn nicht beunruhigen, wenn man ihn nach seinem Betragen gegen Villebois beurtheilt. Dieser Bretagnische Edelmann, dem wenig Glüksgüter, zur Entschädigung darüber aber viel Muth und Unerschrokenheit zu Theile geworden war, hatte wenigstens sich mehrere Bequemlichkeiten verschaffen wollen, und trieb zu diesem Behufe auf einem kleinen Kauffartheischiff,

schiff, das er selbst befehligte und regierte, gegen die Generalpächter Schleichhandel. Die Plackereien der Finanzjustiz hatten ihn genöthiget, sein Vaterland zu verlassen. Nachdem er den Wechsel seines guten und bösen Geschiks lange genug erfahren hatte, ließ der Zufall ihn mit dem Czar auf einem kleinen holländischen Schiffe zusammen treffen. Ein starkes Ungewitter überfiel das Schiff, und sezte den Steuermann und das Schiffvolk außer Fassung und Thätigkeit. Villebois war zwar blos Passagier, ergriff aber sogleich das Steuerruder, ordnete alle Verrichtungen an, und trieb das über sich genommene Geschäft mit so viel Einsicht und Geschiklichkeit, daß alles der Gefahr glüklich entkam. Der Czar bewunderte die Einsicht und die Unerschrockenheit des Villebois, Eigenschaften, wodurch man diesem Fürsten gefallen konnte, und fragte ihn, ob er sich in Rußland niederlassen wolle. Villebois, der bisher den Abentheurer gemacht hatte, und einen Ruf vom Zufall erwartete, nahm den Antrag an, und begleitete einen Fürsten, der für ihn eben so sehr als er für ihn geschaffen schien. Der Czar stellte ihn beim Seewesen an, vertraute ihm die Anführung einiger Galeeren und

brauch-

brauchte ihn oft zu glüklicher Ausrichtung verschiedner Geschäfte.

Kurz nach seiner zweiten Heirath schikte ihn einmal der Czar nach Strelenwitz, dem Lustschlosse der Czarin, um ihr eine Nachricht mitzutheilen, die nur sie allein wissen sollte. Der Geschäftsträger liebte den Trunk, die Trunkenheit machte ihn gewaltthätig, und die Kälte war so heftig, daß er, um ihr zu widerstehen, den ganzen Weg dahin Brandwein trank. Die Czarin lag noch im Bette, als er ankam; er wärmte sich also an einem Ofen, bis er angemeldet werden konnte. Der plözliche Uebergang aus der Kälte in die Wärme entwickelte die Dünste des Brandeweins, und sie stiegen ihm so reichlich in den Kopf, daß er fast ganz betrunken war, als er vorgeführt wurde. Als die Kaiserin alles entfernt hatte, wollte er anfangen sich seines Auftrags zu entledigen; aber bei dem Anblik eines jungen und schönen Frauenzimmers in ihrem Negligé bemächtigt sich seiner eine neue Trunkenheit; seine Ideen verwirren sich, er vergißt mit dem Gegenstande seiner Sendung den Ort und den Rang der Person, an die er deputirt ist, und stürzt sich über so viele Reize hin. Die Kaiserin erschrikt und ruft um Hülfe; ehe

aber

aber noch Hülfe kommt, ist schon alles geschehen, was man hätte verhindern können. Villebois wird ergriffen, und in ein Loch von Gefängniß geworfen, wo er so ruhig schläft, als hätte er mit größter Zufriedenheit seinen Auftrag ausgerichtet, und weder Etwas sich vorzuwerfen noch zu befürchten. Seine Strafe war wirklich der Vermessenheit nicht angemessen. Der Zar hielt sich nur fünf Meilen davon auf, und wurde also bald von dem Vorgefallenen unterrichtet. Er kömmt plözlich an, tröstet seine Gemahlin über die groben Angriffe des Villebois, läßt ihr die etwanigen Contussionen verbinden, und versichert, daß der Schuldige, den er seit langem als einen braven und brauchbaren Mann kenne, müsse betrunken gewesen seyn. Der schuldige Villebois wird geholt und antwortet auf die Frage, wie er seinen Auftrag ausgerichtet habe, noch halb betrunken, daß er sicherlich seine Befehle überbracht habe, daß er sich aber eben izt nicht besinnen könne, wo, wenn und wie. So unwahrscheinlich es war, daß er von dem, was er gethan habe, nichts mehr wissen sollte, so glaubte ihm doch der Czar, weil er ihm schon so viele ersprießliche Dienste geleistet hatte, und er ihn für so vieles noch brauchen konnte. Um

indessen der Polizei nichts zu vergeben, und eine Gewaltthätigkeit nicht unbestraft zu lassen, die, auch wenn sie an einer Frau aus dem niedrigsten Stande verübt worden, von der gelindesten Regierung aufs härteste bestraft worden wäre, schikte der Czar den Ehrenräuber blos auf die Galeeren, die er vorher commandirte, und stellte ihn nach sechs Monaten wieder in seinen vorigen Posten her.

Die Kaiserin verzieh ihm ohne Zweifel seine Heftigkeit; denn sie verheirathete ihn in der Folge an die Tochter des Oberpriesters Gluck in Riga, dem sie in ihrer Kindheit verbindlich geworden war. So sehr sie auch nach ihrer Thronbesteigung allen, die sie ehemals sich verbindlich gemacht hatten, ihre Erkenntlichkeit bezeigte, so that sie es doch in einem vorzüglicheren Grade gegen Gluck und seine Familie, deren Glük sie an ihrem Hofe machte. Der Villebois, dessen in den aus Rußland kommenden politischen Nachrichten bisweilen Erwähnung geschieht, könnte sehr wohl der Sohn oder Enkel von dem seyn, dessen eben gedacht worden ist.

Der bloße Verdacht, den der Czar auf den Kammerherren Moens warf, trieb ihn wei-

der

ter als das wirkliche und offenbare Verbrechen des Villebois. Der Tod des Kaisers erfolgte bald nach der Hinrichtung des Kammerherren. Dies gab zu dem Argwohn Gelegenheit, daß die Kaiserin den Tod eines Mannes beschleuniget habe, der von Tage zu Tage, was er vorher gewesen, weniger aber dafür grausamer ward, und dessen Wuth sie für sich selbst zu fürchten anfieng. Hierzu kam, daß der Fürst Menzikow, ehemaliger Liebling und gegenwärtig noch Minister des Czars, der aber der Katharine besonders ergeben und einer ihrer ersten Liebhaber war, wegen der gegründeten Beschuldigungen seiner ministeriellen Erpressungen und Tyranneien beinahe gestürzt worden war. Er behauptete sich zwar noch in seinem Posten, verlor aber die Gunst und fürchtete jeden Augenblik in Ungnade zu fallen. Das Intresse, welches Katharine und Er bei dem Tode des Czars vor Augen hatten, vereinigte sie beide und war der einzige Grund, daß man sie in Verdacht zog (38). Es ist zuverläßig gewiß, daß

(38) Voltaire behauptet zwar, daß der Czarin an der Erhaltung ihres Mannes viel gelegen gewesen sey, aber seine dafür vorgebrachten Beweise begünstigen den Verdacht, statt ihn zu entfernen. Katharine, sagt er, war der Thronfol-

daß der Czar an den Folgen seiner Ausschweifungen, an einem Blasengeschwüre starb: die Feier seines lezten Conclave machte sein Uebel unheilbar und überlieferte ihn in wenigen Tagen dem Tode.

So starb Peter der erste, mehr seiner großen Eigenschaften wegen als durch seine Tugenden berühmt. An Geist und Kenntnissen seiner Nation überlegen, waren ihm noch alle ihre barbarischen Sitten eigen. Wild und grausam selbst in seinen Vergnügungen, hatte er keinen Begriff von der Ehre und den Rüksichten, die ein Fürst sich selbst schuldig ist. Barbara Arseniow, Schwester der Gemahlin Menzikows, kann zum Beispiel dienen. „Du bist so häßlich, sagte ihr einstens der Zar ins Gesicht,

folge noch nicht versichert. Man glaubte, der Czar würde zum Nachfolger seinen Enkel Peter vom Czarowitsch, oder seine älteste Tochter, Anne Petrowna, zugleich mit ihrem Gemahl dem Herzog von Holstein, ernennen. Nach diesen Umständen mußte der Czarin daran gelegen seyn, daß der Czar starb, ehe er noch über die Thronfolge disponirt hatte; und zwar um so mehr, da sie, so lange kein Nachfolger ernannt oder anerkannt war, sich des Ansehens Menzikows bei den Truppen, so wie es auch wirklich erfolgte, bedienen konnte, um sich des Throns im Augenblik seines Todes zu bemächtigen.

sicht, daß niemand dich je verlangt hat: ich will dich darüber trösten, ich liebe das Außerordentliche." Er hielt Wort, und vollzog mit vielen, seiner brutalen Galanterie angemessenen, Scherzen den Actum in Gegenwart der zahlreichen Gesellschaft. „Seines Glüks, sagte er hierauf, soll man zwar sich nicht rühmen; dieses glükliche Ereigniß aber muß bekannt werden, sollte es auch nur dazu dienen, daß man mit allen, die mit diesem armen Bärbchen in gleichem Fall sind, das nämliche Erbarmen haben wird." So dachte und handelte der Reformator Rußlands; von ihm behauptet man, daß er seine rohe Nation verfeinert habe.

Kein Despotism war jemals so grausam und hart, als der seinige. Geringer Verdacht eines Verbrechens galt bei ihm oft für einleuchtenden Beweis. Selbst die offenbar Strafbaren schienen weniger der Gerechtigkeit als seiner Rache geopfert. An ihren Martern weidete er seine Augen und oft machte es ihm sogar Vergnügen des Nachrichters Geschäft zu übernehmen. Er gestand zwar, er hätte seinen Karakter nicht bezwingen können: aber hatt' er es auch je unternommen, ihn zu bekämpfen? Einige

nige seiner Entwürfe waren weitschichtig, aber wenig zusammenhängend und weit über seine Fähigkeiten und Kräfte. Mit einem Male wollte er seine Unterthanen aufklären und ließ sie gleichwohl den ganzen Despotism fühlen, der glüklicher Weise bei aufgeklärten Völkern bald oder spät einer gesezmäßigen, den Fürsten und den Unterthanen gleich günstigen Regierung Platz macht: doch dahin war keinesweges sein Absehen gerichtet. Seine Thaten haben zwar die Einbildungskraft der Menschen beschäftiget und dies ist gewiß nicht die Wirkung eines mittelmäßigen Verdienstes; Einbildung und Vorurtheil würdern aber das Verdienst der Fürsten nicht nach dem Maasstabe der kalten Vernunft. Wenn man ihn indessen nicht unter die großen Köpfe rechnet, so verdienet er doch darum eine ausgezeichnete Stelle unter den Fürsten, daß er, nachdem er sich selbst geschaffen, durch Umbildung der Schöpfer einer Nation in Europa werden wollte. Bis zu seiner Regierung machten die Russen noch keinen Theil des politischen Sistems von Europa aus, und der Name Czar erschien 1716 zum ersten Male auf dem in Frankreich gedrukten Verzeichnisse der europäischen Souveräne.

Jenes Conclave, welches der Czar jährlich am Tage der heiligen drei Könige, welcher auch der Einsegnung des Wassers geweihet war, feierte, und von einem ausgelassenen Bacchusfeste sich nur wenig unterschied, war eine ziemlich grobe Verhöhnung des römischen Hofes. Dies eben machte aber Eindruk auf ein gleich grobes Volk, dem er den Papst und die lateinische Kirche verhaßt machen wollte. Ich habe schon anderswo gesagt, daß der Czar ehemals den Gedanken hatte, die griechische und lateinische Kirche mit einander zu vereinigen; allein der päpstliche Despotism hatte ihm nicht nur misfallen, sondern zu Rache entflammt, und von der Zeit an gieng er damit um, den Papst in Rußland verhaßt zu machen und die Trennung zu verewigen. Zu dieser Absicht erfand er sein kurzweiliges Conclave. Erst wurde einer von den Narren zum Papst, und die übrigen zu Kardinälen erwählt; dann suchte die ganze Gesellschaft sich an Narrheit und im Saufen zu übertreffen.

Die Einsegnung des Wassers geschah an dem nämlichen Tage. Dieser Ceremonie, sagt der platte und lohnsüchtige Scribent Nerschura-

noy

noy (39), „wohnte der Czar mit seiner gewöhnlichen Andacht bei“ zog sich aber in der damaligen ausserordentlichen Kälte einen Katarrh zu, der ihn tödtete: Nach dem, was im Conclave vorgegangen war, wird wohl niemand daran zweifeln.

In den lezten Lebensstunden des Czars als er noch mit dem Tode rang versammelten sich die Senatoren, um wegen der Thronfolge zu berathschlagen; Menzikow hingegen ließ das Senathaus von den Truppen umringen, über die er als Feldmarschall das Commando hatte, und trat, sobald als der Czar verschieden war, mit dem Vorschlage in die Versammlung, die Czarin als einzige Herrscherin zu erkennen. Die Gegenparthei des Feldmarschall, welche das Ansehen und die Macht voraus sah, die Menzikow unter dieser Fürstin erlangen würde, sprach erst für den Sohn des Zarowitsch Alexis, schlug dann vor, wenigstens das auf dem Plaz versammelte Volk zu befragen und schikte sich schon an zu dieser Anfrage die Fenster zu öffnen, als Menzikow, der den Werth der Augenblicke kannte, es aus dem Grunde verbot, weil es

(39) Unter diesen Namen hat sich der Baron von Huissen versteckt.

zu kalt sey um die Fenster zu öffnen. In diesem kritischen Zeitpunkt traten die Officiers an der Spitze der Leibwache in den Saal und unterstützten den Vorschlag des Feldmarschall. Der Erzbischof von Novogrod war gewonnen und der von Flescow bezeugte, daß der Czar den Tag vor der Krönung der Kaiserin erklärt habe: diese Zeremonie geschehe um sie zu seiner Nachfolgerin zu ernennen. Die Ehrfurcht für den Prälaten und hauptsächlich der Anblik der Soldaten ließen keinen daran zweifeln. Alle traten nun der Meinung des Menzikow bei, und wagten es nicht weiter etwas dagegen zu sagen. Katharine wurde also am 28. Januar 1725, am Todestage des Czars, als Kaiserin ausgerufen.

Katharina bewies durch eine funfzehn- oder sechzehnmonatliche Regierung, daß sie würdig und fähig sey, auf dem Throne ihres verstorbenen Gemahls zu sitzen. Sie befolgte seinen Regierungsplan und suchte die Einrichtungen, welche er angefangen hatte, zu Stande zu bringen: bei allen diesen Geschäften blieb ihr aber noch Zeit genug, durch einige Vergnügungen sich wieder davon zu erholen. Ihr erster Geliebter war der Graf von Lewenwolden; diesem

sem folgte der Graf von Sapieha (40), mit dem sie ihre Enkelin verheirathete. Menzikow stand unter Katharinens Regierung in dem größten Ansehen. Sie hatte ihm viele Verbindlichkeiten, aber Erkenntlichkeit macht Fürsten Beschwerde, und Menzikow glaubte dies an der Czarin bemerkt zu haben; überdies konnte sie sterben und zu ihrem Nachfolger Jemand erwählen, der ihm nichts verdanke, und vielleicht jeden andern ihm vorziehn würde. Dieses Recht der Ernennung zur Thronfolge hatte Katharine Kraft eines Reichsgesetzes vom 16. Februar 1722, über dessen Aufrechthaltung und Befolgung Peter der Erste allen russischen Unterthanen hatte einen Eid abnehmen lassen, und welches festsezte, daß die Beherrscher von Rußland sich zum Nachfolger wählen können, wen sie am fähigsten dazu halten. Menzikow beschloß also, sich auf jeden Fall eine Stütze zu errichten, und nahm jezt gesezmäßigere Maasregeln, als er für die Czarin Katharina angewendet hatte. Er fieng nämlich eine geheime Unterhandlung mit dem Wiener Hofe an, um die Krone dem Sohne des

(40) Er war Geschwisterkind mit dem König Stanislaus und seiner Gemahlin.

Alexis Czarowitsch und von Seiten seiner Mutter, Enkel der deutschen Kaiserin, der Gemahlin Karls VI., zu versichern: bedung sich aber sehr sorgfältig dabei aus, daß der künftige Czar seine Tochter heirathe. Diese Unterhandlung war kaum geschlossen und unterzeichnet, als Katharina starb. Czarowitsch ward also gleich den 17ten Mai 1727 zum Kaiser ausgerufen und unter dem Namen Peter der zweite allgemein anerkannt.

Menzikow hatte im Voraus alle diejenigen verbannt, entfernt oder in Furcht gesezt, welche den Herzog und die Herzogin von Holstein, die älteste Tochter Peter des ersten, hätten verlangen und zum Throne befördern können. Beide begaben sich in ihre deutsche Staaten, wo die Herzogin das folgende Jahr starb.

Der Tod der Kaiserin Katharina traf mit dem in Menzikows Entwürfen festgesezten Zeitpunkte so abgemessen zusammen, daß man ihm insgeheim eine Vergiftung der Czarin Schuld gab, und diese Vermuthungen wurden in der Folge durch so starke Gründe bestätigt, als sich nur für ein so verborgnes und mit Feinheit ausgeführtes Unternehmen vorbringen lassen: allein seine Macht war so fürchterlich geworden, daß es niemand wagte, ihn darüber anzuklagen. Eudoxien

doxien, die Großmutter des neuen Czars aus dem Gefängnisse zu befreien, war das Erste, woran er dachte. Er schikte ihr Kleider und ein Ehrengefolg, wie es ihr Stand erforderte, und verlangte ihre Einwilligung zur Vermählung ihres Enkels mit der Prinzessin Menzikow seiner ältesten Tochter. Er hatte sich zum Generalvikar des Reichs ernennen lassen. Seine Tochter ward mit dem jungen Czar verlobt und das Alter ihrer Mannbarkeit erwartet, um dann die Vermählung zu vollziehen. Menzikow, welcher den unruhigen Geist der Eudoxia, ihre Neigung zu Kabalen und hauptsächlich das Ansehen, in das sie sich bei ihrem Enkel setzen konnte, fürchtete, war geschikt und mächtig genug, sie dahin zu vermögen, den Schleier anzulegen, und als Aebtissin eines adlichen Stiftes mit einer Pension von 60tausend Rubeln zu leben. Er herrschte gleich unumschränkt über Rußland und seinen Souverain, den er mit so viel Stolz und Anmaßung behandelte, daß er ihm sogar seine Leibesübungen und Vergnügungen vorschrieb und ihm nicht gestattete, eine Handbreit von dem ihm vorgezeichneten Wege abzuweichen. Das Gefährlichste für ihn, als einen Unterthan seines Fürsten, war: er wurde von seinem Gebieter gefürchtet, der ganze

Hof haßte ihn, und seine ungeheuern Reichthümer erregten die Begierden aller derjenigen, welche, wenn sie ihn stürzen könnten, mit seinen Federn sich zu schmücken hofften. Eine thörichte Eitelkeit hatte ihn unter den beiden vorhergehenden Regierungen benebelt, und um seine niedrige Herkunft in Vergessenheit zu bringen, zu Mitteln greifen lassen, welche durch ihren zu auffallenden Kontrast nur desto mehr daran erinnerten. Er hatte sich mit den Ritterorden der Fürsten, welche sich seiner in irgend einem Falle bedient hatten, schmücken lassen. So strebte er auch nach dem heiligen Geist-Orden, den man ihm der verschiednen Religion wegen verweigerte, weil man aus Schonung ihm den wahren Grund, daß er nämlich seiner Geburt wegen keine Ansprüche darauf machen könnte, nicht sagen wollte. Die Ungnade, der er unter Peter dem Ersten so nahe war, hatte ihn nicht klüger gemacht. Sobald Menzikow sich in seinem Posten so sicher und festgesezt glaubte, daß er keinen Angrif seiner Feinde mehr befürchten dürfte, verwandelte sich seine Eitelkeit in den unbändigsten Stolz. Die Bojaren und die Minister behandelte er mit so viel Härte und Verachtung, daß er z. B. dem Grafen von Osterman mit dem Rade drohte,

weil

weil er im Conseil eine seiner entgegengesezte Meinung vertheidigt hatte. Eine oft mehr durch Zulassung als mit Recht erlangte Gewalt ist ebendeswegen um so empörender, und welche vorsichtige Maasregeln Tyrannen auch nehmen, ihre Nachfolger entgehen immer ihrer Bemerkung.

Die Prinzessin Elisabeth welche in der Folge zur Regierung gelangte, und der junge Fürst Dolgoruki, den ich in seiner Jugend kannte, waren die einzigen, denen Menzikow ihres der Intrigue unverdächtigen Alters wegen verstattete, die Vergnügungen des Czars zu theilen: allein eben diese dienten der Gegenpartei zu Werkzeugen ihrer Anschläge. Dolgoruki schlief gewöhnlich im Zimmer des Czar und unterhielt die Rache des jungen Monarchen gegen seinen Minister. Dieser hatte die Hofstadt nach Peterhof, einem von Petersburg nicht weit entfernten Lustschlosse, verlegt. Auf den Rath des Dolgoruki entfloh der Czar mit ihm durch ein Fenster; sie giengen quer durch den Garten ohne von den Garden bemerkt zu werden, und fanden an dem bestimmten Orte eine zu ihrem Empfange bereitete Bedeckung, unter deren Schutze der Czar in Petersburg eintraf. Hier wurde der Kaiser von den Mißvergnügten, das

heißt

heißt von allen seinen Unterthanen, mit einem frohen einstimmigen Zurufe empfangen. Die Garde wurde augenblicklich verändert oder vereinigte sich vielmehr mit den Einwohnern, und Menzikow, der plözlich in die Stadt jagte, sobald er nur die Flucht des Fürsten erfahren hatte, sah alles für sich verloren. Er wurde auf der Stelle verhaftet und erhielt Befehl sich nach Renneburg, einer seiner Ländereien, zu verfügen. „Ich habe zwar viel verschuldet" sagte er als man ihn arretirte, „aber sollte wohl der Czar mich darum strafen?" Diese wenigen Worte bestärkten den Verdacht, den man wegen der Vergiftung der Czarin Katharina auf ihn geworfen hatte.

Menzikow verließ mit seiner Familie Petersburg in dem glänzendsten Aufzuge und von allen seinen Dienern begleitet. Dies und daß er seine kostbarsten Sachen mit wegnahm, reizte seine Feinde zu veranstalten, daß ein Detaschement Soldaten ihm nachgeschikt ward. Der Officier des Corps holte ihn zwei Meilen von Petersburg ein, und hieß ihn mit Weib und Kindern aus seinem prächtigen Wagen jedes in einen besondern Fiacre steigen; seine Equipagen mußten wieder zurük nach Petersburg gehen.

hen. Je weiter sich Menzikow von der Residenz entfernte, desto mehrere Erniedrigungen mußte er erfahren. Ihm die Ungnade recht fühlen zu lassen, in die er gefallen war, zog man ihnen allen die kostbaren Kleider aus, und hüllte sie in Kapuzinertuch. In diesem Aufzuge kamen sie, Er, sein Sohn und seine beiden Töchter, von denen die älteste mit dem Czar verlobt war, an der Gränze Siberiens in Jakutzk an. Seine Frau, welche in ihrem Wohlstande so viel Bescheidenheit und Wohlthätigkeit gezeigt hatte als ihr Mann Stolz und Härte, erlag der Strapaze und dem Schmerze, welchen ihr der Zustand ihrer Kinder verursachte, und starb unterwegs. Menzikow selbst fieng erst in seinem Unglücke an, groß zu seyn oder zu scheinen; er zeigte den standhaften Muth, der der Verzweiflung einer starken Seele gleicht, und keine Klage entwischte seinen Lippen. Was ihn selbst betraf, erkannte er in seinem Schicksale die Gerechtigkeit des Himmels; seine Kinder hingegen regten alle seine zärtlichen Empfindungen auf, aber auch diesen suchte er, ihrem gegenwärtigen Zustande gemäße Gesinnungen einzuflößen. In der Hütte, die sie mitten in der Wüste erbauet hatten, nahm jedes an der Arbeit Theil, die ihnen

den

den gemeinschaftlichen Unterhalt verschafte. Den Vater traf ein neuer Schlag; die Tochter, welche zur Kaiserin bestimmt war, starb in seinen Armen. Endlich erlag auch er sowohl der Last seines Unglüks als den Anstrengungen es auszudauern, welche alle Kräfte seiner Seele gebeugt und abgenuzt hatten. Er starb an der Krankheit in Ungnade gefallner Minister, und gab allen seines Gleichen eine unnütze Lehre, weil nur die eigne Erfahrung sie ihnen einschärfen kann. Die Dolgoruki, welche Menschikow'n stürzten und in seine Stelle traten, hatten das nämliche Schikfal. Die Schwester des jungen Günstlings wurde mit dem Czar verlobt, die Vermählung aber fand nicht Statt. Peter der Zweite starb den 29 Januar an den Blattern im dritten Jahre seiner Regierung und im funfzehnten seines Alters.

Anna Iwanowna, Tochter des Czars Iwan III, ältesten Bruders Peter des Ersten, und Witwe des Herzogs von Kurland, folgte ihm auf dem Throne. Die Dolgoruki's, Vater, Mutter und Kinder wurden nach Sibirien verwiesen, mußten mit einem eben so harten Schikfale als die Menzikowsche Familie kämpften, und sahen zu ihrem noch größeren Kummer

mer den Sohn und die Tochter jener Familie zurükgerufen. Das Unglük hatte die Menzikows mit den Dolgoruki's ausgesöhnt. Die erstern ließen ihren ehemaligen Feinden und den Urhebern ihres Unglüks ihre Wohnung in besserm Zustande, als sie solche anfangs selbst besessen hatten, beklagten sie und versprachen, zu ihrem Besten so viel zu thun, als man am Hofe für Unglükliche zu thun wagen darf.

Das Intresse der Regierung hatte die Begnadigung des jungen Menzikow und seiner Schwester ausgewirkt. Menzikow, ihr Vater, hatte in der Venetianischen und Amsterdammer Bank ungeheure Summen niedergelegt, welche die Direktoren irgend jemand anderm als den in Freiheit gesezten Menzikow's auszuliefern sich weigerten: diesem Nutzen wollte die Regierung nicht entsagen. Die Czarin überließ ihnen den fünften Theil.

Eudoxia erhielt von der Czarin alle ihr, als verwittwete Kaiserin und als kaiserliche Großmutter, gebührende Ehre und sechzigtausend Rubel Appanagegelder. Sie überlebte ihren Enkel nur kurze Zeit; eine auszehrende Krankheit endigte den 8ten September 1731 ihre Tage.

Anna

Anna regierte über zehn Jahre, starb den 27ten Oktober 1740 und überließ die Krone ihrem Schwesterenkel Ywan, einem Sohne Anton Ulrichs, Fürstens von Braunschweig Bevern, und der Elisabeth von Meklenburg, der Tochter ihrer ältesten Schwester Katharinen Ywanowna. Dieses unter dem Namen des kleinen Prinzen Ywan bekannte Kind, welches ein so trauriges Ende nahm, und kurz vorher den 22. August geboren wurde, war zwei Monate alt, als es unter dem Namen Ywan des Zweiten gekrönet ward.

Einige Tage vor ihrem Tode hatte die Kaiserin Kraft der Konstitution Peters des Ersten vom 5ten Februar 1722 ihn zu ihrem Nachfolger ernannt. Dem zufolge ward er zum Großherzog von Moskau ausgerufen, und ihm von den Ministern, Generalen und allen großen Beamteten der Huldigungseid geleistet. Der Herzog von Kurland Graf von Biron wurde zum Reichsregenten während der Minderjährigkeit ernannt: allein drei Wochen nach dem Tode der Czarin ließen der Herzog und die Herzogin von Braunschweig, die Eltern des neuen Czar, den Graf von Biron gefangen setzen, und übertrugen dem Großkanzler Grafen von Osterman, die Verwal-

waltung des Reichs unter ihrem Namen zu führen.

Diese Art von Regentschaft dauerte nur ohngefähr vierzehn Monate. In der Nacht vom fünften auf den sechsten December 1741 gieng Elisabeth Petrowna, auf Anrathen und mit Beihülfe ihres französischen Leibwundarztes L'Estocq, an der Spitze von acht Grenadieren in die Kasernen der Garden, beredete sie ihr zu folgen, marschirte mit ihnen in den Palast, und ließ den Herzog und die Herzogin von Bevern, die Grafen von Osterman und von Münnich arretiren. Hierauf trat sie in das Zimmer des jungen Czar, nahm ihn in ihre Arme, küßte ihn, und befahl den Vertrauten, denen sie ihn übergab, die größte Sorgfalt auf ihn zu verwenden, damit ihn kein anderes Unglük als der Verlust der Krone treffe. Um sechs Uhr frühmorgens war die ganze Revolution zu Ende und Elisabeth wurde, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen worden war, von allen Ständen als Kaiserin anerkannt.

Ihr Unternehmen war um so gerechter, weil Peter der Erste in einem Testamentsaufsatze verordnet hatte, daß, wenn sein Enkel

ohne Erben stürbe, die Prinzessin Elisabeth Petrowna diesem Prinzen folgen sollte. Der Großkanzler Graf von Osterman hatte dieses Testament heimlich bei Seite geschäft; allein man fand eine Abschrift davon, der Graf gestand sein Verbrechen, und wurde zur Enthauptung verurtheilt: Elisabeth schenkte ihm indessen das Leben, und verwies ihn blos nach Siberien, wo er auch gestorben ist. Wie strafbar der Graf von Osterman auch gegen diese Prinzessin gehandelt hatte, so blieb sie doch ihrem Gelübde getreu, unter ihrer Regierung keine Todesstrafe zu gestatten. So viel Gnade sie dem Grafen von Osterman zeigte, so wenig erkenntlich war sie gegen L'Estocq, der gleichwohl an der glüklichen Revolution den größten Theil hatte. Durch die Intriguen des Kanzlers Bestuschef und des Präsidenten im Kriegscollegio Apraxin, welche beide die Geschäfte unter einander theilten, wurde er nach Siberien verbannt. Alle Geschäfte an sich zu ziehen, war ihnen um so leichter geworden, weil Elisabeth zur Thronbesteigung sich nur aus dem unedlen Grunde entschlossen hatte, um den Vergnügungen ohne Zwang nachhängen zu können, welche während ihrer ein und zwanzigjährigen

Re-

Regierung ihr einziges Geschäft gewesen sind (41). Ihre Günstlinge, welche sie oft wechselte und höher als alle ihre Minister schäzte, machten alle das größte Glük. Die zwei Brüder Razomuski, Kosaken und von schlechter Herkunft, aber jung, schön und wohlgewachsen, Eigenschaften, wodurch sie sich bei der Czarin Elisabeth empfohlen, stiegen auf die höchste Stufe des Glüks. Durch ähnliche Verdienste stieg Ziervers, der Sohn des Einheizers beim Herzog von Biron, in den Grafenstand; überdem wurde er noch bei einer auszeichnenden Gelegenheit als Gesandter nach Wien geschikt. Die Intrigue Peter Schewalows und die Figur sei-

(41) Man hatte beinahe Gewalt brauchen, das heißt, sie in Schrecken setzen müssen, um sie zur Besteigung des Throns zu bewegen. L' Estocq triumphirte über die Furcht dieser Prinzessin vor den Folgen des Unternehmens durch ein noch größeres Schrecken, in das er sie erst in der Nacht versezte, wo die Revolution beginnen sollte. Er legte ihr nämlich eine Zeichnung vor, wo auf der einen Seite Elisabeth auf dem Throne sitzend und Lestocq zu ihren Füßen, auf der andern aber die Prinzessin auf einem Schaffot mit dem Kopfe auf dem Blocke und Lestocq auf dem Rade vorgestellet waren.

Elisabeth hatte acht unächte Kinder, die eine ihrer Favoritinnen, eine Italiänerin Namens Giovänna, auf ihre Rechnung nahm.

nes Vetters Ywan Schewalows sezten beide bei der Kaiserin in die größte Gunst. Der erste zog sich dadurch aus seiner Dunkelheit, daß er eine Favoritin der Kaiserin heirathete; und so bald er sich dahin erhoben hatte, stellte er des Erfolgs gewiß, seinen Vetter als Pagen bei der Kaiserin an. Als dieser Kammerher und Günstling seiner Gebieterin geworden war, verschafte er sich und seinem Vetter vielen Antheil an der Regierung: Peter drehte die Bolzen und Hannß ließ sie abschießen. Diese zwei neuen Grafen stellten sich bald dem Bestuschef und Apraxin zur Seite, welche ihnen einen Theil ihrer Geschäfte überlassen mußten, da sie sich ihrer zu großen Macht bei der Kaiserin nicht zu widersetzen wagten. Ywan Schewalow hatte einen Sekretär, von dem der französische Hof hätte grossen Nutzen ziehen können, um Rußland von England abzuziehen: dieser Sekretär besaß das ganze Vertrauen seines Herrn und die Frau Peter Schewalows haßte von Herzen den Minister Bestuschef, der die Engländer begünstigte; zwei Wege, auf denen sich alles erhalten ließe. Jener Sekretär war ein Franzose, der Sohn eines Raths zu Metz, und hieß Eschoudy. Seine lockere Lebensart hatte ihn genöthiget unter dem angenommenen Namen eines Ritters

von

von Lüsi sein Vaterland zu verlassen, und als der Ritter halb Europa durchirret hatte, gieng er unter die französische Truppe der Czarin Elisabeth. Als Komödiant schrieb er einige Romane und das Journal: „der französische Parnaß.“ Seine Talente und die Leichtigkeit, mit der er mehrere Sprachen redete, machten ihn dem Iwan Schewalow bekannt. Dieser Günstling nahm ihn von den Komödianten weg, verschafte ihm bei der Academie die Stelle eines Sekretärs und machte ihn zugleich unter dem Namen eines Grafen von Putelange zu dem seinigen. Wenn er noch lebt, kann er jezt (1764) nur vierzig Jahr alt seyn.

Elisabeth hatte den Herzog von Holstein Göttorp, den einzigen Sohn der Anna Petrowna, ihrer ältern Schwester, welcher mit Katharinen von Anhalt Zerbst vermählt war, zu ihrem Nachfolger ernannt, ließ ihn aber nicht den geringsten Antheil an der Regierung nehmen. Der Herzog und die Herzogin wurden durch die Spione auf das genaueste beobachtet und kein Fremder durfte sich ihnen nahen. Aus der Kälte, die Elisabeth gegen sie zeigte, vermuthete man, sie wolle ihnen ihren Sohn, der noch Kind war, oder an dessen Stelle den in einem Schlosse bei Archangel gefangen sitzen-

den Prinzen Iwan vorziehen. Ihre geheimen Gesinnungen mögen übrigens gewesen seyn, welche es wollen, genug, sie starb den 5ten Januar 1762 und der Herzog von Holstein Gottorp wurde noch an demselben Tage unter dem Namen Peters des Dritten von allen als Kaiser anerkannt.

Seine Regierung dauerte nicht lange. Jedermann weis, daß ihn im Monat Juli des nämlichen Jahres seine Gemahlin in Verhaft nehmen ließ; daß er wenig Tage nachher in seinem Gefängniß an einer vorgeblich hämorrhoidalischen Kolik starb, und daß die Mutter zum Nachtheile des Sohnes sich unter dem Namen Katharine II. zur Kaiserin ausrufen ließ. Da ich von den Ursachen und Umständen dieser Revolution nicht so unterrichtet bin, als von den Thatsachen, die ich bisher erzählt habe, so werde ich meine Bemerkungen über Rußland bei dieser Epoche endigen. Vielleicht werde ich in der Folge nach sehr sichern Nachrichten, den jetzigen Zustand dieses Reichs schildern; und ich sage zum Voraus, daß, wenn es nicht ganz vollkommen mit dem, was bisher davon geschrieben worden ist, übereinstimmt, es darum nicht minder wahr seyn wird.

Der

Der Herzog und die Marquise von Prie hatten in der Königin die ganze Erkenntlichkeit und Gefälligkeit gefunden, welche sie sich von ihr versprochen hatten. Diese Fürstin, einzig mit dem Verlangen beschäftigt dem König zu gefallen, dachte nicht im geringsten an Geschäfte; und der König durch die Jagd, die Festins und Reisen nach Chantilly, Rambouillet oder Marly zerstreut, würde sich durch die besondern Umstände der Regierung oder der politischen Unterhandlungen sehr belästigt gefunden haben. Folglich regierte der Herzog mit seiner Mätresse und den seine Stelle vertretenden Paris, ganz allein. Er machte alle Tage, nach dem Beispiel des Regenten, dem König seinen Hof, und sprach so gedrungen von einigen Geschäften, daß es den Schein hatte, als wolle er sie mit ihm oder vielmehr in seiner Gegenwart ausrichten. Der Bischof von Frejus unterließ nie sich dabei als Dritter einzufinden. Dieser ewige Dritte fiel dem Herzog sehr beschwerlich und missfiel der Marquise sehr, welche immer noch das Verzeichniß der geistlichen Aemter bedauerte, und den Entwurf machte, sich dessen unter dem Namen ihres Liebhabers zu bemeistern. Um sich den alten Bischof vom Halse zu schaffen, erdachte sie ein Mittel, durch welches sie selbst

seine Stelle einnehmen, und fast offenbar in den Staatsrath treten könnte. Sie überredete ihren Liebhaber, den König dahin zu vermögen bei der Königin zu arbeiten, die er damals wenigstens mit der Liebe liebte, die ein jeder junger Mensch für das erste Frauenzimmer fühlt, dessen er genießt. Der Lehrer, der dort keinen Unterricht zu geben hätte, würde seinem Zögling nicht dahin folgen, dergestalt daß, ohne sehr gestoßen zu werden, er von seiner Stelle herunter glitschen, und sich natürlich auf der Erde befinden würde. Dann würde die Marquise, unterstüzt durch die Gütigkeiten der Königin, sich als vierte Person einführen und von da den Staat regieren. Ob ihr gleich der Plan bewundernswürdig schien, so entsprach ihm doch der Erfolg nicht.

Da also der Herzog eines Tages den König beredet hatte, bei der Königin zu arbeiten, so begab sich der Bischof von Frejus, der nichts davon wußte, um die gewöhnliche Stunde in das Kabinet des Königs, worin er sich auch wie gewöhnlich befand. Aber da nach einigen Augenblicken der Herzog nicht ankam, gieng Seine Majestät, ohne dem Bischof etwas zu sagen, hinaus und zur Königin, wohin sich der Herzog begeben hatte. Als der Bischof

allein

allein geblieben und wartend, die Stunde zur Arbeit mehr als verflossen sah, zweifelte er nicht, daß man ihn hätte ausschließen wollen. Er gieng in seine Wohnung zurük, schrieb dem König einen Brief eines betrübten, sogar beleidigten Mannes, aber zärtlich und ehrfurchtsvoll, in welchem er von seiner Majestät Abschied nahm und meldete, daß er seine Tage in der Einsamkeit beschließen würde. Er trug dem ersten Kammerdiener Niert auf, diesen Brief zu übergeben, und reiste sogleich nach Issy ab, um sich dort in das Haus der Sulpicianer zu begeben, wo er dann und wann hingieng, um auszuruhn.

Als der König wieder in seinem Zimmer war, und den Brief gelesen hatte, hielt er sich für verlassen. Seine Thränen flossen, und um seinen Schmerz den Augen seiner Bedienten zu verbergen, floh er in seine Garderobe. Niert gieng sogleich zum Herzog von Mortemart, ersten Kammerjunker, und benachrichtigte ihn von dem, was vorgieng. Dieser kam zum König gelaufen, fand ihn trostlos und hatte viel Mühe, ehe er ihn zum Geständnis der Ursache seines Schmerzes brachte. Mortemart nahm hierauf den Ton des Eifers und des Verdrusses

an: Ey was, Sire, sagte er zu ihm, sind Sie nicht König? lassen Sie dem Herzog sagen, daß er augenbliklich den Bischof von Frejus holen lasse, und sie werden ihn wiedersehn. Mortemart, der den König über den Befehl, den er zu geben hatte, in Verlegenheit sahe, bot sich an, es auf sich zu nehmen. Der junge Fürst, sehr erleichtert, nahm die Anerbietung an, und Mortemart gieng und machte den Befehl dem Herzog bekannt, welcher bestürzt darüber wurde. Er wollte Schwierigkeiten machen: allein Mortemart, welcher für sich selbst die Gefahr fühlte, wenn ihm ein Auftrag fehlschlüge, für dessen Urheber sowohl als Ueberbringer ihn der Herzog bald ansehn würde, sprach so standhaft, daß er gehorchen mußte.

Sobald als der Expresse fort war, hielten der Herzog, die Madame von Prie, und ihre Vertrauten miteinander Rath über ihre Lage. Einer von ihnen that den Vorschlag, den Bischof auf dem Weg von Issy nach Versailles anzuhalten, und ihn sogleich den Weg nach einer entfernten Provinz, ohngefähr wie die seinige, nehmen zu lassen, wo ihn eine Lettre de Cachet in Verweisung zurükhalten würde. Der Streich war kühn; aber es ist wahrscheinlich, daß er

gelun-

gelungen wäre. Man hätte dem Könige weis gemacht, daß sich der Bischof zurükzukommen geweigert und von selbst entfernt hätte. Niemand, er mochte seyn wer er wollte, hätte es gewagt, einem Prinzen und ersten Minister zu widersprechen; und der König, der noch sehr jung, und damals mehr mit der Königin als mit einem alten Lehrer beschäftigt war, würde den Abwesenden bald vergessen haben. Zum Glük für den Staat, der einem unsinnigen Weibe Preis gegeben war, kam der Bischof, während sich die verdächtige Versammlung berathschlagte, beym König an, der ihn wie seinen Vater empfing.

Horaz Walpoole, Gesandter von England, und Bruder des Robert, Ministers am nämlichen Hofe, bewarb sich sehr um die Freundschaft des Bischofs von Frejus, dessen Macht er voraus sahe, und dessen festes aber noch verborgenes Ansehn er schon merkte. Er war der Einzige, der bey der ersten Nachricht davon nach Issy eilte, dem Bischof Freundschaftsversicherungen zu machen. Da dies vor der Entwickelung der Sache geschahe, so sezte der alte Prälat, so mistrauisch er auch nach Charakter und Erfahrung war, doch von der Zeit ein besonderes

Zu-

Zutrauen in Walpole, das sich dieser zum Nachtheil unsers Seewesens und Handels sehr zu Nutze machte.

Nach dem Auftritt, den wir eben gesehn haben, ist es leicht zu urtheilen, welche Gesinnungen der Herzog und der Bischof von Frejus gegen einander hatten Der erste, welcher sahe, daß man einen dem König so theuern Mann künftig für etwas rechnen müsse, fieng an ihm die größte Achtung zu bezeugen. Der Bischof, der von jeher nur das Wirkliche vom Ansehn schätzte, mied allen Schein von Triumpf, und fuhr seinerseits fort, dem Herzog die Ehrfurcht zu bezeugen, die er seiner Geburt schuldig war. Die Marquise von Prie, welche nur dem Vermögen dieses Prinzen, seiner Person hingegen gar nicht geneigt war, sah nun leicht ein, daß sie dem Verzeichnis der geistlichen Würden entsagen und viele andere Forderungen einschränken müsse. Sie machte dem Prälaten den Hof und vergaß nicht, ihn zu überreden, daß er sie vom Herzoge unterscheiden möchte, den man, sagte sie, als ihren Liebhaber ansähe, ob sie gleich nie mehr als seine Freundin gewesen sey, und daß sie aufhören werde es zu seyn, da sie die Unnützlichkeit der guten Rathschläge sähe, die sie ihm

gäbe.

gäbe. Es ist sicher, daß der beste Beweis, den sie von ihrer wenigen Liebe für den Herzog geben konnte, die Anführung einiger Beispiele von Untreue, die sie öfters an ihm beging, gewesen wäre, aber es wurde ihr nicht so leicht, den alten Bischof als einen jungen Prinzen zu betrügen. Er war fest entschlossen, den Staat von alle dem zu befreien, was seit der Regentschaft Theil an der Regierung gehabt hatte, und zögerte nicht es auszuführen. Es scheint nicht, daß der Herzog, vor seinem Falle, den geringsten Verdacht darüber gehabt habe: denn wenn er sich selbst zurükgezogen hätte, so würde er seiner Verweisung ausgewichen, und vielleicht zum Theil der Demüthigung, welche die Ungnade der Marquise begleitete, zuvorgekommen seyn.

Wie dem auch sey, da der König nach Rambouillet gehn sollte, wohin der Herzog ihm zu folgen ernannt wurde, reiste er zuerst ab, und ließ diesem Prinzen sagen, er möchte nicht auf sich warten lassen, welches vielleicht zu viel war; denn der Bischof von Frejus hatte wahrscheinlicherweise den ganzen Plan der Ausführung angeordnet, und sogar die Worte dictirt.

Kaum war der König aus Versailles, als ein Gardehauptmann dem Herzog die Ordre be-

bekannt machte, sich nach Chantilly zu begeben, während daß man der Marquise eine andre überbrachte, die sie auf ihr Landgut Courbepine in der Normandie verwies. Um das, was sie betrift, zu beschließen, und ihrer nicht mehr zu erwähnen, so sah sie anfangs ihre Ungnade als ein vorüberziehendes Gewölk an. Einer ihrer besondern Freunde, welcher mit ihr den Tag ihrer Abreise zu Mittage as, hat mir gesagt, daß sie ihn gefragt habe, ob er glaube, daß diese Verweisung lange dauern würde. Er war mit dem Hofe zu bekannt, als daß er hätte daran zweifeln sollen; gab ihr aber eine tröstende Antwort. Es sey nun, daß die Hofnung sie unterstüzte, oder daß der Kummer in ihr nicht jede andre Empfindung erstikte, genug, sie gieng eine Stunde vor ihrer Abreise in ein Kabinet, wohin sie einen unbekannten Liebhaber hatte kommen lassen, von dem sie Abschied nahm. Sie waren vermuthlich zu beschäftigt mit einander, oder zu eilfertig, um darauf bedacht zu seyn, die Fenster zuzumachen, und gestatteten also selbst, daß einige Personen aus den Fenstern eines benachbarten Hauses Zeugen dieses zärtlichen Lebewohls waren. Diese Augenzeugen behielten das Geheimnis nicht bei sich; da sie aber nicht nahe genug waren, um

den

den begünstigten Nebenbuhler des Herzogs genau zu unterscheiden, und niemand weniger als den Secretär des Gemahls beargwohnten, so erwies man dem einzigen Mann, von dem man wußte, daß er diesen Tag mit ihr zu Mittag gegessen hatte, und der mir diese Anecdote erzählt hat, die Ehre, ihn damit aufzuziehn.

Die Standhaftigkeit der Frau von Prie erhielt sich nicht lange. Kaum war sie zu Courbe-peine, als sie erfuhr, daß ihre Stelle als Hofdame der Königin ihr genommen, und der Marquise von Alincourt gegeben wäre. Jezt sah sie deutlich ein, daß dies vom Hofe gejagt hieß, um nie wieder dort zu erscheinen. Die Verzweiflung überfiel sie, und der Kummer verzehrte sie, ohne daß sie einmal den Trost hatte, dem Arzte, den sie kommen ließ, und dem Silva, Arzte des Herzogs, von dem sie Rath erhielt, zu überreden, daß sie wirklich krank sey. Sie behaupteten immer, daß es nur Vapeurs oder Nervenanfälle wären, eine Krankheit, welche anfing Mode zu werden, welche die Vapeurs verdrängt hat, und welche unter der Anzahl derjenigen ist, mit welchen die Aerzte ihre Unwissenheit bemänteln. Wenigstens kennen sie noch nicht die Zeichen des

Ver-

Verzweiflungtodes; denn sie hatten die Frau von Prie noch an dem Tage, als sie starb, als Kranke in der Einbildung behandelt, nachdem sie funfzehn Monate in ihrer Verweisung sich abgezehrt hatte.

Vom Kardinal von Fleuri.

Der Bischof von Frejus, öffentlich mit des Königs Zutrauen, das er immer gehabt hatte, beehrt, hätte sich können zum ersten Minister ernennen lassen; aber zufrieden, dessen Macht zu besitzen, ließ er die Titel und sichtbaren Verrichtungen desselben unterdrücken, und rieth wahrscheinlich dem König, nie wieder einen einzusetzen. Der Kardinal Mazarin hatte sterbend Ludwig dem Vierzehnten den nämlichen Rath gegeben. Das Kriegsdepartement wurde dem Herrn le Blanc zurükgegeben; Pelletier des Forts erhielt die General-Controle der Finanzen, und Bertelot von Montchene, Bruder der Frau von Prie, für welchen sie eine sechste Finanzintendantenstelle hatte ernennen lassen, wurde genöthigt abzudanken. Die ganze Administration des Herzogs wurde verändert, und diejenigen, welche gezwungen wurden, sich wegzubegeben, wurden angesehn, als hätten sie ihren Abzug verlangt. Auf die Art wer-

werden immer die Leute in den öffentlichen Nachrichten angekündigt, welche mit dem meisten Aufsehn und oft mit Gerechtigkeit von ihren Aemtern gejagt werden. Wer die Geschichte nur nach den gedrukten Zeitnachrichten kennt, weiß kaum das Skelet davon.

Die interessanteste Operation für das Publikum war die Unterdrückung des funfzigsten Theils. Der Bischof von Frejus, ohne den Regierungsplan zu verändern, den er eingeführt fand, und welcher im Finanztheil eine andere Form bedurft hätte, führte wenigstens eine ökonomische Administration ein, welche er in dem ganzen Laufe seines Lebens, so lange seine Ministerschaft dauerte, standhaft befolgt hat. Man kann ihm vielleicht zu viel Zutrauen in die Finanzpächter vorwerfen. Er mußte doch wissen daß ihr vorgebliches Ansehn nur dasjenige ist, das sie selbst vom Könige erhalten, wenn es scheint als liehen sie es ihm. Er unterstüzte sie, weil er die Mittel nicht kannte, ihrer zu entbehren, oder weil er vielleicht fürchtete, in seinem Alter eine Reform zu unternehmen, die er nicht Zeit haben würde zu endigen oder zu befestigen. Den Fehlern half er durch Ordnung und Sparsamkeit ab, welche von jeder Regierung die Grundlage seyn

müssen. Was aber das Wesentlichste ist, er gab zu dieser Regel selbst das Beispiel. Nie war ein Minister so uneigennützig. Er wollte an Einkünften nicht mehr annehmen, als was, ohne dem Staate etwas abzunehmen, nothwendig war, um ein sittsames Haus und einen mäßigen Tisch zu führen. Auch war seine Verlassenschaft kaum die eines mittelmäßigen Bürgers, und würde zu dem zehnten Theil der Unkosten für das Grabmal nicht hinreichend gewesen seyn, das ihm der König hat errichten lassen. Sein Tod konnte an jene entfernte Zeiten erinnern, wo Bürger, nachdem sie dem Vaterlande gedient hatten, so arm starben, daß es genöthigt war die Begräbnisunkosten herzugeben. Die Finanzpächter, gegen welche er zu gefällig war, durften es gleichwohl nicht wagen die Pracht sehen zu lassen, welche wir nachher Leute, aus dem Staube der Expeditionen erhoben, haben auskramen sehen. Unter diesem Minister war die Einnahme weniger hart, und die Bezahlungen waren pünktlicher. In wenig Jahren brachte er die Ausgabe der Einnahme gleich, indem er diese nur durch die Oekonomie allein verbesserte.

Da ich nur Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und keine Lobrede halten will, so werde ich

ich nicht verschweigen, daß man diesem Minister mit Grund vorwirft, daß er das Seewesen habe fallen lassen. Sein Oeconomiegeist betrog ihn über diesen Punkt, und sein Zutrauen in Walpool ließ ihn glauben, daß er mit den Engländern einen unverletzlichen Frieden unterhalten, und folglich die Unkosten einer Seemacht ersparen könnte. Er hätte einsehn sollen, daß die Dauer des Friedens von der Sorgfalt abhienge, mit welcher er ihn zu erhalten suchte, daß er mit seinem Charakter fest verbunden wäre, und daß unvorhergesehene und erzwungene Umstände einen Krieg mit den Engländern, unsern natürlichen Feinden, sehr leicht entzünden könnten. Durch einen sonderbaren Widerspruch, fürchtete er eines Theils Veränderungen zu unternehmen, die ihm sein hohes Alter nicht zu endigen erlauben würde, und andern Theils handelte er doch, als ob er sich unsterblich geglaubt hätte.

Wenn er bisweilen die Oeconomie zu weit trieb, so murrten diejenigen, welchen sie Zwang auflegte, und bemühten sich, ihre Freunde zu überreden, daß er die Sachen nicht im Großen sähe, und tausend Narren, die weder im Grossen noch im Kleinen sahen, wiederholten das

nämliche Gerede. Aber das Volk und der Bürger, das heißt, was am zahlreichsten und nüzlichsten im Staate ist und die Grundlage und Stärke desselben ausmacht, konnten sich zu einem Minister Glük wünschen, der ein Königreich wie eine Familie regierte. Welchen Vorwurf man ihm auch machen kann, so wäre für den Staat zu wünschen, daß er Nachfolger von seinem Charakter, mit einem eben so unumschränkten Ansehn als das seinige hätte. Was endlich entscheidend ist, man hat die Regentschaft nicht zurükgewünscht, man hat die Ministerschaft des Herzogs verflucht, seinen Nachfolger aber wünschte man wieder auferwecken zu können, und in Rüksicht dessen, was wir nachher gesehn haben, wissen wir woran wir uns halten müssen. Ich werde davon reden.

Der Bischof von Frejus hat sich ohne Zweifel zu sehr mit der Constitution beschäftigt, die er nebenbei mit der Gegenpartei hätte können sterben lassen. Aber es war fast widernatürlich, daß ein Prälat, der mit seiner Lage ziemlich zufrieden war, Erhabenheit genug besaß, nicht nach der Ehre des Kardinalats zu streben, und das sicherste Mittel, wie er sie erhalten konn-

konnte, nicht zu ergreifen. Er hatte den Titel als erster Minister nicht angenommen; aber er wollte sich wenigstens die Würde verschaffen, die seine geistlichen Vorgänger an seiner Stelle gehabt hatten. Man kann sich leicht vorstellen, daß er keine Schwierigkeiten fand. Die erste Promotion der Kardinäle, die geschehen sollte, war diejenige der Kronen, und der König gab seine Ernennung dem Bischof von Frejus. Aber diese Promotion war nicht nahe, und der Prälat hatte Eile zu genießen; man mußte ihn also außer der Rangordnung zum Voraus ernennen lassen. Da die Genehmigung des Kaisers und des Königs von Spanien nöthig war, so erklärte ihnen der König, um sie zu erhalten, er verlange blos, daß nur die Ernennung Frankreichs, nicht die Promotion, um einige Zeit eher geschehe. Die beiden Fürsten, die nichts dabei verloren, gaben ihre Einwilligung, und würden wahrscheinlicher Weise dem Pabst erlaubt haben, einem mächtigen Minister, auf dessen Erkenntlichkeit sie sich ein Recht erwarben, den Hut proprio motu zu geben. Aber der Bischof, dem wenig daran lag, ob ein Kardinal mehr in Frankreich wäre, machte keinen Gebrauch davon, und begnügte sich mit einer Auszeichnung, die nicht zu viel Auffal-

lendes hatte. Dies war übrigens seinem Character gemäß. Er hatte den heiligen Geist-Orden und das Erzbisthum zu Reims zu einer Zeit abgeschlagen, wo jeder andere davon geblendet worden wäre.

Ohne Pracht, mit einem bescheidenen Aeußern, indem er das Wahre dem Prahlen der Macht vorzog, hatte er eine unumschränktere und weniger widersprochene Macht, als Mazarin mit seinen Intriguen, und Richelieu, indem er Köpfe abhieb.

Eine Ministerschaft von fast siebzehn Jahren war eine glükliche Zwischenregierung; was ihr folgte, ist nur eine Anarchie gewesen, und der Kardinal von Fleuri wird mir weniger Begebenheiten der Geschichte im Innern des Staats verschaffen, als ein Jahr der Regentschaft. Das macht, weil das ganze Ansehn beständig unter den Händen des Kardinals war, und weil alle Meinungen, die so oft unter verschiedenen Ministern mit Gleichheit der Gewalt getheilt, und folglich dem Staate so nachtheilig sind, sich in einem einzigen vereinigten. Alles gieng auf der nämlichen Linie; alle die vernünftig waren, wagten es niemals, bey dem König etwas wider seinen Minister zu haben. Sogar die Königin sahe die Folgen davon

von ein. So unzufrieden sie auch mit der Ungnade des Herzogs von Bourbon und der Veränderung des Ministeriums war, so suchte sie doch keinen Einfluß in die Regierung zu haben, und beobachtete von der Zeit an ihre Pflichten, die sie nachher bei keiner Gelegenheit aus den Augen sezte.

Das Betragen der Königin, der Gehorsam der Unterminister, und die Unterwürfigkeit der Hofleute, rufen mir den Aberwiz einiger jungen Unbesonnenen vom Hofe zurük, die sich eines Tags unterfiengen, eine Rolle spielen zu wollen. Der Kardinal hatte sie zu den Vergnügungen des Königs, und zwar in einer Art von Vertraulichkeit gelassen. Sie hielten sie in ihrer Einfalt für Zutrauen von Seiten dieses Fürsten, und bildeten sich ein, daß sie sich würden der Deichsel der Geschäfte bemächtigen können. Der Kardinal wurde davon benachrichtigt, und wahrscheinlich durch den König selbst. Unter Richelieu, welcher aus der geringsten Verletzung seines Ansehns so leicht ein Verbrechen zu machen, und Richter zu finden wußte, deren Geschlecht nie verloren geht, hätte die Unbesonnenheit dieser jungen Leute üble Folgen haben können. Der Kardinal von Fleuri, der die Sachen nicht so ernsthaft und

tragisch nahm, lachte vor Mitleiden darüber, behandelte sie als Kinder, schikte die einen auf ihre Güter, um noch einige Zeit zu reifen oder bei ihren Vätern verständig zu werden, und verachtete einige andere genug, um sie bei Hofe den lächerlichen Anzüglichkeiten Preis zu geben, die man ihnen nicht ersparte. Es ist jezt unnüzlich, ihre Namen aufzusuchen: sie haben sich in der Folge auf keine Art einen gemacht, und sind völlig vergessen. Dies ists, was man damals la conjuration des marmousets, die Verschwörung der Gelbschnabel, nannte.

Man könnte die Administration des Kardinals von Fleuri durch eine einzige Bemerkung zum Voraus characterisiren, wenn man einen Monat seiner Ministerschaft umständlich beschreiben wollte. Hierin würde man das Gemälde von mehr als sechzehn Jahren haben, wenn man den Krieg von 1733 und den von 1741 davon ausnähme; gezwungene Lagen, wohin er mehr gezogen wurde, als daß er selbst dazu geneigt war.

Als er nach Erhaltung des Barets aus den Händen des Königs, ihm seine Danksagung abstattete, erwies ihm dieser Fürst die Ehre, ihn in Gegenwart des ganzen Hofs zu umarmen, und bezeigte eben so viel laute Freude,

als

als der Kardinal in sich verschließen konnte.

Jedermann glaubte Antheil an der Erkenntlichkeit des Kardinals von Fleury zu haben, und wollte Vortheil daraus ziehn. Der Pabst bediente sich seiner, um seine wankende Constitution zu unterstützen. Zinzendorf, Großkanzler des Reichs, und der Herzog von Richelieu, unser Gesandter in Wien, hatten bald Ursache es sich Dank zu wissen, erster, vom Kaiser bei der Unterhandlung des Huts gebraucht worden zu seyn, lezterer, die Korrespondenz gehabt zu haben. Beide hatten den Kardinal in einer Begebenheit nöthig, die sie persönlich anging, und die der Geschichte nicht würdig wäre, wenn sie nicht dazu beitrüge, Männer kennen zu lernen, die eine Rolle in den Geschäften spielten.

Der Abt von Zinzendorf, Sohn des Großkanzlers, der Graf von Westerloo, Hauptmann der Hellebardierer des Kaisers, und der Herzog von Richelieu, waren in Wien in Vergnügungs-Verbindung. Einer von den Betrügern, welche von der Leichtgläubigkeit gewisser starker Geister leben, die nicht so selten sind als man denkt, und an die Magie und andere dergleichen Ungereimtheiten glauben, überredete unsere drei Herren, daß durch Vermittlung des

Teufels er einem jeden die Sache, die er am meisten wünschte, verschaffen wolle. Man sagt, daß der Wunsch des Herzogs, der Schlüssel zu dem Herzen der Fürsten gewesen sey; denn des Schlüssels zu dem Herzen der Frauenzimmer glaubte er schon gewiß zu seyn. Der Sammelplaz zur Hervorrufung des Teufels war in einer Steingrube bei Wien. Sie begaben sich in der Nacht dort hin. Es war im Sommer, und die Beschwörungen dauerten so lang, daß der Tag anbrach, als die Steinbrecher, welche an ihre Arbeit giengen, ein s. durchdringendes Geschrei hörten, daß sie hinzuliefen, und die Versammlung mit einem Mann als Armenier gekleidet, antrafen, der in seinem Blute schwamm und die lezten Seufzer ausstieß.

Vermuthlich war dies der vorgebliche Hexenmeister, den diese Herren eben so grausam, als betrogen und beschämt es geworden zu seyn, ihrem Verdruß aufgeopfert hatten. Die Arbeiter, aus Furcht als Mitschuldige angesehn zu werden, liefen gleich fort, und sagten das an, was sie gesehn hatten. Als die Diener der Gerechtigkeit die Namen der Verbrecher, und hauptsächlich den des Abts von Zinzendorf er-

erfuhren, gaben sie dem Kanzler, seinem Vater, Nachricht davon, welcher nichts vergaß, um diese Sache zu unterdrücken. So ernsthaft sie auch für alle drei war, so gieng sie doch vorzüglich den Abt von Zinzendorf an, weil er die Ernennung zur Kardinalswürde hatte, und die Promotion bald vor sich gehn sollte.

Der Kanzler hatte diese Ernennung für seinen Sohn von einem englischen Abt Strickland gekauft, der ein Intrigant vom ersten Range war, und das Mittel gefunden hatte, sich die Ernennung von Polen zu verschaffen. So geschikt Strickland auch war, hatte er doch durch ein Schiksal, das den Intriganten sehr gemein ist, keinen ganz reinen Ruf, und seine unordentliche und zu bekannte Sitten ließen ihn befürchten, daß er in Rom, wo die Mitwerber ein bewundernswürdiges Talent besitzen, einander Striche durch die Rechnung zu machen, seine Hofnungen nicht zur Wirklichkeit bringen würde. Er hielt es also für rathsam, um nicht alles zu verlieren, seine Rechte oder Anwartschaft dem Großkanzler für seinen Sohn zu verkaufen, dem, weil er das Departement der fremden Geschäfte hatte, es sehr leicht war ihn an des Stricklands Stelle zu setzen. Aber das Abentheuer des

Abts

Abts von Zinzendorf flößte dem Vater und dem Sohne die gerechteste Furcht ein. Eine Theilnahme an Zauberey würde in Rom von größerer Aergerniß gewesen seyn, als die Sitten des Strickland und die Ermordung des Armeniers. Die Verbrechen der Meinungen, so ungereimt sie auch seyn mögen, überwiegen an diesem Hofe diejenigen, welche die Moral angreifen und die Natur beleidigen.

Der Kanzler erstikte, so sehr ers konnte, diese Geschichte zu Wien, schrieb dem Kardinal von Fleuri darüber, und bat ihn, ihn in diesem Falle durch Unterstützung des Herzogs von Richelieu beizustehn und das Gerücht, das nach Frankreich kommen könnte, für Verleumdung auszugeben. Der Kardinal, für den der Kanzler sich in Betref des Hutes verwendet, und den der Herzog von Richelieu beredet hatte, daß er ihm sehr gedient habe, that das gern was man von ihm verlangte.

Hiermit aber war noch nicht alles geschehn; man mußte vorzüglich verhindern, daß die Sache nicht zu ungünstig für den Zinzendorf bis nach Rom dränge. Die bloße Muthmaßung des Verbrechens der Zauberei bringt Excommunication mit sich. Der Kanzler faßte den Entschluß, dem Pabste ein Memoire zu

schicken,

schicken, worin die Begebenheit unter dem Schein von Unbedachtsamkeit junger Leute vorgestellt war, welche die Verleumdung misbrauchen könnte, für welche man aber doch um eine Absolution ad cautelam bäte. Man erhält sehr leicht zu Rom eine Absolution, wenn man dort die Macht anerkennt, sie zu geben, und wenn ein mächtiger Minister darum bittet. Sie wurde dem Abte Zinzendorf und dem Herzog von Richelieu insgeheim gegeben. Kurze Zeit nachher erhielt der Abt den Purper und um allen Argwohn zu zerstreuen wurde der Herzog in der nächsten Beförderung zum Ritter des heil. Geistes gemacht, und erhielt sogar die Erlaubnis die Ordenszeichen vor seiner Aufnahme zu tragen. Westerloo, der keinen Minister zum Vater, und auch kein persönliches Ansehn hatte, ward der Sühnbok des Abentheuers, entfloh aus Wien, verlor sein Amt, und kam nach Flandern, seinem Vaterlande zurük, wo er in der Dunkelheit lebte und starb.

Nachdem sich der Herzog von Richelieu einige Zeit eingeschlossen gehalten hatte, zeigte er sich, mit seiner heimlichen Absolution versehn und mit dem Orden geziert, in Wien glänzender als jemals, und vernichtete einen Theil des Verdachts, durch die Zuversicht, mit welcher

er

er ihm Troz bot. Es dauerte aber nicht lange, so nahm er seinen Abschied, durchreiste Italien, ohne jedoch durch Rom zu gehn, wo ihm nichts daran gelegen war seine Absolution vom Pabste bestätigen zu lassen. Noch weniger wagte ers Modena zu nahe zu kommen. Die Vertraulichkeiten, die zwischen ihm und der Herzogin, als sie noch Mademoiselle von Valois war, geherrscht hatten, ließen ihn von Seiten des Gemahls eine Aufnahme und einen Streich nach italienischer Eifersucht befürchten. Er kam nach Frankreich zurük, und wurde sehr gut vom Kardinal empfangen, der ihn beim König einführte, von dem er ziemlich gut aufgenommen wurde, und ausgezeichnete Gnadenbeweise erhielt, ohne jemals ein wahres Zutrauen genossen zu haben. Wir werden ihn mit wichtigen Aemtern beladen, und glänzende Fortschritte machen sehen, ohne daß er je mehr als ein Mann nach der Mode ward.

Der Kardinal, der, so lange seine Ministerschaft dauerte, nie aufgehört hat daran zu arbeiten, den Frieden im Königreiche zu erhalten oder wiederherzustellen, beschäftigte sich auch mit der Sorge ihn bei allen andern Mächten Europens zu erhalten. Er wußte, und jederman weis, daß sie nie gegeneinander Krieg führen,

ren, ohne daß Frankreich durch irgend einen Umstand mit fortgerissen werde. Er suchte also, und es gelang ihm, das Interesse des Kaisers, Englands, Spaniens, und ihrer Verbündeten mit einander zu vereinigen. Die Rache des Hofs zu Madrit gegen Frankreich wegen Zurükschickung der Infantin zog hauptsächlich die Aufmerksamkeit des Kardinals auf sich. Die Niederkunft der Königin von Spanien war die Gelegenheit, welche man ergrif um die Aussöhnung anzufangen. Der König schrieb sogleich seinem Onkel über die Geburt des Infanten einen Glükwünschungs- und Freundschaftsbrief, der den König Philipp so rührte, daß er auf der Stelle erklärte, die Versöhnung sey geschehn. Die Königin war nicht so leicht wieder zu besänftigen, und ob sie gleich genöthigt war, ihren Gesinnungen Zwang anzuthun, so mußte doch der Graf von Rothenburg, der den Auftrag hatte dem Infanten den Orden des heiligen Geistes zu überbringen, sich gewissen Formalitäten zu unterwerfen, welche demüthigend gewesen seyn würden, wenn sie nicht kindisch und einzig dazu bestimmt gewesen wären, die Königin wie ein Kind zu besänftigen. Sie verlangte, daß in einer besondern Audienz, die der König und sie dem Grafen von Rothenburg

geben

geben würden, er sie beim Hereingehn knieend bitten sollte, das Unrecht unsers vorigen Ministers zu vergessen. Die Königin, neben dem König sitzend und mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, hob die Augen nicht zum Gesandten auf, als er hereintrat, und schien nicht einmal Achtung darauf zu geben, aber der König ließ ihn aufstehn, und indem er ihn der Königin vorstellte, bat er sie in Frankreich nur den König ihren Neffen, und die Vereinigung zu betrachten, welche zwischen den beiden Kronen seyn sollte.

Philipp der Fünfte war seiner Familie immer so zugethan, daß seine Versöhnung aufrichtig war; die Königin hingegen schien zwar nach und nach ihre Rache zu vergessen, zeigte aber immer noch genug um zu überreden, wieviel man mit ihr wieder gut zu machen hätte, und um aus Frankreich die größten Dienste für die Infanten zu ziehn.

Hier ist der Ort, wo ich von der Verirrung des Verstandes reden kann, die Philipp zeigte. Obgleich das Publikum von der Melancolie, in welche der König versunken war, etwas wußte, so kannten doch nur wenige Personen die wahren Zufälle derselben. Das Recht den König besonders zu sprechen, welches die Köni-

Königin nicht allezeit vermeiden konnte unsern Ministern als Familien-Gesandten zu gewähren, sezte leztere in den Stand, unserm Hofe von dem Zustande des Königs von Spanien Rechenschaft abzulegen. Ueberdies wollte dieser Fürst sie manchmal zu Augenblicken sehn, wo die Königin sie gern entfernt hätte; und andere Male war die Königin gezwungen in gewissen Umständen, wo es ihr nothwendig wurde alles zu gestehn, ihre Zuflucht zu ihnen zu nehmen. Die Depeschen des Grafen von Rothenburg und des Marquis nachherigen Marschalls von Brancas, unserer Gesandten, geben das traurige Gemälde des Innern vom Spanischen Hofe.

Man hat gesehn, daß Philipp, erzogen in einer blöden Ehrfurcht vor dem Könige und in der Unterwürfigkeit in Rüksicht eines Bruders, dessen Unterthan er werden konnte, einen Charakter des Gehorsams für jeden angenommen hatte, der es unternehmen würde ihn zu regieren. Die Prinzessin Des-Ursins hatte sich dies zu Nutze gemacht, und die Königin brauchte, als sie selbige fortjagte, nur einem entworfenen Plane zu folgen. Die Einsamkeit, in welcher dieser Fürst beständig gehalten wurde, warf ihn in eine Melancolie und zog ihm Vapeurs zu, die bis zur Raserei giengen. Ohne irgend

eine scheinbare Unpäßlichkeit war er bisweilen sechs Monate im Bette, ohne aufzustehn, sich rasiren und die Nägel abschneiden zu lassen, noch weiße Wäsche anzuziehn; und wenn sein Hemde vor Fäulnis abfiel, so nahm er kein andres als das die Königin getragen hatte, aus Furcht, sagte er, man möchte ihn in einem andern vergiften. Er aß, verdauete und schlief gut, obschon zu ungleichen Stunden. Die Stunden der Messe, die in seinem Zimmer gelesen wurde, waren nicht festgesezter. Heute geschah es früh, und Morgen um sieben Uhr des Abends. Im Winter, ohne Feuer, ließ er die Fenster öfnen, und an gewissen brennendheißen Sommertagen ließ er sie zumachen, so daß man fror oder erstikte, ohne daß es ihm beschwerlich zu fallen schien. Er konnte drei flanellene Decken in der größten Hitze ausstehn, warf die leichteste in der heftigsten Kälte von sich, und zeigte sich auf eine ziemlich unanständige Art. So lange er das Bette hütete, beichtete er nicht; aber er murmelte manchmal Gebete her.

Wenn er aufstand, hätte er ohne Stüze gehn können, wenn der Schmerz, den die langen Nägel an seinen Füßen ihm in seinen Schuhen verursachten, ihn nicht daran verhindert hätte.

hätte. Mit seinen langen, scharfen und harten Nägeln zerkrazte er sich im Schlaf, und behauptete hernach, daß man seinen Schlaf benuzt hätte, ihn zu verwunden: andere Male, daß Scorpione um ihn herum wären und ihn stächen. Zuweilen hielt er sich für todt, und fragte warum man ihn nicht begrübe. Mehrere Tage hinter einander beobachtete er ein trauriges Stillschweigen und gerieth oft aus dieser Traurigkeit in Wuth, schlug und zerkrazte die Königin, seinen Beichtvater, seinen Arzt und die sich um ihn befanden, und biß sich mit erschreckendem Geschrei in die Arme. Man fragte ihn, was er fühle. Nichts, sagte er, und einen Augenblik drauf sang er, und verfiel wieder in seine Träumerei. Bisweilen geschah es, daß er plözlich des Nachts aufstand, und ohne Hemde und barfuß ausgehn wollte. Die Königin eilte ihn zurükzuführen; dann schlug er sie dergestalt, daß sie oft blaue Flecke davon trug.

Nachdem er ganze Monate in einer abscheulichen Unreinlichkeit das Bette gehütet hatte, brachte er wieder eben so lange zu, ohne sich niederlegen zu wollen, indem er in seinem Armstuhl schlief, so, daß seine immer hängenden Beine davon anschwollen. Ob er sich gleich wenig Bewegung machte, so war seine

gewöhnliche Mahlzeit doch sehr stark; er verlangte die kräftigste Nahrung, die härtesten Speisen. Um zehn Uhr des Morgens nahm er eine Kraftsuppe zu sich, aß zu Mittage zwei Stunden lang, und schlief hierauf fünf oder sechs Stunden hintereinander, ohne vom Tische aufzustehn; bei seinem Erwachen aß er sechs oder sieben Zwiebacke, und nahm um eilf Uhr wieder eine gute Kraftsuppe zu sich.

Aus dem Tage machte er Nacht und aus der Nacht Tag, indem er sich um zehn Uhr des Morgens niederlegte, in seinem Bette zu Mittage aß, mit einigen Ministern arbeitete, und um fünf Uhr aufstand, um die Messe zu hören. Er schlief bisweilen zwölf oder vierzehn Stunden, und den folgenden Tag schlummerte er nur einige Minuten. Er ließ sich auf sein Bette verschiedene Gebetbücher bringen, und die Königin die Psalme oder Kirchengesänge hersagen, die er ihr anzeigte, und die er bald aus diesen bald aus andern nahm. Mitten unter diesen frommen Handlungen bemerkte er eines Tags, daß seine Hündin läufisch sey; er ließ sogleich einen Hund holen, sich vor einer Versammlung von funfzig Personen mit ihr belaufen, und sprach hernach über die

Zeu-

Zeugung mit schmutzigern als gelehrten Reden. Bei andern Gelegenheiten verhinderte ihn seine Andacht nicht sehr, freche Gespräche zu halten. Ich will mich nicht länger bei Abwechselungen von Tollheit und Vernunft aufhalten. Ich unterdrücke die umständlichen Erzählungen, die für mich eben so langweilig sind, als es die Auszüge aus den Depeschen für die Leser seyn werden, wenn diese je erschienen.

Philipp der Fünfte mußte vom stärksten Temperamente seyn, um dieser Lebensart und den Hülfsmitteln, die er nahm, nicht zu unterliegen. Er nahm verschiedene Tage hintereinander eine Büchse Theriak auf einmal, indem er sagte, daß seine Aerzte Schurken wären, welche behaupteten, er sey nicht krank, ob er sich gleich dem Tode nahe fühle, der bald erfolgen würde.

Unerachtet seiner Verirrungen, behielt er doch für die Geschäfte den geradesten Verstand und das sicherste Gedächtnis. Er schlug einst eine Sache ab, die man ihm vortrug. Vor einem Jahre schon, sagte er, habe ich sie verworfen. Seine Vapeurs zerstreuten sich vermuthlich in der Folge; denn ich finde diese umständlichen Erzählungen nur in den Briefen des Grafen von Rothemburg und des Marquis

von Braucas, die in der Spanischen Gesandschaft aufeinander folgten.

Ich will noch bemerken, daß da die heftige Neigung Philipps gegen die Frauenzimmer sich sehr geschwächt hatte, die Königin eines leichten Weges ihn zu regieren beraubt wurde, und da ihr die Natur nicht mehr so gut diente, so nahm sie, wie man sagt, ihre Zuflucht zu reizenden Mitteln, welche oft ihre Wirkung verfehlen. Sie bediente sich eines Tags derselben ohne Erfolg, um Begierden einzuflößen, die sie fest entschlossen war, nicht eher zu befriedigen, bis sie erhalten hätte, was sie wünschte. Es kam darauf an den König zu bewegen, daß er mit dem Parino, auf den dieser Fürst einen Haß geworfen hatte, arbeiten möchte. Er schlug bei dieser Gelegenheit die Königin außerordentlich, indem er sie eine Unglükliche nannte, welche nicht zufrieden, sein Königreich zu Grunde gerichtet zu haben, auch noch seine Ehre und seinen Ruhm anfallen wollte. Um sich ohne Zweifel zu überreden, daß er bei seinen Gewaltthätigkeiten Recht hätte, nöthigte er sie, nachdem er sie geschlagen hatte, ihn um Verzeihung zu bitten. „Ich will,“ sagte er zu seinen Bedienten, „daß sie sich von ihren vier Evangelisten losmache.“ So nannte

te

te er den Patino, den Marschall Scoti, den Erzbischof von Amida, Beichtvater der Königin, und die Kammerfrau Pelkgrine. Wenn von ihnen die Rede war, so gerieth der König in Wuth. Auf diese Entrüstungen folgte oft mehr als Wuth, ein erbittertes Herz, eine abgeneigte Seele. Man urtheilte nach dem häuslichen Umgange des Königs und der Königin, daß sie blos dem hitzigen Temperamente ihres Gemahls, den nur die Frömmigkeit treu machte, ein Ansehn zu verdanken hatte, welches nachher durch die Stärke der Gewohnheit unterhalten wurde. Philipp war in jener Art von Sclaverei, deren Ketten man vor Verdruß schüttelt, ohne sie ganz und gar brechen zu können, noch sogar zu wollen.

Obgleich Philipp alle seine Kinder liebte, so sagte er doch oft mit Fleiß vor der Königin, daß Ferdinand, der Sohn seiner ersten Gemahlin, der Beste unter allen wäre. Als dieser Prinz von einer Krankheit genaß, bezeigte ihm die Königin in Gegenwart des Königs die größte Freude über seine Wiedergenesung; der König hingegen gab seinem Sohne durch einen Wink mit den Augen und mit einem bittern Lächen zu verstehn, daß sie ihn betröge. Sie ist, sag-

te er, von einer unerhörten Falschheit. Sie haßte in der That den Prinzen Ferdinand, ob er ihr gleich die tiefste Unterwürfigkeit bezeigte; aber sein Unrecht war, zu leben und bestimmt zu seyn, über die Kinder des zweiten Bettes und über sie selbst zu regieren; welches beständig auf dem Punkt war, zu geschehn. Seit dem Tode Ludwigs des Ersten, zu dessen Besten Philipp die Regierung niedergelegt hatte, unterhielt er den Gedanken einer zweiten Abdankung, welche die Königin so sehr fürchtete. Er schrieb einst (im Mai 1729) dem Präsidenten von Kastilien, das Conseil zu versammeln, seine Abdankung zu erklären, und daß man den Prinzen von Asturien, Ferdinand, zum König anzuerkennen habe. Die Königin, welche davon benachrichtigt wurde, warf sich ihrem Gemahl zu Füßen, und durch viele Thränen brachte sie ihn dahin, wenigstens den Marquis von Brancas, unsern damaligen Gesandten, um Rath zu fragen. Der Marquis redete ihm im Namen des Königs zu, die Krone zu behalten, und Philipp, auf den dieser Name des Hauptes seines Hauses sehr mächtig wirkte, ließ sich überreden das Billet zurükholen zu lassen und es zu zerreißen. Der Marschall von Tessé hatte der Königin nach dem Tode Ludwigs des

Ersten

Ersten den nämlichen Dienst erwiesen, indem er im Namen Frankreichs den König Philipp bewog, die Krone wieder anzunehmen. Seine Liebe und sogar seine Ehrfurcht für den ältesten Zweig seines Hauses waren so groß, daß, als seine Vapeurs am stärksten waren, und er die Geburt des Dauphins erfahren hatte, er sogleich aus dem Bette stieg, worin er seit mehrern Monaten lag, sich rasiren, reinigen und prächtig anziehn ließ, und außerordentlich munter war.

Seit dem Sturme, den der Marquis von Brancas besänftigt hatte, ließ die Königin ihrem Gemahl weder Feder noch Diente; und um ihn zu zerstreun, versah sie ihn mit kleinen Pinseln von zusammengerolltem Papiere, und Wachsstokschnuppe in Wasser eingerührt, vermittelst dessen er sich mit Zeichnen belustigte. Aber wenn ihn auch die Königin verhinderte, abzudanken, so konnte sie doch den Gedanken daran nicht aus seiner Seele vertilgen, und es blieb darüber ein ewiger Streit unter ihnen. Philipp, welcher zu regieren aufhören wollte, und in der That nicht regierte, war nichts desto weniger neidisch über sein Ansehn. So wie alle schwache Fürsten, welche sich unfähig füh-

len, ihre Autorität in wichtigen Sachen auszuüben, und sie in Kleinigkeiten sehn lassen, sagte auch Philipp bisweilen, er sey der Herr, und bewies es durch einige Kindereien.

Als er zum Beispiel, im Hafen Sainte-Marie, auf seiner Galeere und im Begrif war, abzureisen, sah er den Anker lichten, fragte, warum dies ohne seinen Befehl geschähe, ließ ihn wieder auswerfen, und eine Minute nachher wieder lichten.

Da er wußte, daß er keinen Minister hatte, den er selbst gewählt hätte, bezeigte er ihnen oft Mismuth. Wenn er beim Unterzeichnen der Ausfertigungen merkte, daß sie sich eine vorzugsweise vor andern angelegen seyn ließen, mischte er sie alle untereinander; ehe er sie unterschrieb, oder legte diejenigen, die er oben fand, unter das Bündel, und verschob ihre Unterzeichnung auf einen andern Tag der Arbeit. Solche, wie Patino war, in denen er Talente bemerkte, die sie misbrauchen konnten, fuhr er hitzig an; hingegen behandelte er die vom eingeschränktesten Verstande weit besser, weil er sie für rechtschaffenere Leute hielt. Es ist ein Dummkopf, sagte er, wenn er von irgend einem unter ihnen sprach, aber es ist ein rechtschaffener Mann: eine ziemlich gemeine,

oft

oft sehr falsche und den Einfältigen sehr nützliche Meinung.

Die Königin hatte natürlichen Verstand, aber ohne die geringste Kultur: oft zeigte er indessen auch eine falsche Richtung, und die Leidenschaft verirrte ihn noch mehr. Da sie immer ihr eigenes Interesse suchte, betrog sie sich darin bei vielen Gelegenheiten, und schlug falsche Wege ein um hin zu gelangen. Sie besaß Ehrgeiz, ohne Erhabenheit der Seele. Zu den Geschäften aus Mangel an Kenntnissen unfähig, machte Mistrauen und Argwohn ihre ganze Klugheit aus. Sie hatte das Listige und die Anschläge von Leuten aus dem Volke. Heftig von Character, hielt sie sich aus Eigennuz zurük. Indem sie Argliſt da anwendete, wo Aufrichtigkeit ihr besser gedient hätte, vermuthete sie immer, daß man sie betrügen wolle, weil sie diese Absicht hatte. Sie hörte die Ohrenbläser gern; eine Neigung, welche den Hof eines Fürsten mit Verleumdern anfüllt. Bis zum Augenblik ihrer Vermählung war sie östreichisch gesinnt gewesen. Ihr bevorstehendes Glük mußte sie natürlich in dieser Rükſicht ändern; aber auf ihren Haß gegen Frankreich folgte ein Neid, der weit gefährlicher für uns in Spanien, als ein ohnmächtiger Haß

in

in Parma war. Sie bewarb sich aus Nothwendigkeit um Frankreich, und hätte in der Vereinigung der beiden Kronen gewünscht, daß alle Anstrengungen gegenseitig oder stärker von unserer Seite, und das Intresse getheilt wäre.

Geschichte der Ursachen des Kriegs von 1756.

Da ich mir weniger vorgenommen habe, eine förmliche Geschichte zu schreiben, als den Geschichtschreibern Nachrichten zu hinterlassen, so unterbreche ich auf einige Zeit diejenigen, die ich angefangen habe, um zu der größesten, unglüklichsten und demüthigendsten Begebenheit dieser Regierung zu schreiten; ich meyne zu dem Kriege, der sich 1755, durch die Seeräuberei der Engländer entspann und dieses Jahr durch den Frieden, dessen Bedingungen sie vorgeschrieben haben, beigelegt wurde.

Ich will meinem Gedächtnisse die Kenntnisse, die ich mir zu verschaffen im Stande gewesen bin, nicht entgehen lassen. Ich weiß, daß,

daß, wenn diese Geschichte bald erscheint, sie der öffentlichen Meinung zu sehr widersprechen wird, um gleich das Zutrauen zu erhalten, das sie verdient. Gewisse Personen, die auf dem Schauplaz erschienen, haben zu viel Interesse mir zu widersprechen, als daß sie es nicht mit desto mehr Eifer und Galle thun sollten, da sie innerlich der Wahrheit der Thatsachen Gerechtigkeit werden wiederfahren lassen. Ich bin noch sicherer, daß, wenn die Zeit den Schleier, welcher jezt so viele Intriguen dekt, wird aufgehoben haben, wenn die Schriften und heimlichen Instrumente von keinen Folgen mehr seyn werden, die Nachkommenschaft sehn wird, daß ich ihrem Urtheil nur werde vorgegriffen haben. Wie viel Meinungen werden nicht von einer Generation als wahr angesehn, deren Falschheit durch die folgende Generation erwiesen wird!

Die Königin von Ungarn, gedemüthigt mit dem König von Preußen nicht anders haben Frieden machen zu können, als durch Abtretung Schlesiens, unterhielt die heftigste Rache, und sahe den Frieden nur als einen Waffenstillstand an, den sie sich wohl zu Nuze zu machen suchte, um die Mittel aufzusuchen, die Waffen mit mehrerm Vortheil wieder zu ergreifen.

Sie

Sie hörte von diesem Augenblik an auf, Frankreich als ihren Nebenbuhler zu betrachten oder zu behandeln. Eine schwankende Politik ließ sie um die Allianz dieser Krone sich bewerben. Blondel war damals Charge' d'Affaires von Frankreich in Wien. Die Königin sprach erstlich weitläuftig mit ihm über den Unterschied der gegenwärtigen Lage der Häuser Frankreich und Oestreich von derjenigen, welche sie zweihundert Jahre vorher gegen einander gewaffnet hatte. Sie sezte hinzu, daß die Gleichheit jezt so vollkommen unter ihnen wäre, daß sie nicht mehr daran denken sollten, zu brechen, und daß ihre Vereinigung die Ruhe von Europa sichern würde, oder daß, wenn irgend eine geringere Macht es versuchte, sie zu stören, die beiden vorzüglichen Höfe berechtigt und im Stande seyn würden, sie zum Gehorsam zu bringen.

Blondel, den es schmeichelte der Unterhändler eines solchen Plans zu seyn, unterrichtete eilig den Marquis von Puisieux, Minister der fremden Angelegenheiten, davon, der es aber nicht für dienlich hielt, mit dem König davon zu sprechen, und Blondeln verbot, diesem Entwurfe zu folgen. Als die Königin unsern Minister ihren Entwürfen zuwider

wider sahe, schob sie die Verfolgung derselben auf, ohne sie dennoch aufzugeben; und als der Marquis von Hautefort nach Wien als unser Gesandter kam, erklärte sie sich ihm deutlicher, als dem Blondel, in der Hofnung, daß ein Mann von Stande mehr Gewicht bei unsern Ministern hätte, als ein bloßer Agent. Außer den politischen Gründen, welche die Höfe dazu bewegen könnten, verbarg sie nicht ihre Rache gegen den König von Preußen. Ich habe, sagte sie, der Ruhe Europens aufgeopfert, was mir am theuresten war, indem ich Schlesien abtrat, wenn aber je der Krieg sich zwischen mir und ihm wieder entzündet, will ich wieder in alle meine Rechte treten, oder ich und der lezte meines Hauses sollen dabei umkommen.

Die Instructionen des Grafen von Kaunitz, welcher als Gesandter nach Frankreich zu der nämlichen Zeit kam, da der Marquis von Hautefort es von Frankreich in Wien war, bezogen sich alle auf diese Absichten der Königin. Zuerst suchte er die Minister und hauptsächlich Madame von Pompadour einzunehmen, deren Ansehen ihm das wichtigste zu seyn schien. Sie war bei dem Gedanken nicht unempfindlich, auf dem Theater der Kabinette eine edlere Rolle zu

spie-

spielen, als die, welche sie gespielt hatte. Sie sah sich, als sie in die Politik trat, als eine Staatsperson an, deren Eigenschaften sie alle zu besitzen glaubte. Sie nahm also das Project des Kaunitz an, und schmeichelte sich unsere Minister zu bekehren; aber sie fand sie alle dem neuen Sistem so zuwider, daß sie es nicht wagte, dem König einen Plan vorzulegen, dem vom ganzen Conseil widersprochen werden würde, und begnügte sich dem östreichischen Minister zu sagen, daß unsere Allianz mit dem Könige von Preußen zu neu geschlossen wäre, um sie aufzuheben, und daß man eine günstigere Zeit erwarten müsse.

Von diesem Augenblicke an hörte der Graf von Kaunitz auf, darauf zu bestehen, kramte viel äußerlichen Prunk aus, entschädigte sich dafür durch eine große häusliche Oeconomie, und schränkte sich darauf ein, gewöhnlich in der begüterten Klasse der Finanz zu leben, wo ich ihn sehr gut gekannt habe.

Als das Ende seiner Gesandtschaft gekommen war, kehrte er nach Wien zurük, und der Graf von Staremberg nahm seine Stelle ein, der mit den nämlichen Instructionen versehen war, und dabei den Auftrag hatte, dem Plane zufolge, die Umstände zu erlauschen.

Sie

Sie zeigten sich bald. Eine englische Escadre, ohne Kriegserklärung, ohne sogar die geringste Unzufriedenheit gegen Frankreich bekannt gemacht zu haben, fiel im Monat Juni 1755 zwei von unsern Schiffen, die Alcide und die Lilie an, und eroberte sie.

Wir hatten damals in London den Marschall von Mirepoix zum Gesandten, einen Mann ehrliebend und muthvoll, ein wahrer Kriegs- und Turnierritter aus den Zeiten Franz des ersten, aber von beschränktem Verstande; dieser verlangte Genugthuung beim englischen Minister für die Feindseligkeit, die eben ausgeübt worden war. Der offene Character dieses Gesandten diente nur dazu, die Arglist und Verstellung derer zu begünstigen, mit welchen er zu thun hatte. Der König Georg befürchtete nicht die Majestät herabzuwürdigen, indem er das Verfahren seiner Minister gut hieß, und ihre Antworten bestätigte. Sie betheuerten ihm die Begierde, die sie hätten, den Frieden zu unterhalten, indem sie sagten, daß sie die Beweggründe dieser Begebenheit nicht begreifen könnten; sie brachten vor, daß die Streitigkeiten, die wir mit ihnen wegen der Gränzen von Canada hätten, in Amerika von Folgen gewesen seyn könnten, die das Treffen, von dem

die Rede war, verursacht hätten; aber daß sie Aufklärungen darüber erwarteten, welche ohne Zweifel den Frieden befestigen würden. Der Marschall, voll Treuherzigkeit, zweifelte nicht im geringsten an derjenigen der Minister, und noch weniger an der Rechtschaffenheit eines Königs. Er ward dafür Bürge bei unserer Regierung, welche sich fast eben so leicht hintergehn ließ.

Es war doch sehr leicht, die Absichten Englands zu durchschauen. Wir wissen wohl, wie neidisch diese Macht, unsere natürliche Feindin, deren ganzes Glük sich auf den Handel gründet, auf den unsrigen war, welcher dem ihrigen seit langer Zeit das Gleichgewicht hielt. Englands wohleingerichteter Plan war, unsere Marine zu zerstören, und sich ganz allein die Macht über das Meer zuzueignen. Es ist nicht zu entscheiden, ob die ersten Uebertretungen des Friedens in Amerika von Seiten der Engländer oder der Franzosen hergekommen sind; aber es ist sehr gewiß, daß die Engländer den Krieg wünschten, und um ihn mit Vortheil zu führen, entschlossen waren, ihn mit unvermutheten und wiederholten Feindseligkeiten anzufangen, welche, indem sie unsere Stärke schwächten, die ihrige vermehren, und ihnen

schon

schon die Uebermacht versichern möchten, ehe wir uns in Vertheidigungsstand setzen könnten. In der That ließen die Engländer, während daß man in Frankreich weiter nichts that, als Gerechtigkeit von ihnen zu fordern, ihre Minister den unsrigen mit dunkeln Antworten abspeisen, und bemächtigten sich aller französischen Schiffe, die sie auf dem Meere antrafen. Diese Seeräuberei dauerte sechs Monate, ehe wir Gleiches mit Gleichem vergalten. Der Marschall von Mirepoix, der sich bis zur Dummheit betrügen ließ, bürgte immer für die friedlichen Gesinnungen des Königs von England, und unser Ministerium, eben so blind als der Marschall, erwartete demüthig Genugthuung. Man wollte, sagte man, daß Europa, Zeuge unserer Mäßigung, wider England aufgebracht und der Gerechtigkeit unserer Sache Beifall geben sollte. Diese Gesinnungen konnten vor Gott verdienstlich seyn; aber wenn eine glükliche Rache sie nicht bald rechtfertigt, so findet sich ein Staat herabgewürdigt vor den Augen der Nationen, welche immer nur den Siegern Beifall geben. Der demüthigende Friede, welcher jezt einen schändlichen Krieg geendigt hat, hat unserm Ansehn einen Stoß in Europa gegeben, wo Frankreich vielleicht von seinem

Range verloren hat. Die Engländer hatten uns schon zehntausend Matrosen genommen, ehe wir daran dachten, sie zu bekriegen; und da Elend oder Gewalt die meisten zwang auf ihren Schiffen zu dienen, so vermehrten sich ihre Kräfte in dem doppelten Verhältnisse, als unsre schwächer wurden. Dies war die erste und die Hauptquelle unsers Unglüks. Wenn wir, ohne die Unterhandlung zu verwerfen, nur beim ersten feindseligen Signale durch Ergreifung der Waffen gehandelt hätten, so würde, da die Kriegsumfälle auf beide Nationen gleich fielen, auch mehr Gleichheit in den vertheidigten Rechten und Prätensionen beider Statt gefunden haben.

Es ist fast unmöglich, daß sich ein Krieg zwischen zwei großen Staaten entzünde, ohne daß die andern nicht Theil daran nähmen. Uebrigens war es sichtbar, daß die Engländer, um uns zu einer Theilung unserer Macht zu nöthigen, darauf bedacht seyn würden, uns einen Krieg von Seiten ihrer Alliirten zuzuziehn. Wir hatten damals ein Bündnis mit dem König von Preußen, das noch ein Jahr (bis zum Monat Juni 1756) dauern sollte, mit der Bedingung, es wieder zu erneuern. Der Baron

von

von Knipphausen, sein Minister in Frankreich, bot sogleich die Hülfe seines Herrn an. Er wollte behaupten, daß sich die Engländer schon der Königin von Ungarn versichert, aber daß wir ihre Maasregeln zunichte machen könnten, und daß wenn Frankreich die Niederlande angreifen wolle, der König von Preußen mit 100,000 Mann in Böhmen einrücken würde. Auf einer andern Seite ergrif Staremberg die Gelegenheit, die Allianz mit der Königin anzubieten; dieses Anerbieten zerstreute den Verdacht, den man uns wider den Wiener Hof beibringen wollte, und schien den Frieden auf dem festen Lande zu versichern.

Unser Conseil, dessen Hauptmitglieder jedes sein besonderes Interesse hatten, war sehr getheilt. Der Kriegsminister von Argenson, wünschte den Krieg heftig, und wollte, daß man den Vorschlag des Königs von Preußen annehmen sollte. Machault, Minister der Marine, bestand darauf, man solle sich blos auf den Krieg zur See einlassen, und führte an: der Zustand unserer Finanzen könnte nicht zugleich zu den Unkosten hinreichen, welche das Land und das Meer verlangen würden; bis jezt wären die Engländer unsere einzigen Feinde;

wenn man dem Antrieb des Königs von Preußen nachgäbe, würde sich die Königin von Ungarn für England erklären; wenn man sich im Gegentheil in ein Bündnis mit ihr einließe, würde der König von Preußen es als einen Bruch des Tractats ansehen, welcher ihn mit uns vereinigte; es wäre also kein anderer Entschluß zu fassen, als unsere Vereinigung mit Preußen zu unterhalten, und mit der Königin eine Unterhandlung anzuknüpfen, welche ihrer Vereinigung mit England zuvorkommen oder sie wenigstens aufschieben, und uns Zeit geben würde, alle unsere Kräfte gegen unsern wirklichen Feind aufzubieten. Der Graf von Argenson erwiderte, daß unser Verfahren einem Kriege zu Lande nicht ausweichen würde; wir sollten ihn also mit Vortheil anfangen, nach dem Plane des Königs von Preußen handeln, die östreichische Langsamkeit außer Fassung bringen, und die Königin außer Stande setzen, den Engländern nüzlich zu seyn.

Was auch der Graf von Argenson für Staatsgründe haben konnte, sein persönliches Interesse verlangte, daß er den Krieg zu Lande anrieth; da dieser alles, was den Hof bewohnt, oder ihm folgt, beschäftigt, so würde sein De-

par-

partement vor dem des Machault, seines Nebenbulers im Ansehn, den Vorzug davon getragen haben.

Die Aufmerksamkeit, die man auf die Seemacht verwendet, ist immer den Begünstigungen, die man einer Landarmee zugesteht, untergeordnet. Wenn die Hauptstadt ein Seehafen wäre, würde die Seemacht den Vorzug haben: so sehr hängt das Moralische und das Politische von localen und physischen Umständen ab. Puisieux, St. Severin und der Marschall von Noailles stimmten der Meinung des Machault bei. Rouille' und der Abbe' Graf von Bernis nahmen die des d'Argenson an. Der Graf von Bernis war noch nicht im Conseil; aber alles wurde ihm von Madame von Pompadour und von den Ministern, den Zeugen der Gunst die er bei ihr genoß, mitgetheilt. Er kam von der Venetianischen Gesandtschaft zurük, und man sah deutlich genug, daß er nicht wieder hingehn, sondern bald bei Hofe die größeste Rolle spielen würde. Er war es, der, den Anerbietungen des Königs von Preußen geneigt, vorschlug, daß wenn man sie nicht annähme, man ihm wenigstens einen Mann von Ansehn schicken möchte, der nach dem Geschmak dieses Fürsten wäre, ihn

zu gewinnen und seine Absichten zu durchschauen suchte. Er ließ die Wahl auf den Herzog von Nivernois fallen, und man konnte keinen bessern treffen; aber man ließ ihn nicht eher als im Monat December (1755) abreisen. Diese, ganz seiner Absicht entgegen laufende Verspätigung schadete seiner Unterhandlung. Die seltensten Talente waren übrigens bei einem Fürsten unnüz, der, indem er das Verdienst auszeichnete, noch besser sein eigenes Interesse unterschied; und der Herzog von Nivernois kam nur nach Berlin, um Zeuge der im Monat Januar 1756 erfolgenden Unterzeichnung des Tractats zwischen England und Preußen zu seyn. Weil man es bei dem Krieg zur See bewenden lassen wollte, hatte man sich begnügt, dem König von Preußen für seine Anerbietungen freundschaftlich zu danken, ohne die der Königin von Ungarn anzunehmen. Dieser Fürst zweifelte nicht, daß diese Begebenheiten den Krieg auf dem festen Lande anzünden würden, und befürchtete das Opfer desselben zu werden. Er wußte, daß die Kaiserin sich mit Frankreich vereinigen und das alte Sistem zu ändern suche. Wenn es ihr gelänge, so konnte es nur seyn, um hernach ihre Waffen gegen ihn zu kehren und Schlesien wieder zu erobern. Wenn

die

die Königin auch nur neutral gegen Frankreich und England geblieben wäre, so würde sie doch im Stande gewesen seyn, einen Fürsten mit Vortheil anzugreifen, der in Schlesien nicht sehr befestigt, mit England in sehr lockerer Verbindung war, und zu dessen Besten Frankreich keine Diversion machen würde. Die Russen, welche die Engländer herbeirufen, vermehrten seine Unruhe, und er konnte mit Grunde befürchten, sich unter so vielen Mächten zertreten zu sehn.

Man kann es also nicht tadeln, daß er seine Sicherheit in einem Bündnis mit dem König von England gesucht hat. Er unterzeichnete jedoch schon während daß in unserm Conseil noch berathschlagt wurde, ob man seine Anerbietungen annehmen oder abschlagen sollte. Es war ihm nicht schwer, von unsern Streitigkeiten unterrichtet zu werden. Die Mätressen, die Freunde und die Klienten unserer Minister waren, nach unserer Gewohnheit, in allen Geheimnissen der Berathschlagungen eingeweiht; und die glänzenden Abendmahlzeiten von Compiegne, wo der Hof war, waren während der ganzen Reise die Zusammenkünfte, wo die politischen Materien nach französischer Art, unter

hübschen Frauenzimmern, galanten Intriguen und freien Einfällen behandelt, zum Conseil vorbereitet wurden. Während daß sich der König von Preußen mit England auf festen Fuß sezte, verbreitete Kniphausen, sein Minister, um den Argwohn davon zu entfernen, und seinen Herrn nach dem Schlusse der Allianz zu rechtfertigen, die Vorschläge mit Fleiß, welche er unserm Minister heimlich gemacht hatte. Diese Unbescheidenheit war zu stark, um nicht verdächtig zu seyn, und von diesem Augenblik an zweifelte der Graf von Bernis nicht mehr an dem Einverständnis des Königs von Preußen mit dem Englischen. Er warnte die andern Minister, aber ohne Erfolg. Sie waren noch nicht überzeugt, daß die Engländer im Ernst den Krieg haben wollten, und betrachteten die wichtigste Staatsangelegenheit als eine Unterhandlung von Banquiers, welche sie wie ein bloßes Misverständnis oder einen Handelsstreit behandelten.

Unmöglich konnte man die Absichten von England nach der Eröfnung des Parlaments verkennen; die Rede des Königs war eine Kriegserklärung und ein Manifest. Der Graf von Bernis, dessen Verdacht durch den Erfolg ge-

rechtfertigt wurde, sprach von diesem Augenblik an mit mehr Nachdruk in den Comite's. Er schlug also vor, von dem Könige von England die Wiedererstattung unserer Schiffe und eine schnelle und bestimmte Antwort zu verlangen, und bei seiner Weigerung augenbliklich alle Unterhandlung abzubrechen, und Minorca anzugreifen.

Staremberg, der nichts vergaß, um uns zu einem Bündnis mit der Kaiserin zu verleiten, hatte uns oft vor dem gewarnt, das der König von Preußen mit England durch den Herzog von Braunschweig unterhandelte. Man fieng also an, das, was vom Wiener Hofe kam, günstiger anzuhören. Die Kaiserin hatte die Absicht gehabt, sich an den Prinzen von Conti zu wenden, welcher damals gewöhnlich mit dem König arbeitete, und ein von Madame von Pompadour unabhängiges Ansehn zu haben schien. Er war überdies mit Madame von Coislin in genauer Verbindung, welche die Favorite auszustechen suchte. Der Geschmak des Königs für Madame von Pompadour war abgenuzt, und sie hatte sich daher genöthigt gesehen, zu Festen, Ballets und Comödien, in welchen sie die vorzüglichste Actrize war, ihre Zuflucht zu nehmen. Diese Vergnügungen, wel-

welche niemals diesem Fürsten sehr geschmeichelt hatten, waren erschöpft, und die Langeweile hatte noch immer das Uebergewicht. Die Reize der Madame von Coislin zogen den König aus dieser Sehnsucht. Es hätte ihr alles gelingen können: aber anstatt ihren Liebhaber stufenweise zu einer auffallenden Huldigung zu leiten, welche ihre Nebenbulerin entfernt hätte, anstatt die Begierden, indem sie selbige reizte, zu stärken, überließ sie sich ihnen so geschwind, daß sie dieselben löschte; sie übergab sich wie ein Mädgen, und wurde auch so gefangen und verlassen. Doch unterließ sie nicht, der Madame von Pompadour viel üble Laune und Kummer zu verursachen; diese sah ein, daß, was eine ungeschikte Nebenbulerin nicht gethan hatte, durch eine andre ausgeführt werden würde. Sie schloß daraus, daß sie sich nicht lange mehr als Mätresse halten würde, und faßte den Entschluß, sich zum Minister zu machen. Dies gelang. Die Geschäfte gaben ihr ein bleibenderes Ansehen, und die Nebenliebeshändel, die der König gehabt hat, machten ihm die Madame von Pompadour nur desto mehr zu seiner nothwendigen Freundin.

Sie

Sie war noch nicht auf dem Punkt, wo wir sie seit mehrern Jahren sehen; aber sie legte es darauf an. Das Ungefähr, die Umstände haben sie dahin gebracht; kein künstlicher Entwurf, noch anhaltend befolgter Plan. Der Graf von Kaunitz, unterrichtet von dem Gemälde unsers Hofs, welches immer nur Augen und keine Scharfsichtigkeit verlangt, urtheilte, daß Madame von Pompadour, so wankend ihr Ansehn auch schien, noch der sicherste Weg sey, um den König zu einem Entschluß zu bringen; und indem er sie mit in die Geschäfte zog, machte er sie zu dem, was er wünschte, daß sie werde, und worauf sie nicht die geringsten Ansprüche zu machen gewagt hätte: zur Beherrscherin von Frankreich.

Die Kaiserin empfand Widerwillen, in einen Briefwechsel zu treten, der ihre Würde, ihre Moral und den östreichischen Stolz zugleich empörte; aber der Graf von Kaunitz zerstreute diese Vorurtheile durch den großen Grundsatz des über Fürsten so mächtigen Interesses. Er erhielt ein schmeichelhaftes Billet von ihr für Madame von Pompadour, der es der Graf von Staremberg eilig übergab.

Madame von Pompadour war so bezaubert, sich unmittelbar von der Kaiserin aufgesucht

sucht zu sehn, welche sie, wo nicht ihres Gleichen, doch wenigstens wie eine Freundin ansahe, deren Entwürfen sie sich entschloß, um welchen Preis es auch sey, zu dienen. Sie kannte die Widersetzung des Ministeriums zu gut, um sich dahin zu wenden. Der Graf von Bernis, der ihr den Anfang seiner Glüksbahn zu verdanken hatte, und dessen Erhebung diese Sache vollenden konnte, schien ihr der einzige Mann, den sie um Rath fragen, und zum Führer nehmen könnte; aber sie hatte von ihm mehr Widersprüche als von irgend einem andern auszustehn. Zu den politischen Gründen fügte er das Interesse der Freundschaft. Er ließ sie bemerken, daß hier nicht von den Unterhandlungen die Rede wäre, die nur auf leichten Gegenständen beruhn, sondern von der gänzlichen Umstoßung eines Sistems, das seit Philipp dem Zweiten die Grundlage der ganzen Politik ausmachte; daß es gefährlich sey, gegen die öffentliche Meinung anzukämpfen, wäre sie auch nur ein Vorurtheil, daß eine Allianz zwischen den zwei ersten Mächten von Europa die Knechtschaft der andern ankündigen würde, und daß von diesem Augenblik an der König dem teutschen Reiche, das ihn bis jezt als den Beschützer seiner Freiheit angesehn hätte, ver-

verdächtig werden würde. Mit welchem Rechte würde er sich künftig für den Bürgen des Westphälischen Tractats ausgeben? Die Kaiserin hätte keinen andern Gegenstand, als den König von Preußen mit Sicherheit anzufallen, uns selbst in ihre Streitigkeiten zu ziehn, und uns die Kriegsunkosten tragen zu lassen, die immer nur Frankreich und England hergeben müßten. Der König würde sich also zu einem Kriege zu Lande gezwungen sehn, dem er ausweichen wollte. Wäre überdies der Erfolg unglüklich, welche Vorwürfe hätte sie sich alsdann als Französin zu machen und vom König auszustehn! Der Graf von Bernis ermahnte sie zum Schlusse, ihrem Liebhaber ferner zu gefallen, ihm die Zeit zu vertreiben, ihm keine üble Laune zu zeigen, und vorzüglich die Geschäfte zu meiden, welche sie ins Verderben stürzen, und der Nation verhaßt machen könnten.

Madame von Pompadour schien zwar mit dem Grafen von Bernis nicht unzufrieden; aber sie gab doch ihre Idee nicht auf, und entschloß sich, bei dem König einen Versuch zu wagen, mit der Bedingung, daß sie nicht darauf bestehn wolle, wenn sie zu viel Widerstand fände; sie fand keinen. Dieser Fürst,

der

der schon vorher Achtung für die Königin von Ungarn hatte, gegen welche wir einen ziemlich ungerechten Krieg geführt haben, hegte ganz entgegengesezte Gesinnungen gegen den König von Preußen, der ein Ketzer, schöner Geist und stolz war. Der König fand sich schon durch einige Scherzreden beleidigt, die ihm von Berlin zu Ohren gekommen waren, ward aber noch mehr gegen ihn durch die Irreligion aufgebracht, welche der König von Preußen so frei bekannte, und war vielleicht neidisch über den Ruhm, den sich ein kleiner Souverän erworben hatte. Schon lange wünschte der König eine katholische Allianz, welche der protestantischen Partei, die in Europa schon das Uebergewicht erhalten hatte, das Gleichgewicht halten möchte. Er rechnete darauf, daß die Vereinigung von Frankreich mit dem Hause Oestreich alle andere Mächte im Zaum halten, auf immer den Krieg entfernen, und England um seinen natürlichen Bundesgenossen bringen würde. Demungeachtet schlug der König, ehe er sich entschloß, der Madame von Pompadour vor, dem Grafen von Bernis aufzutragen, mit Staremberg darüber zu sprechen. Madame von Pompadour, welche die Gesinnungen des Grafen Bernis kannte, und ihn nicht in die Verlegenheit bringen

gen

gen wollte, einem Sistem, das vom Geschmak des Königs war, und das sie heftig wünschte, zu widersprechen, stellte vor, daß, da der Graf von Bernis nicht Minister wäre, er sich weniger als jedes andere Mitglied des Conseils dazu schicken würde; da aber der König darauf bestand, ließ sie ihn bemerken, und bat ihn inständig, sich oft daran zu erinnern, daß nicht sie ihn vorgeschlagen hätte, und daß die Wahl blos von Seiner Majestät käme.

Den folgenden Tag (22sten Sept. 1755) begaben sich Madame von Pompadour und die Grafen von Bernis und von Staremberg nach Babiole, einem kleinen Lusthause unterhalb Bellevüe.

Man kann nicht aufrichtiger seyn, als es der Graf von Staremberg gleich bei der ersten Conferenz war. Die Kaiserin glaubte, daß es der Würde der beiden ersten Kronen Europa's gemäß wäre, ohne den geringsten Umweg zu unterhandeln. Alle Absichten, Forderungen, und Vorschläge des Wiener Hofs wurden vorgetragen, und sie waren so wichtig, daß es schwer war nicht davon hingerissen zu werden. Man wird sie bald sehn; aber dieses neue Sistem war von solcher Wichtigkeit, daß der Graf von Bernis zur Entscheidung die Versammlung des

Conseils verlangte, und während dem ganzen Laufe dieser Sache hatte er die Vorsicht, alle Befehle, die er vom König erhielt, von ihm unterschreiben zu lassen.

Um den Plan, der dem Conseil vorgetragen werden sollte, ins Kurze zu fassen, und ihn nicht im Voraus durchdringen zu lassen, hatten die Grafen von Bernis und von Staremberg einige Zusammenkünfte in einer Wohnung, die ich in Luxemburg hatte und nicht bewohnte, wo sie sich hinbegaben, der eine durch die Gasse von Tournon, und der andere durch die Gasse von Enfer.

Der von der Kaiserin vorgeschlagene Plan war so verführend, daß der König an der Genehmigung des Conseils fast nicht zweifelte. Dennoch konnte ein persönliches Interesse ungelegene Untersuchungen hervorbringen. Puisieux und St. Severin würden sich durch einen Plan beleidigt gefunden haben, der eine Verbesserung des Aachner Traktats war. Der Graf von Argenson aber würde einem Werke, das von Madame von Pompadour eifrig betrieben wurde, nicht sehr günstig gewesen seyn. Um diesen Widersprüchen auszuweichen, befahl der König, daß die Sache, anstatt im versammelten Conseil vorgetragen zu werden, es in

einem

einem Comite' würde, der aus Machault, Rouille', Sechelles und dem Grafen Saint-Florentin bestehn sollte. Ueberdies war dies das Mittel, den Grafen von Bernis, der nicht vom Conseil war, zu den Conferenzen zuzulassen. Die erste Versammlung wurde den 20ten Oktober 1755 gehalten, und man trug da einen Plan vor, der jeden Keim eines Kriegs zwischen Frankreich und dem österreichischen Hause zu ersticken schien. Der Infant kam von Italien in die Niederlande. Die Kaiserin verlies auf immer England und die Hafen, die die Krone Frankreich an den Eingange von Holland erlangte, verhinderten diese Republik sich wider uns zum Besten Englands zu erklären. Mons wurde uns abgetreten und Luxemburg der Erde gleich gemacht. Die Krone von Polen wurde wieder erblich gemacht, indem sie immer die Freiheit der Republik beibehielt, um die Pforte zu schonen. Schweden trug Pommern davon. Die Vereinigung des Nords und Süds von Europa machte einen Theil vom Hauptplan aus, und das Gewicht der contrahirenden Mächte schien die Ausführung derselben zu versichern. Die Vortheile, die man uns anbot, wären so groß, daß man nur durch die Ehrfurcht für die alten Grundsätze zurükgehalten werden konnte.

Ist es weise, fragten einige, einem Sisteme zu entsagen, das seit mehr als zwei Jahrhunderten eingeführt, von Heinrich dem Vierten, Richelieu, Mazarin, von Avaux, Servien befolgt, und ein Axiom von Nationalpolitik geworden ist? Uebrigens wie sollen zwei Höfe, die so lange gegen einander und immer Nebenbuler waren, standhaft in ihrer Allianz seyn? Kann Frankreich auf die Treue des Wiener Hofes rechnen, nachdem es ihn mächtiger gemacht hat? Frankreich wird sich alle die deutschen Reichsfürsten abwendig machen, die es dem Hause Oestreich unterwirft. Es verliert die protestantische Partei, und giebt sie England. Nachdem man die Freiheit Polens so lange behauptet hat, sezt man sie der Theilung oder der Dienstbarkeit von Seiten Rußlands oder des Wiener Hofs aus, welcher einem der Erzherzoge gern eine Krone geben möchte. Von dem Augenblik an verlieren wir das Zutrauen und die Freundschaft der Pforte, die so neidisch über die Polnische Freiheit ist.

Man antwortete auf diese Einwendungen, daß zur Zeit der Entstehung des alten Sistems, das Haus Oestreich die Kaiserliche Krone, die Häuser Spanien und Neapel, einen Theil von den Staaten des Königs von Sardinien, und

Ser

Servien als Schutz wider den Türken besessen hätte. Jezt hat es nur noch das Reich. Durch das vorgeschlagene Sistem vergrößerte Oestreich sich in Ansehung Frankreichs um nichts, da lezteres die Niederlande gewinnt, und verhältnißmäßig, vorzüglich gegen die Engländer, durch die Flandrischen Seeplätze mächtiger wird. Die zwei contrahirenden Mächte vereinigen sich unmittelbar durch Eid und Ehre; aber was noch mehr ist, ihre gegenseitigen Verhältnisse, und die beiderseitigen Vortheile sind so einleuchtend, daß das Interesse, das erste Gesetz der Fürsten, Bürge der Ehre werden muß. Da der Westphälische Vertrag unverändert bleibt, so werden die Protestanten beruhigt. Das Bündnis Schwedens, zur Bürgschaft, ist eine neue Sicherheit, und Dänemark bietet sich an, mit ins Bündnis zu treten. Die Freiheit der Polen ist eine der Grundlagen des Vertrags. Rußland, das unser Bundesgenoß geworden, wird weniger gegen Polen unternehmen. Unsre Allianz mit Rußland verbindet uns nicht, ihm gegen den Türken zu helfen, welches die Neutralität der Pforte zwischen Frankreich und England versichert. Ueberdies wäre es unmöglich, daß der Krieg zur See nicht bald einen zu Lande

errege. Die Engländer würden ganz gewiß die Kaiserin gegen uns bewaffnen. Es bliebe uns also noch die Wahl des Feindes übrig. Sollten wir zum Bundesgenossen den König von Preußen, der Kaiserin verziehn, welche uns die größesten Vortheile verschaft?

Die verschiedenen Allianzen, die das neue Sistem erforderte, waren so verwickelt, daß ein Abfall alles einreissen konnte; dies ist aber der Fall mit allen Bundeskriegen, und alle Mächte hatten Theil an diesem. Die Kaiserin entsagte auf immer England; der glükliche Erfolg des Kriegs schien unvermeidlich, und hat in der That nur durch die Generale seine Wirkung verfehlt.

Was man auch auf alle diese Einwendungen zu antworten schien, so blieb doch der Comite' in einer solchen Unentschlossenheit, daß man sich zu antworten begnügte, daß ehe man sich entschlösse, man die Schritte von England und Preussen beobachten wolle. Die Kaiserin, die ziemlich unzufrieden war, ließ uns sagen, selbst einen Plan vorzulegen, da der ihrige nicht angenommen würde. Der Graf von Bernis schlug hierauf zwischen beiden Höfen eine Allianz vor, wodurch sie sich ihre gegenseitigen Staaten in Europa garantirten, die des Königs

von

von Preußen mit einbegriffen, und England allein wegen der Feindseligkeiten ausgenommen; in welchem leztern Fall die Kaiserin neutral bleiben sollte. Der ganze Comite' billigte diesen Entwurf.

Der Wiener Hof machte wegen der Beschützung der preußischen Staaten am meisten Schwierigkeiten. Der König selbst, zu einer engern Allianz geneigt, befürchtete, die Unterhandlung möchte zerfallen, und bezeigte einigen Verdruß darüber. Aber die Kaiserin glaubte, daß diese Allianz sie wenigstens gegen die Feindseligkeiten Frankreichs beschirmen würde, da die des Königs von Preußen den Krieg bald anzünden könnten.

Eben sollte der Vergleich unterzeichnet werden, als man die Nachricht von dem erhielt, welcher zu London den 16 Januar 1756 zwischen England und Preußen unterschrieben worden war. Der Wiener Hof erklärte sogleich, daß man, ohne ihm ein sehr gegründetes Mistrauen einzuflößen, nicht auf die Beschützung der Staaten des Königs von Preußen bestehen könne; und verlangte wenigstens einen Neutralitäts-Vergleich, der die Niederlande beschützen könne. Der Graf von Bernis fand die Forderung gerecht; Machault schämte sich nicht, sich ihr zu

widersetzen, um destomehr, sagte er, weil, wenn wir gegen England einen schlechten Erfolg haben, wir uns an den Niederlanden dafür werden entschädigen können. Das Sonderbarste ist, daß ein für den König so entehrender Vorschlag vielen Mitgliedern des Comite', welche anfangs verlangten, man solle offensiv wider den König von Preußen handeln, als ein Zug hoher Politik vorkam.

Auf die Klagen, welche der Herzog von Nivernois dem König von Preußen, wegen des Vertrags mit England, machte, antwortete er, daß dieser dem, den er mit Frankreich hätte, nicht zuwider wäre, daß er sogar bereit ihn zu erneuern, und nicht böse wäre, wenn Frankreich seinerseits einen mit dem Wiener Hof schlösse. Der Herzog von Nivernois erhielt Ordre zurükzukommen, und der Marquis von Valori nahm seine Stelle ein, ohne andere Instructionen, als auf die Schritte eines Fürsten, den wir schon als unsern Feind ansehn müßten, mit dem wir aber noch nicht offnen Krieg hätten, aufmerksam zu seyn. Auf einer andern Seite bemühte sich der Herzog von Duras bei der ersten Nachricht der Englischen Feindseligkeiten und ohne Vollmacht unsers Hofs, den Spanischen,

an

an welchem er Gesandter war, zu einer Erklärung wider England zu bereden. Sein Vorschlag wurde sehr schlecht aufgenommen, und aus Furcht er möchte uns etwa in irgend einen falschen Plan verwickeln, erhielt er Ordre zurükzukommen. Der Graf von Bernis wurde bestimmt, ihm in seiner Gesandschaft zu folgen. Die Folge der Ereignisse machte, daß er bald nachher ernannt wurde, nach Wien zu gehn: da es aber noch nothwendiger war, hier die verschiedenen Zweige der Unterhandlung zu führen, die mit jedem Augenblik mehr Thätigkeit erhielt, so reiste er nicht ab. Der Graf von Aubeterre gieng von Wien nach Madrid, den Herzog von Düras abzulösen, und der Marquis von Stainville, jezt Herzog von Choiseul, begab sich nach Wien.

Der König von Preußen hatte nicht sobald den Londner Vertrag bestätigt, als die Kaiserin mit uns wegen der Niederlande, und im Falle der König von Preußen Feindseligkeiten ausübte, einen respective Neutralitäts- und Defensiv-Vertrag zu schließen verlangte. Da der Graf von Bernis, dem der König auftrug, ihn abzufassen, in einer Sache von solcher Wichtigkeit nichts auf sich allein

nehmen wollte, verlangte er die Versammlung des ganzen Conseils.

Der König, aufgebracht über das Verfahren des Königs von Preußen und Madame von Pompadour durch die Kaiserin gereizt und geschmeichelt, wünschten, der Tractat möchte offensiv seyn. Der Graf von Bernis war beinahe der einzige, der sich widersezte. Er sahe ein, daß, wenn sich der Krieg nur in etwas verwickelte, die ganze Last davon auf uns fallen würde, daß wir keine Generale hätten, in die die Armee Vertrauen sezte, und daß unsere Finanzen in sehr schlechtem Stande wären. Er stellte vor, daß es ja immer noch Zeit wäre, offensive Maasregeln zu nehmen; und daß es gefährlich werden könnte, sich mit dem Wienerhof in mehr, als er selbst verlange, einzulassen. Es gelang ihm endlich, die Rache des Königs aufzuschieben, den Eifer der Madame von Pompadour für die Kaiserin zu mäßigen, und der Begierde, welche alle Soldaten für den Krieg hatten, zu widerstehn. Der Vertrag wurde also gemacht, so wie er gedrukt ist. (S. den Vertrag).

Der Graf von Bernis wollte, daß der Vertrag geheim bliebe, überzeugt, daß der zum Angriff immer gerüstete König von Preußen, der

der keinen Augenblik zweifeln werde, daß das Offensive bald dem Defensive folgen werde, sich seine Lage zu Nutze machen würde, um die Königin von Ungarn anzugreifen. Er verlangte überdies und als ein nothwendiges vorgängiges Werk, daß man den König von Polen und Kurfürsten von Sachsen wider den König von Preußen in Vertheidigungsstand setzen solle. Das ganze Conseil hingegen schrie, daß dieses Geheimnis unter der Würde des Königs sey, daß der König von Preußen es in der Bestürzung nicht wagen würde, die Waffen zu ergreifen, und daß die Vorsicht zur Vertheidigung Sachsens sehr unnütze Unkosten verursachen würde. Der Graf von Argenson war der Einzige, der die Meinung des Grafen von Bernis billigte, Sachsen nicht hinten an zu setzen, weil dies die Truppen agiren lassen hieß, welches immer nach dem Geschmak eines Kriegsministers war; aber er stimmte dem Vorschlage des Geheimnisses nicht bei, weil die Bekanntmachung die Sache einleiten könnte. Sobald der Vertrag bekannt gemacht war, gab man ihm allgemeinen Beifall. Es war eine Art von Rausch, welcher durch den Aerger vermehrt wurde, den die Engländer darüber bezeigten. Jeder bildete sich ein, daß die

Ver-

Vereinigung der beiden ersten Mächte ganz Europa in Ehrfurcht halten würde. Man schlug sogar in der Academie zum Gegenstande des Preises für das beste Gedicht, den Tractat zwischen den beiden Höfen vor; und ich konnte nicht anders verhindern, daß er angenommen wurde, als indem ich vorstellte, daß man wenigstens vor der Ankündigung desselben das Ministerium über einen Gegenstand befragen müßte, der blos die Politik angieng. Dies machte, daß ein anderer gewählt wurde. Vom ersten Minister an bis zu dem lezten Accessisten wollte ein jeder zu dem Vertrage etwas beigetragen haben. Rouille', der nur Beisitzer gewesen war, schlug auf eine naive Art vor, den Tractat nach dem Namen seines Landgutes, Tractat von Joui zu nennen, weil die Präliminarien daselbst festgesezt worden wären. Dies war der ganze Antheil, den er dabei gehabt hatte. Man lachte über seine Forderung, und brachte ihn wieder zu sich. Er verlangte ferner, daß man wenigstens den kleinen Beuvron seinen Schwiegersohn zum Herzog machen sollte. Der König war nicht seiner Meinung, und Rouille' müßte sich mit 16,000 Livres für seine Familie begnügen.

Ich

Ich weis, daß die Vorstellungen davon sich seit der Zeit sehr verändert haben; aber man vergißt die Epochen. Ohne über den Tractat an sich selbst meine Meinung zu sagen, führe ich die Thatsachen an, und behaupte, daß bis zu der Bataille bei Rosbach der Tractat seinen Beifall behielt. Wir wollen jezt sehn, wie und warum die Angelegenheiten ein ganz anderes Ansehen gewannen.

Alles schien uns anfangs zu gelingen. Der Marschall von Richelieu bemächtigt sich Minorcas; la Galissonniere schlägt und zerstreut die Englische Flotte, die vom Admiral Bing commandirt wurde. Man hat behauptet, daß die Attaque der Vestung St. Philipp zu Mahon eine tolle Unternehmung war. Es ist wahr, daß, wenn man sie genau gekannt, man sich vielleicht nicht darauf eingelassen hätte. Man entschloß sich dazu nach einem Plane, den man aus Spanien erhielt; aber die Beschaffenheit des Platzes war ganz verändert, seitdem ihn die Engländer besaßen; und nur die Unerschrockenheit des französischen Soldaten war es, welche alles ersezte. Wie dem auch sey, diese Eroberung brachte eine solche Wirkung bei den Engländern hervor, daß sie

eine

eine Landung auf ihre Insel und die Franzosen in London zu sehn befürchteten. Ich habe nachher, während meines Aufenthalts in England, die einzelnen Umstände erfahren. Ihr Schrekken würde nicht umsonst gewesen seyn, wenn wir noch den Marschall von Sachsen und Dügue-Trouin gehabt hätten; sie sind verschwunden und haben keine Nachfolger gehabt. Die Engländer zogen aus ihrem Unfalle einen Nutzen, den wir nicht kennen. Der unglükliche Bing wurde als strafbar verurtheilt, und arquebusirt. Diese Strenge zerstreute die Furcht der Nation, machte ihr glauben, daß ihre Flotte nur schlecht angeführt worden sey, und lehrte ihre Generale die Nothwendigkeit und vielleicht dadurch die Mittel glüklich zu seyn.

Was uns betrifft, so waren einige Lieder die angenehmsten Früchte unsers Siegs: unsere erste Unternehmung hatte den erwünschtesten Erfolg, aber mit diesem Siege verließ uns auch das Glük, denn alles Folgende ist fast nur von Unglüksfällen und Erniedrigungen begleitet worden.

Geldgierige, unerfahrene oder einbildungsvolle Kabinets-Generale; unwissende, neidische oder übelgesinnte Minister; Subalternen, die mit ihrem Blute auf dem Schlachtfelde verschwen-

schwenderisch umgiengen, und bei Hofe vor den Austheilern der Gnadenbezeugungen krochen: dies sind die Werkzeuge, die wir angewendet haben.

Der Einzige, der noch fähig war, dem Sistem, das er gezwungen angenommen hatte, zu folgen, weil er alle Räder desselben zusammen vereinigt hatte, dieser war nicht Herr darüber, sie in Bewegung zu setzen. Kurz, dem Grafen von Bernis, der den größten Eifer zeigte, fehlte die wirkliche Autorität. Nouille', neidisch einen Mitgenossen zu haben, den er als seinen Meister betrachten mußte, entzog ihm die Wissenschaft von dem, was auswärts vorgieng, und, was unglaublich ist, fuhr fort, an allen Höfen nach dem alten Sistem zu agiren, ob er gleich ein eifriger Vertheidiger des neuen gewesen war, aus welchem er sogar Ruhm zu ziehen glaubte.

Der König sahe die Hindernisse dieser Uneinigkeit ein, und wollte den Grafen von Bernis ins Conseil treten lassen, um ihn in Stand zu setzen, alles zu kennen, was Bezug auf seinen Plan hatte. Der kleine Nouille' gerieth dadurch in Schrecken, und der Fürst behielt noch sechs Monat, zum Nachtheil der Angelegenheiten, ein Bild von Minister bei, dessen

einziges Verdienst war, Mitleid erregt zu haben.

Der Graf von Bernis, der sich die Eroberung von Minorca zu Nutze machen wollte, um den Krieg zur See zu endigen, und dem zu Lande zuvorzukommen, schlug vor, den Engländern gegen Wiedererstattung der Prisen, und gegen Aufhebung der Verbindlichkeit in Ansehung des Hafens von Dünkirchen die Rükgabe Minorkens anzubieten. Die Engländer würden ohne Zweifel den Vorschlag angenommen haben, allein er wurde einstimmig von unserm Conseil verworfen.

Die Gesinnung des Grafen von Bernis war, nur im Fall eines Angrifs des Königs von Preußen offensiv gegen ihn zu handeln; aber dieser Fürst sahe sehr deutlich, daß der Wiener Hof nur deswegen sich Frankreich zum Freunde gemacht habe, um in seinen Absichten auf Schlesien nicht beunruhigt zu werden; er kannte den persönlichen Haß, den die Kaiserin von Rußland, Elisabeth, gegen ihn hatte, und ihre Neigung zur Königin von Ungarn. Er zweifelte also keinen Augenblik mehr, daß sie sich zu seinem Sturz vereinigen, und die Rache, die der Kurfürst von Sachsen noch vom lezten Krieg her gegen ihn empfand, dann

auch

auch gegen ihn ausbrechen würde. Er beschloß dem zufolge ihnen zuvorzukommen; er hatte 150,000 Mann wohl bewaffnet und gut disciplinirt; der Kurfürst hatte in geschmaklosen Festen und Vergnügungen Schätze verschwendet, die er dazu hätte anwenden sollen, seinen Verlust zu ersetzen und Ehrfurcht gegen sich einzuflößen. In dieser Lage läßt der König von Preußen der Königin von Ungarn notificiren, daß er durch die Kriegszurüstungen, die im Reiche gemacht werden, beunruhigt werde, und verlangt von ihr, daß sie öffentlich bekannt mache, sie habe keine Absicht ihn anzugreifen, wenigstens in diesem und folgendem Jahr nicht. Die Königin läßt antworten, daß eine solche Bekanntmachung zu gesetzlos wäre, da sie einen izt bestehenden Frieden in Waffenstillstand verwandeln würde.

Auf eine so unbestimmte Antwort faßt der König von Preußen einen schnellen Entschluß. Sechzigtausend Preußen, durch den Prinz Ferdinand von Braunschweig angeführt, dringen in Sachsen ein, und bemächtigen sich der Stadt Leipzig; der König selbst marschirt nach Dresden. Der König August überläßt ihm seine Hauptstadt, und schließt sich mit 17,000 Mann in das Lager bei Pirna ein,

wo er eben so geschwind blockirt wird. Der König von Preußen, der hierauf selbst zum Feinde des Reichs erklärt wird, marschirt statt aller Antwort auf Böhmen zu, liefert dem Grafen Braun bei Lowositz eine Schlacht, schlägt ihn, und kommt ohne Zeitverlust ins Lager bei Pirna zurük. Der König August zieht sich mit dem Kronprinzen in den Königstein und verläßt seine Armee, die sich zu Kriegsgefangnen ergiebt, welche, die Officiere ausgenommen, in den preußischen Truppen incorporirt und vertheilt wurden. August macht Friedensvorschläge, man verwirft sie. Er fordert den Sieger auf, Bedingungen vorzuschreiben: Friedrich antwortet, er habe keine zu machen; er sey nicht als Feind, sondern als Depositär nach Sachsen gekommen. August bittet ihn, ihm wenigstens seine Leibgarde zurükzugeben; Friedrich schlägt sie ihm durch die scherzende aber bittre Antwort ab, er wolle nicht die Mühe haben, sie noch einmal gefangen zu nehmen. Alle seine Antworten sind Beleidigungen oder Zeichen von Verachtung; und das ganze Benehmen Augusts scheint den Sieger zu entschuldigen. Der unglükliche Fürst begnügte sich am Ende Freipässe zu verlangen, um sich zu entfernen. Dies war die einzige

Gna-

Gnade, die Friedrich ihm gewährte; er bot ihm sogar die Postpferde an.

August, aus seinen eignen Staaten verwiesen, floh nach Polen, wo die Republik ihm ein demüthigendes Mitleid bezeigte, und keine Hülfe anbot. Die Königin von Polen im Gegentheil zeigte alle Standhaftigkeit, die ihre Lage zuließ. Sie wollte durchaus nicht aus Dresden; aber sie erlag endlich dem Kummer und der Härte, die sie auszustehn hatte, und starb.

Wir hatten bis jezt die Vollziehung des Versailler Vertrags aufgeschoben; aber da uns der Angriff des Königs von Preußen keine Ursache zum Aufschub mehr ließ, gab man die Befehle zum Marsche der 24,000 Mann, 18,000 Mann Infanterie und 6000 Mann Cavallerie, welche durch den Vertrag festgesezt worden waren. Der Graf von Bernis wollte, daß man es schlechterdings dabei bewenden ließe; dies war nicht das Interesse des Grafen von Argenson, welcher gewünscht hätte alle Truppen Frankreichs in Bewegung zu setzen, um sein Departement zu erweitern. Unterstüzt von den Thränen der Dauphine, welche für ihren Vater um Rache schrie, suchte er den

König zu überreden, daß, da eine Hülfe von 24,000 Mann nicht hinreichend wäre, es eben so gut sey als opferte man sie ohne Nutzen auf; sie würden immer der Gefahr am meisten ausgesezt werden; man würde beständig recrutiren müssen, und Frankreich, ohne etwas vortheilhaftes für die Kaiserin, noch etwas ruhmwürdiges für uns zu wirken, würde sich durch wiederholte Feldzüge an Mannschaft und Geld erschöpfen: anstatt daß wenn man gleich eine beträchtliche Macht zeigte, man die Fortschritte des Königs von Preußen aufhalten und ihn zwingen könnte, die Vorschläge anzunehmen, die ihm vorgelegt werden würden. Zwei Feldzüge, sagte man, würden hinreichend seyn, den Frieden auf dem festen Lande wieder herzustellen, und Frankreich nebst der Königin von Ungarn die gegenseitigen Vortheile ihres Vertrags genießen zu lassen.

Der König ward von einem Plane verblendet, der seinen eignen Neigungen in Rükſicht der Kaiserin und des Königs von Preußen gemäß war. Er wollte aber doch, daß vor seiner Entscheidung die Sache im Conseil (Nov. 1755) untersucht würde. Machault war sehr wider den von Argenson. Er wußte wohl, daß

daß eine Armee zu Lande weit mehr als eine Flotte die Aufmerksamkeit und Sorgfalt des Hofs auf sich zöge. Die Hofleute dienen fast alle zu Lande, anstatt daß die Seebedienten wenig nach Hofe kommen, und um so mehr gelten, je weniger sie dort erscheinen. Machault, der, als er Generalcontroleur war, dem Grafen von Maurepas wegen der Marine alles abgeschlagen hatte, fürchtete, er möchte für sich selbst ein schlimmes Beispiel gegeben haben. Er ließ die Gefahr bemerken, wenn wir uns nicht besonders mit dem Kriege gegen die Engländer, unsern wahren Feinden, beschäftigten, und behauptete, er könne die Marine nicht unter sechzig Millionen unterhalten.

Der Graf von Argenson, unterstützt vom Generalcontroleur Sechelles, bot 65 an. Dies Anerbieten zerstreute das Mistrauen des Machault nicht, aber es vernichtete seine Einwürfe; folglich fieng die Meinung des Grafen von Argenson an den Vorzug zu erhalten. Es war noch nichts entschieden, und der politische Punkt wurde an die Comité' verwiesen, damit der Graf von Bernis, der noch nicht vom Conseil war, seine Meinung über die Materie sagen könnte. Er stimmte dem Grafen von Argen-

son, weil er die Folgen davon vorher sah, nicht bei; aber die Neigung des Königs zu der Kaiserin; Madame von Pompadour, die eine blinde Liebe zu dieser Fürstin hatte, sie einfältigerweise für ihre Freundin ansah, und deren Beschützerin sie sich fast zu seyn schmeichelte; die ungestümen Bitten des Prinzen von Soubise, des Grafen und nachherigen Marschalls von Estrees, des Herzogs von Richelieu, und aller derjenigen, welche, ohne eine Rolle zu haben, doch eine spielen wollten; alles ließ den Grafen von Bernis einsehn, daß, wenn er nicht in die Vermehrung der Hülfstruppen einwilligte, und die Vermehrung selbst bestimmte, sie weit höher getrieben werden würden, als es der Zustand unserer Finanzen zuließ. Er versuchte, aber umsonst, das wenige Zutrauen zu zeigen, das die Nation in unsere Generale hätte: endlich willigte er ein, die Hülfstruppen bis auf 45,000 Mann zu verstärken, wenn es nämlich fremde Truppen wären, weil nur die Hälfte der Unkosten einer französischen Armee hierzu hinreichend wäre. Die Kaiserin würde mit dieser Verstärkung sehr zufrieden gewesen seyn, aber der Graf von Argenson war es noch nicht; die fremden Truppen standen ihm nicht an: die Hofleute, seine Klienten,

seine

seine Kreaturen, und vorzüglich seine Günstlinge mußten angestellt werden, und eine Armee von Proviantcommissären bilden, deren Errichtung noch lange empfunden werden wird.

Dies sind die Stufen und Intriguen, durch welche wir dahin kamen, den Vertrag zu verändern und die Kriegsmacht und Finanzen dem besondern Interesse aufzuopfern.

Das Wiener Conseil ward nicht so wie wir in seinem Plane betrogen, welcher darinnen bestand, uns unter dem bloßen Titel von Alliirten zu den Hauptacteurs des Kriegs zu machen. Man muß gestehn, daß seit Philipp dem Zweiten, kein Hof seinen Gegenstand besser befolgt hat. Wenn er von seinem Plane abzugehn scheint, so ist es, um ihm durch einen andern Weg wieder zu folgen. Man bemerkt in demselben den nämlichen Geist, ein standhaftes Sistem, das sich in die Umstände schikt, sie vorzubereiten und zu ergreifen weis.

Der Kardinal von Fleuri hatte also wohl Ursache, das zu sagen, was ich eben in einem seiner Briefe gelesen, den er zu der Zeit geschrieben, wo wir im Kriege gegen die Oestreicher waren (Juni 1741). „Die Königin von Ungarn ist im Falle eines Kaufladens, wo der

Tod des Herrn keine Aenderung verursacht, wenn die Diener an seiner Stelle den Handel führen; sie hat den nämlichen Rath und handelt wie ihre Vorfahren." In einem andern Briefe sagt er noch: „Der Kaiser ist falsch, und haßt uns allgemein. Er hat sich des Siegels des lezten Kaisers bedient, um viele Angelegenheiten nach seinem Tode zu entscheiden, und das ist bewiesen."

Während man die Vorbereitungen zum Kriege machte, unterhandelte der Graf von Bernis, denn Rouille' hatte nur den Titel als Minister, mit allen Mächten Europens. Rußland trat, ohngeachtet aller Bemühungen Bestuschefs, der dem englischen Hofe ergeben war, wo er als Page Königs Georgs des Zweiten erzogen worden, dem Versailler Vertrage bei. Schweden ergrif aus der nämlichen Ursache die Waffen. Man entwarf den Grund zu einer Vereinigung der Waffen mit Dänemark, und traf mit Baiern, der Pfalz und Würtemberg einen Vergleich. Der Landtag im Reiche verhinderte, daß dieser Krieg vom König von Preußen als Religionskrieg vorgestellt wurde. Holland bestätigte seine Neutralität. Diese Unterhandlungen wurden so schnell und geschikt ge-

geführt, daß sie im Monat April 1757 alle geschlossen waren; und die schlechten Erfolge des Kriegs zogen in der Folge keine von den contrahirenden Mächten ab, bis zum Tode der Kaiserin Elisabeth.

Der Graf von Estrees reiste zu gleicher Zeit nach Wien ab, um sich dort über den Plan der militärischen Operationen zu berathschlagen. Diese Vereinigung geschah nicht ohne Schwierigkeiten; wir verlangten von der Kaiserin, daß sie auf immer der Allianz mit England entsagen sollte; und der Widerwille, den sie dagegen zeigte, diente nur dazu, uns die Nothwendigkeit zu beweisen, es zu erzwingen. Endlich willigte sie ein, wenn nämlich Frankreich sich auf immer von Preußen losmachte, welches von beiden Seiten bewilligt wurde. Es war hierauf die Rede von der Neutralität von Hannover. Der Graf von Bernis schlug sie vor, und der König von England würde sie um desto eher eingegangen seyn, da unsere glüklichen Erfolge in Amerika ihn befürchten ließen, daß die Engländer, Herren über die Anwendung ihrer Finanzen, die Vertheidigung ihrer Colonien nicht der seines Kurfürstenthums vorziehn möchten. In der That hatten die Ereignisse ihren Entwürfen auf Canada nicht entsprochen.

Bradock hatte nach den Befehlen, die er von London schon 1754 erhalten, darauf gerechnet, sich unserer Besitzungen zu bemächtigen. Boscaven, zufolge gleicher Befehle vom Monat April 1754, sollte uns zu Wasser anfallen. Diese Thatsachen und mehrere andere von vorigen Jahren beweisen genug, daß die Engländer seit langer Zeit einen Einfall in Canada im Sinne hatten; daß sie entschlossen waren, uns den Krieg anzukündigen, und daß, um des Erfolgs gewiß zu seyn, sie der Treue des Vertrags zuwider, in der alten und neuen Welt durch vereinigte Feindseligkeiten handeln wollten. Die ersten Wirkungen derselben waren folgende.

Jumonville, ein französischer Offizier, geht als Unterhändler nach Canada, den Engländern, mitten unter Wilden, ihren Bundesgenossen, Friedensvorschläge zu thun; er wird von den Engländern, in Gegenwart der Wilden, welche unwillig über eine solche Beleidigung der Menschheit und des Völkerrechts sind, feindseligerweise umgebracht. Die Engländer sahen sich bald von den meisten dieser Wilden verlassen; andere, wüthend, daß man die Grausamkeit gehabt hatte, sie für vogelfrei zu erklären, und einen Preis auf ihre Köpfe zu setzen, ver-

brei-

breiteten sich durch die englischen Besitzungen, und verwüsteten überall mit Feuer und Schwerdt.

Der General Bradock kam in der Schlacht vom 5ten Juli um, und die Papiere, die man in seinen Taschen fand, entdekten die Entwürfe, welchen der Londner Hof folgte, und die aufgeklärtere oder aufmerksamere Minister als die unsrigen hätten vorhersehn sollen. Die Marquis von Vaudreuil und von Montcalm machten zu Anfange dieses Kriegs die größten Fortschritte in Canada. Es war also sehr wahrscheinlich, daß die Engländer damals die Neutralität von Hannover angenommen hätten, um sich blos mit ihrer eignen Vertheidigung zu beschäftigen; aber unser Gouvernement überredete sich, daß der König von England, welcher zufolge der Staatsconstitution Herr war, Krieg oder Frieden zu machen, diesen lezten Entschluß fassen würde, sobald er sich seines Kurfürstenthums beraubt sähe, und daß dieß die Sache Eines Feldzugs wäre.

Dieses Urtheil schien dem Adel, welcher angestellt zu werden verlangte, und dem Kriegsminister, welcher Krieg wünschte, entscheidend. Es war sogar nicht ohne Wahrscheinlichkeit, wenn man, anstatt die Mächte in Betrachtung

tung zu ziehn, auf diejenigen Achtung gegeben hätte, welche sie handeln lassen sollten, wenn man, anstatt die Truppen zu zählen, diejenigen, welche sie commandiren sollten, verglichen hätte.

Der Einfluß, den der Graf von Bernis in die Unterhandlungen haben sollte, fand weniger Hindernisse, sobald er den 2ten Januar 1757 ins Conseil getreten war. Der König, überdrüssig der heimlichen kleinen Ränke des Rouille', hatte sich entschlossen, den Grafen von Bernis ins Conseil zu berufen; und einige Monate nachher legte Rouille' das Departement der fremden Angelegenheiten nieder, da er sahe, daß er nur den Namen dazu hergab. Drei Tage nach der Eintretung des Grafen von Bernis ins Conseil, geschahe das Attentat auf die Person des Königs durch den Damiens. Ich will mich hier bei dieser schreklichen Begebenheit nicht aufhalten, wovon ich eine besondere Abtheilung der Geschichte gemacht habe.

Die Streitigkeiten zwischen dem Parlement und dem Ministerio waren damals in ihrer größten Stärke. Die Kammer der Enquetes, die der Requetes und ein Theil der Parlementskammer hatten sich, gleich nach dem Lit de Justice vom 13ten Dezember, schriftlich ihrer

Aem-

Aemter begeben. Jenes Unglük vom 5ten Januar würde ohne Zweifel alle Gemüther vereinigt haben, wenn der erste Präsident von Maupeou, und die ersten Minister von Argenson und Machault es aufrichtig gewollt hätten; aber diese drei Männer folgten dem Grundsaz des Tiberius: divide et impera. Drei Wochen darauf (den 2. Februar) wurden die zwei Minister durch Hofintriguen verwiesen. Nie wählte man eine üblere Zeit, um zwei erfahrne Minister zurük zu schicken, zumal wenn man ihre Nachfolger in Betrachtung zieht. Moras kam an die Stelle des Machault, und der Marquis von Paulmy folgte seinem Onkel dem d'Argenson. Dies waren die Hauptinstrumente des Werks, das man beginnen wollte.

Nachdem alles wieder in Gang kam, die Plane bestimmt und die Operationen festgesezt worden, ließ man (1757) nach Teutschland eine Armee unter dem Commando des Marschall d'Estrees marschiren, in welcher der Prinz von Soubise eine Division commandirte. Der Marschall, indem er sich dem Kurfürstenthum Hannover näherte, gieng durch Westphalen, bemächtigte sich Embdens, machte sich Hessen unterwürfig, und gieng über die Weser, ohne

zu

zu fechten. Der Herzog von Cumberland, der die englische Armee, die durch die Braunschweigische und Hessische verstärkt war, commandirte, retirirte sich immer vor dem Marschall, und retranschirte sich endlich in ein vortheilhaftes Lager bei Hastembeck. Vielleicht würde ihn der Marschall nicht angegriffen haben, wenn die Klagen des Hofs, die Spöttereien der Pariser Gesellschaften, und die Nachricht, die er erhielt, daß man daran arbeite, ihn zurük zu berufen, ihn nicht aus seiner Unentschlossenheit gezogen hätten. Die Cabale des Prinzen von Soubise, durch die Intriguen seiner Schwester, der Gräfin von Marsan, unterstüzt, hörte nicht auf wider die Langsamkeit des Marschalls zu schreien, und verlangte einen unternehmendern General. Hofunglük entscheidet gewöhnlich daselbst die schwersten Entschlüsse. Madame von Pompadour war sehr unzufrieden, daß der Marschall von Estrees es übelnähme, daß der Prinz von Soubise, der nur eine Division commandirte, seine Briefe: Armee von Soubise stämpeln ließ. Außer diesem wichtigen Grunde hatte noch der Marschall den einfältigen Stolz gehabt, seine Operationen nicht mit dem Generalproviantmeister Düvernai zu berathschlagen, einem nothwendigen Manne, reich an

Hülfs-

Hülfsquellen, und der den Krieg besser als die meisten unserer Generale verstand. Duvernai wurde bei diesen Zeichen von Verachtung empfindlich. Er stand beim König in Ansehn, und hatte bei Madame von Pompadour Zutritt, weil er ihr zu einer Zeit, wo sie von vielen Leuten welche erhalten konnte, Dienste erwiesen hatte. Der Marschall von Richelieu ergrif geschwind diese Gelegenheit, um sich anzubieten. Madame von Pompadour hätte es noch nicht wagen dürfen, den Prinzen von Soubise en Chef commandiren zu lassen, und ihn dem Marschall von Estrees zu substituiren; sie würde alle Marschälle von Frankreich, und die Generale, die älter als ihr Freund waren, aufgebracht haben; aber der General, der sich vorschlug, war ihr mehr als jeder andere zuwider. Sie hat den Marschall von Richelieu nie geliebt, weil er, ohne öffentlich gegen sie zu handeln, doch versucht hatte, den König durch leichte Spöttereien über sie dahin zu stimmen, sie als eine Bürgerliche, die nicht am rechten Orte wäre, als eine vorübergehende Liebschaft und als einen bloßen Zeitvertreib zu betrachten, der nicht würdig sei, bei Hofe ein dauerndes Ansehen zu behaupten. Am bewundernswürdigsten ist, daß die Meinung des Marschalls

von Richelieu nicht blos die seinige war; es war schon lange die Meinung des Hofs. Es schien, als erfordere die Stelle einer Mätresse des Königs, Geburt und Familienruhm. Die Männer geizten nach der Ehre, eine, die wo möglich ihre Anverwandtin wäre, vorzustellen, und die Frauenzimmer nach derjenigen gewählt zu werden.

Es fehlte wenig, daß sie bei dem Vorzug, der einer bürgerlichen gegeben wurde, nicht über Ungerechtigkeit geschrieen hätten. Ich habe anfangs welche zweifeln sehn, ob sie selbiger mit Wohlstand aufwarten könnten. Bald nachher formirte sie ihre Gesellschaft, und ließ nicht alle diejenigen zu, welche sich Mühe darum gaben.

Der Marschall von Richelieu, der in Rükficht der Madame von Pompadour vorsichtiger geworden war, nahm seine Zuflucht zu dem Ansehn des Düvernai, bemühre sich eifrig um seine Gesellschaft, überhäufte ihn mit Schmeicheleien und Lobsprüchen, versicherte ihn, er wolle sich nur nach seinen Rathschlägen aufführen, und Düvernai, den vielleicht die Eigenliebe eben so sehr als seine Rache gegen den Marschall von Estrees verführte, nahm es auf sich, dem Marschall von Richelieu das Com-

mando

mando zu verschaffen. Damit es ihm gelingen möchte, bat er den Grafen von Bernis, ihm eine besondere Audienz bei der Madame von Pompadour zu verschaffen, und sezte noch hinzu, daß er ihm nicht lange ein Geheimnis von seiner Absicht machen würde, aber daß er ihn bäte, es gegenwärtig noch nicht von ihm zu verlangen. Der Graf von Bernis drang nicht mit Fragen in den Düvernai, und verschafte ihm die Conferenz, die er wünschte. Der Graf von Bernis war für seine Person nicht verdächtig: aber seine Verbindung mit dem Marschall von Belle-Isle ließ befürchten, daß er ihm den Entwurf mittheilen, und daß der Marschall, Freund des D'Estrees, es ihm berichten möchte. Man wird bald sehn, daß alle diese kleinen Zurükhaltungen nicht verhinderten, daß die Intrigue bekannt wurde.

Düvernai schlug dem König seinen Plan in Gegenwart der Madame von Pompadour und des Paulmy vor. Dieser, eine kleine Art von Minister, war nicht im Stande mit dem Düvernai in Untersuchungen fortzukommen, noch vielleicht ihn zu verstehn. Geschikter, in einer dunkeln und schwelgenden Gesellschaft, als im Conseil eine Figur zu spielen, war er nur

Beisitzer. Die Absicht war, den König von Preußen bei der Elbe und Oder anzugreifen. Die Franzosen und Kaiserlichen sollten Magdeburg angreifen. Die Schweden und die Russen Stettin. Die Verproviantirungen geschahen auf der Maaß, dem Rhein und der Weser. Man gebrauchte alle Vorsicht wider die Unfälle entfernter Kriege.

Dieser Plan, wenn er gut ausgeführt würde, versprach die glüklichsten und sichersten Erfolge; der König billigte ihn sehr. Die Mitwirkung des Düvernai war zur Ausführung nothwendig, und da der Marschall von Estrees nicht mit ihm sympathisirte, so mußte man auf alle Fälle einen andern General haben. Düvernai machte, daß der König derselben Meinung war, und schlug sogleich den Marschall von Richelieu vor. Er strich das Zutrauen heraus, das der Eroberer von Minorca den Truppen einflößen würde, deren Eifer unter dem Zauderer von Estrees erkaltete; und sezte hinzu, um Madame von Pompadour zu gewinnen, daß der Prinz von Soubise unter seinem Commando 35,000 haben würde, an deren Spitze er nach Sachsen marschiren, es dem Könige von Preußen entreißen und sich den größten Ruhm er-

erwerben würde. Der Marschall von Estrees, tapfer, was seine Person anbelangte, aber immer besorgt, erschien von dem Augenblik an furchtsam als er en Chef commandirte. Weniger beschäftigt mit dem Verlangen zu siegen, als mit der Sorgfalt, im Fall einer Einsperrung seinen Rükmarsch zu sichern, befürchtete er, sich zu weit einzulassen. Ein anderer Beweggrund hielt ihn noch zurük. Der Marquis von Puisieux, sein Schwiegervater, und Saint-Severin, seine Orakel in der Politik, hatten ihm ihre Meinungen wider das neue Sistem beigebracht; einen Plan aber, dem man nicht wohl will, führt man sehr schlecht aus. Da indessen gehandelt werden mußte, hätte man gar nicht um das Commando anhalten sollen. Der König, welcher über den Plan des Düvernai fast entschlossen war, theilte ihn dem Dauphin mit, indem er ihm befahl, darüber nachzudenken und ihm schriftlich seine Meinung zu sagen. Dieser Prinz erwog ihn mit vieler Richtigkeit, und nach der Rechenschaft, die er davon ablegte, ließ der König das Conseil versammeln; ohne aber die Sache in Berathschlagung zu bringen, befahl er, um alle Streitigkeiten über einen gefaßten Entschluß zu vermeiden, die Befolgung des vorgezeichneten Plans.

Der Marschall von Richelieu, welcher der Madame von Pompadour alles, was sie wollte, zum Besten des Prinzen von Soubise versprochen hatte, wurde sogleich ernennt, in die Stelle des Marschalls D'Estrees zu treten, und erhielt Befehl, das Commando der Armee zu übernehmen. So geheim man es auch bis jezt dem Marschall von Belle-Isle gehalten hatte, und wenn er auch das Geheimniß nicht ganz durchschaute, so muthmaßte er doch genug, durch die geheimen Comites, die Bewegungen des Marschalls von Richelieu, die bittern Reden der Gräfin von Marsan, und soviel andre thätliche Unbedachtsamkeiten, die eben soviel und noch mehr als die Worte sagen. Er hatte, sage ich, genug gesehn, um dem Marschall von Estrees seinem Freunde zu schreiben, daß, wenn er die Ehre eines Feldzugs haben wolle, er eilen sollte, sonst würde ihm ein anderer den Ruhm davon rauben. Dies war die Ursache, warum er (den 26ten Juli) die Schlacht bei Hastembek lieferte, wo er einen Sieg davon trug, den er hauptsächlich dem Chevert, dem Marquis von Brehan, und einigen andern ausgezeichneten Officieren zu verdanken hatte. Er war von solchen Folgen, daß die seit einem Monate in einem verschanzten Lager stehende

feind-

feindliche Armee sich genöthigt sah, sich zehn Meilen vom Schlachtfelde zu retiriren. Hameln mit allem Mund- und Kriegsvorrath versehn, ergab sich bei der ersten Aufforderung. Minden bat um Kapitulation, und Hanover schikte seine Rathspersonen, um die Contributionen zu berichtigen.

Der Marschall von Richelieu kam wenig Tage nach der Schlacht an, und würde die Ehre davon getragen haben, wenn er sich nicht in Strasburg aufgehalten hätte, um daselbst die Herzogin von Lauragais (Mailly) eine seiner Mätressen, zu erwarten, welche aus dem Bade kam. Ich darf hier ein edles Verfahren nicht vergessen, das zwar nur einen Privatmann betrift; aber ich werde unglüklicherweise nicht genug solcher besonderer Züge haben, um den Leser damit zu ermüden.

Brehan, Oberster vom Regiment von Picardie, trug durch sein Beispiel soviel zum Hastembeker Siege bei, daß der Hof, der bis jezt seine Dienste wenig erkannt hatte, ihm ein Document zu einer Pension von 2,000 Livres schikte; Brehan antwortete, daß er nie eine Belohnung an Gelde verlangt hätte, und daß er den König bitte, diese Pension unter einige

Officiere seines Regiments zu theilen, die es mehr bedürften. Man wollte die Namen derer von ihm wissen, die sich ausgezeichnet hätten. Seine Antwort, die ich gelesen habe, war: „keiner unter uns hat sich ausgezeichnet; alle haben tapfer gestritten, und alle sind bereit wieder anzufangen. Ich muß also die Liste davon nach der Anciennetät geben. Da mir für meine Person dasjenige, warum ich bisher angehalten habe, abgeschlagen worden, so darf ich mir nicht schmeicheln es nach so schwachen Dienstleistungen zu erhalten, als die vom 26ten am Tage der Schlacht. Die Achtung und Freundschaft der Soldaten, die mir niemand rauben kann, ist's, worin ich von nun an mein Glük setze."

Der neue General war nicht so eigensinnig in Absicht auf das Geld. Da man seine Begierde auf diesen Gegenstand kannte und in den Truppen diesen niedern Raubgeist zerstören wollte, der eher Mörder als Soldaten aus ihnen macht, so sollte der General nicht das schändliche Beispiel davon geben. Der Graf von Bernis erhielt in dieser Hinsicht den Auftrag, dem Marschall von Richelieu vor seiner Abreise vorzuschlagen, seine Besoldung selbst zu bestimmen, und sie so hoch anzusetzen als er wollte.

wollte. Der Marschall verwarf schlechterdings alle Bestimmung, und behauptete, um seinen Geiz mit einer Art von Würde zu beschönigen, daß er keinem der Rechte, die einem General zukämen, entsagen dürfe, wie zum Beispiel die Contributionen, Geleitsbriefe, u. s. w. und daß man nicht sagen solle, er habe die Vorrechte seiner Stelle geschmälert. Mit diesen Gesinnungen reiste er ab, und nie war ihnen ein General getreuer. Da er die Ehre des Siegs nicht hatte davon tragen können, so entschloß er sich, sich an den Unkosten zu erholen. Er zog durch verschiedene Mittel unermeßliche Summen aus Westphalen und dem Kurfürstenthum. Die Soldaten, aufgemuntert durch das Beispiel, und durch die Nichtbestrafung kühner gemacht, raubten überall, und nannten ihn unter sich nur den Marodegeneral. Anstatt über diese Räuberei zu erröthen, oder sie zu verheimlichen, zeigte er bei seiner Zurükkunft nach Paris den größten Prunk. Er bildete sich ein, einer von jenen triumpfirenden zu seyn, welche mit der Beute der Ueberwundenen prangten. Er ließ vor den Augen des Publikums den Pavillon bauen, den das Volk den Pavillon von Hanover nannte, und ihn so zu nennen fortfährt.

Nachdem der Marschall d' Estrees das Commando der Armee seinem Nachfolger übergeben hatte, kam er zurük ohne daß er förmlich zurükgerufen worden war, und erschien am Hofe mit jener edeln Bescheidenheit, die dem beleidigten und triumpfirenden Verdienste so wohl ansteht.

Die Truppen, welche während eines Feldzugs zur Bewachung des Königs zurükbleiben, giengen insgesamt zum Marschall, um ihm ihre Aufwartung zu machen und Glük zu wünschen. Seine Gegenwart sezte die feindliche Cabale außer Fassung. Er machte sichs nicht zu Nutze, legte dem König von dem Zustand der Armee Rechnung ab, und bat ihn um die Erlaubnis auf seine Güter gehn zu dürfen, ohne den Kriegsminister zu sehn: so nannte er diesen Auswurf, den Paulmi. Der König stellte ihm alles frei.

Unterdessen rükte der Marschall von Richelieu, der den Sieg seines Vorgängers benuzte, in das Kurfürstenthum vor, und ließ durch den Herzog von Chevreusse Besiz von der Hauptstadt nehmen. Die ganze Zeit als dieser daselbst war, konnten sich die Einwohner über sein edles Verfahren Glük wünschen, und haben fortgefahren, ihm nach seiner Abreise Lobsprüche zu geben. Die Städte Braunschweig und Wolfen-

fenbüttel unterwarfen sich. Der Herzog von Cumberland, der immer vor dem Marschall floh, ließ ihm verschiedene Vorschläge thun, auf die der Marschall gleich antwortete, daß er nicht geschikt worden wäre, um zu unterhandeln, sondern um zu fechten. Seine Antwort ward vom König gebilligt, und man ließ ihm dies wissen. Es wäre zu wünschen, daß er immer die nämlichen Gesinnungen gehabt hätte.

Kaum hatte er gehört, daß man seine Aufführung billige, als er sie änderte. Der Herzog von Cumberland, der sich mit seinen erschrockenen Truppen nach Stade geflüchtet hatte, und nahe war sich zertreten zu sehn, ließ durch den Grafen Lynard, Minister von Dänemark und Pensionär der Engländer, eine Unterhandlung mit dem Marschall anfangen. Dieser Unterhändler bot die Vermittelung des Königs von Dänemark an, und gab dem Marschall die größten Lobsprüche über den Ruhm, den er haben würde, den Krieg ohne Blutvergießen geendet zu haben. Man erinnerte ihn an die glänzenden Titel: Friedensstifter, Erhalter von Genua, Sieger von Minorka. Der König von Preussen berauschte ihn in einem

Briefe, den ich im Original gelesen habe, mit den nämlichen Lobeserhebungen.

Der Marschall schrieb hierauf dem Grafen von Bernis, daß er Willens sey die Hanoveranische Armee in Bremen, Verden und Stade einzuschließen, und sezte noch hinzu, er habe es schon dem Präsident Ogier, unserm Minister in Dänemark, melden lassen. Dieser, welcher nicht zweifelte, daß der Marschall von unserm Hofe dazu bevollmächtigt worden, hatte demzufolge bei dem König von Dänemark gehandelt.

Wenig Tage nach dem Briefe, den der Marschall dem Grafen von Bernis (den 8ten Sept.) geschrieben hatte, und ohne Antwort darauf zu erwarten, schloß er den berühmten Vertrag von Closter-Seven, durch welchen die Franzosen Herrn des Kurfürstenthums Hanover, der Landgrafschaft Bremen, und des Fürstenthums Verden blieben, die Truppen von Braunschweig, Hessen, Sachsen Gotha und überhaupt alle Bundsgenossen von Hanover sich ein jeder in sein Land begeben, bis zu Ende des Kriegs die vollkommenste Neutralität beobachten, und die Hanoveraner über die Elbe marschiren sollten.

Man muß bemerken, daß weder der Herzog von Cumberland noch der Marschall von

ihrem

ihren Herren bevollmächtigt waren; auch brachten die Ereignisse diesen Vertrag bald zu seinem wahren Werth, indem sie ihn ungültig machten. Dies ist der größte Hauptfehler, der in diesem Kriege begangen worden, und die Quelle aller unserer folgenden Unglüksfälle. Der Wiener Hof und Schweden tadelten ihn öffentlich. Wir hätten das nämliche thun, den Marschall, welcher bei den Engländern damit noch nicht losgekommen wäre, zurükrufen und ihm einen wirklichen General substituiren sollen. Der Graf von Maillebois, der unter dem Marschall diente, gehorchte stillschweigend allem, was er wollte, und hütete sich wohl, sich einem Fehler zu widersetzen, welcher natürlicherweise seinen General stürzen mußte, dessen Stelle er hernach bekommen hätte. So verfuhren unsere Generale gegen einander während dem Laufe dieses Kriegs. Alle haben sich als Unwissende oder als schlechte Bürger gezeigt. Diejenigen, welche vermuthet hätten, daß der Vertrag von Closter-Seven den Marschall von Richelieu stürzen werde, würden unserm Gouvernement viel zu viel Ehre erwiesen haben. Der Graf von Bernis sahe deutlich ein, daß der Marschall in eine Falle gegangen war; daß aber beim Ausgange eines Kriegs kein ander

Mit-

Mittel da wäre, als den General zu autorisiren, aus Furcht, wenn man sein Verfahren misbilligte, den Feinden den Vorwand zu verschaffen, den Vertrag bei der ersten günstigen Gelegenheit zu übertreten. Man schikte ihm also sogleich die Vollmacht zu bestätigen, und befahl ihm hauptsächlich, die nöthige Vorsicht zu gebrauchen, einen Vertrag halten zu lassen, welcher eine militärische Capitulation hätte seyn sollen, und welchen er so einfältig gewesen war, zu einer politischen Convention zu machen, deren Gültigkeit von der Redlichkeit der Engländer abhängen würde, da sie ihrer Bestätigung bedurfte.

Als die unglüklichen Folgen dieses Vertrags dem Marschall Vorwürfe darüber zuzogen, gab er vor, man habe ihn zu lange auf unsere Bestätigung warten lassen, und dadurch sey er um die Früchte desselben gekommen. Es ist wahr, daß in der Parallele de la conduite du roi et de celle d'Angleterre, welche unser Ministerium einige Monate nachher drucken ließ, der Marschall wenig oder gar nicht belästigt wird, aber man hatte damals Interesse davon, die Authenticität eines Vertrags darzuthun, dessen Uebertretung wir den Engländern vorwerfen wollten. Ich muß noch

sagen,

sagen, daß das Werk von Büssy, einer Kreatur und gewesenen Secretär des Marschalls, verfertigt worden ist.

Uebrigens weiß man wohl, wie sehr unser Hof immer die großen Verbrecher geschont hat. Diejenigen, welche darauf dringen könnten, daß sie bestraft würden, fühlen, daß sie selbst eine solche Nachsicht nöthig haben oder einst noch haben werden.

Der Herzog von Düras, den der Marschall mit diesem großen Werke nach Hofe schikte, wurde gut aufgenommen. Er bewarb sich seit langer Zeit um die erste Kammerjunkerstelle: sollte man aber wohl glauben, daß Ueberbringer eines solchen Werks zu seyn, das war, was ihm vor dem Herzog von Nivernois den Vorzug verschafte, dem er sie vielleicht aus Erkenntlichkeit für die Dienste, die er von ihm erhalten hatte, hätte abtreten sollen, und der nachher den schwersten Frieden geschlossen hat, ohne eine andere Belohnung als die Achtung des Publicums davon getragen zu haben?

Unterdessen, daß wir in Teutschland die Früchte unserer glüklichen Erfolge verloren, suchten die Engländer ihren Verlust wieder zu ersetzen. Bings Tod, der am 14ten März vor dem Volke hingerichtet wurde, überredete

es

es, daß das Unglük von Minorka nur das Verbrechen eines Privatmanns sey.

Eine mächtige Flotte, vom Admiral Hawke commandirt, und welche unter Commando des General Mordaunt 20,000 Mann zur Landung trug, erschien an den Küsten von Aunis, den 22ten September, und warf den 23ten vor der Insel Aix, beim Ausfluß der Charente, die Anker. Schon lange rieth der alte du Barail, einer unserer Viceadmirale, der seinem Vaterlande nur noch mit seinem Rathe dienen konnte, unserm Ministerio, diese Insel in Vertheidigungsstand zu setzen. Er legte Plane darüber vor, die keine großen Unkosten erforderten; aber man hörte nicht auf ihn, oder das Geld, das dazu gehörte, schien vielleicht nothwendiger für irgend ein Hoffräulein. Wir haben die Wirkungen dieser Nachläßigkeit empfunden, und man wird beim nächsten Kriege nicht an die Verbesserung denken. Die Engländer nahmen sich vor, die Magazine von Rochefort zu zerstören, sich Rochelle zu bemächtigen und an der ganzen Küste hin Feuer und Schwerdt zu verbreiten. Es konnte ihnen in einem Theile ihrer Entwürfe gelingen; aber die Standhaftigkeit der wenigen Truppen, die auf den Küsten

sten zusammengeraft worden, hielt sie in Ehrfurcht. Sie durften die Landung nicht wagen, und nachdem sie einige Bomben aufs Ohngefähr geworfen hatten, nahmen sie den ersten October ihren Weg wieder nach England zurük. Milord Holderneß, der lange Zeit Minister war, und mit dem ich nachher in London darüber sprach, hat mir gesagt, daß von allen Unternehmungen, die auf unsere Inseln geschehn wären, dies die einzige sey, die er gebilligt habe, und welche hätte gelingen müssen, wenn sie besser ausgeführt worden wäre.

In Canada waren die Engländer nicht glüklicher. Der Marquis von Vaudreuil zerstörte ihre Forts auf dem schönen Flusse, und sezte mehrere Gebäude und Magazine in Flammen, worin sie Munition für 15,000 Mann hatten. Er beorderte den Marquis von Montcalm das Fort St. George zu belagern, das mit allem versehn und von 3000 Mann, theils in dem Fort, theils in einem verschanzten Lager, das an die Vestung stieß, vertheidigt wurde. Montcalm bemeisterte sich desselben, nachdem er fünf Tage die Laufgraben geöfnet, und machte es sogleich der Erde gleich. Der Admiral Holbourne versuchte die Belagerung

von

von Louisburg; aber er wurde von einem so wüthenden Sturme überfallen, daß eins seiner Schiffe von 70 Stük Kanonen wider die Felsen zerschmettert ward. Der Theil seiner Flotte, der am meisten gelitten hatte, flüchtete in die Kolonien, der andere kam nach England zurük.

Bis jezt hatten wir Fehler begangen, und keinen Nutzen aus unsern glüklichen Erfolgen gezogen, aber wir hatten noch keine Unfälle ausgestanden. Die Sachen bekamen bald ein anderes Ansehen. Der König von Preußen, der ein Korps Truppen zurükgelassen hatte, um Sachsen zu bewahren, marschirte schon im Monat April nach Böhmen. Den 5ten Mai stand er der kaiserlichen Armee gegen über, welche von dem Prinz Carl von Lothringen commandirt wurde, der den Feldmarschall Graf von Braun unter sich hatte. Den Tag drauf den 6ten griff er an der Spitze von 100,000 Mann den Prinz Carl an, der ohngefähr 50,000 Mann haben mochte. Der Sieg entschied für die Preußen; aber sie konnten nicht verhindern, daß der Rest von der geschlagenen Armee sich, an der Zahl von 35 bis 40,000 Mann, nach Prag flüchtete, welches ziemlich mit Munition versehn war. Eine so zahlreiche

che Garnison schrekte den König von Preußen nicht ab. Er formirte die Belagerung. Braun obgleich tödtlich in der lezten Schlacht verwundet, gab mit der größten Geistesruhe die Befehle zur Vertheidigung des Platzes, aber Friedrich beschleunigte nun die Belagerung mit mehr Thätigkeit. Er ließ eine ungeheure Menge Bomben werfen, und so oft mit glühenden Kugeln schießen, daß alles in der Stadt verbrannt oder in einander gestürzt war. Die Belagerung dauerte schon sechs Wochen, als der Marschall Graf von Daun, der eine Armee gesammelt hatte, sich näherte, um Prag zu entsetzen. Bei Erblikung der Preußischen Armee machte er einen Rükmarsch, um einigen Truppen Zeit zu geben, zu ihm zu stoßen, und sich nur einen Theil der Preußen zuzuziehn. Friedrich hielt dieses Manöver für ein Zeichen der Furchtsamkeit, übergab dem Marschall Keith die Führung der Belagerung, und marschirte mit dem Prinzen von Bevern dem Grafen von Daun entgegen. Dieser, der bei Costernitz vortheilhaft postirt war, erwartete die Preußen ohne Zittern. Sie griffen ihn zu verschiedenen Malen mit Heftigkeit an, und viermal wurden sie mit Verlust wieder zurükgetrieben. Beim fünften Angriff bemerkte

Daun, daß die Angreifenden muthlos wurden und Feld verlören: er ergrif also diesen Augenblik, um sie seinerseits anzugreifen, und gieng so heftig auf sie los, daß er ein Regiment über das andere hinwarf, und sie in Unordnung brachte. Der König von Preußen, der seine Truppen nicht wieder vereinigen konnte, retirirte sich eilig.

Bei dieser Nachricht greift der Prinz Carl den Marschall Keith in seiner Verschanzung an, übersteigt sie (den 20ten Juni), tödtet mehr als 2000 Mann und schlägt die Uebrigen in die Flucht. Sechs Tage nachher starb Braun an den Wunden, die er in der Schlacht vom sechsten Mai erhalten hatte, mit dem Trost seine Niederlage gerächt gesehn zu haben. Der König von Preußen konnte nun das Feld nicht mehr halten, zertheilte seine Armee in Schlesien und Sachsen, und verließ Böhmen. Diesem Unfalle folgten mehrere andere. Die Russen drangen ins Herzogliche Preußen. Der General Haddick, an der Spitze eines Oestreichischen Corps, drang in Brandenburg ein, rükte bis nach Berlin vor, und sezte sie in Brandschatzung. Das Schrecken bei seiner Annäherung war so groß, daß die Königliche Familie

aus

aus Furcht entführt zu werden, nach Spandau flüchtete, und da sie sich dort noch nicht sicher glaubte, nach Magdeburg gieng.

Die Reichsstände, welche über die schnellen Eroberungen des Königs von Preußen anfangs bestürzt waren, und sich zu erklären nicht gewagt hatten, bestrebten sich jezt ihr Contingent beizutragen. Diese unter dem Commando des Prinzen von Sachsen Hildburghausen vereinigte Armee, stieß in Sachsen zu derjenigen, welche der Prinz von Soubise commandirte.

Auf einer andern Seite waren die Schweden in Preußisch Pommern eingedrungen, wo sie mehrere Plätze inne hatten.

Alles kündigte den Sturz des Königs von Preußen an. Die verschiedenen Armeen, die ihn drängten, ohne etwas zu wagen, das ihm Gelegenheit geben konnte seine militärischen Kenntnisse zu zeigen, würden ihn gezwungen haben, unter den Bedingungen um Frieden zu bitten, die man ihm hätte vorschreiben wollen. In dieser Noth trug er durch seine Lobsprüche bei, den Marschall von Richelieu zu verführen und ihn zum Vertrage von Closter zu bewegen. Kein Fürst kennt die Menschen besser, und besizt die Kunst mehr sie zu verführen, oder aus

ihrer Verführung Nutzen zu ziehn, als er. Ich will noch hinzusetzen — denn ich bin unsern Feinden wie uns, eine unpartheiische Gerechtigkeit schuldig — daß in den übeln Lagen, in denen sich der König befunden, er nie, weder den Muth noch die Gegenwart des Geistes, die ihn anzuwenden weis, verloren hat. Er behielt mitten in seinen Unfällen einen spashaften Ton bei, der von einer sich beständig gleichen Seele zeigt. „Wenn ich von allem beraubt bin, sagte er, so schmeichle ich mir wenigstens, daß es keinen Souverain giebt, der mich nicht gerne zum General seiner Armee nähme.

Als er erfuhr, daß der König von England, erstaunt über unsere Fortschritte, Neigung zum Frieden zeigte, schrieb er ihm, und ließ diesen stolzen Brief in Umlauf bringen, in welchem er ihm ihre gegenseitigen Versprechungen zurükruft, und als Oberer mit ihm spricht. Ich wünschte seiner Moral die nämlichen Lobsprüche als seinen glänzenden Eigenschaften geben zu können. Diese haben auf die französische Imagination einen solchen Eindruk gemacht: daß die meisten unserer Offiziere, als sie gegen ihn marschirten, lauter solche Gespräche hielten, die den Muth ihrer Soldaten schwächen konn-

konnten. Als dieser Fürst aus seiner unglüklichen Lage sich herausgerissen und wieder furchtbar gemacht hatte, traf man in den Gesellschaften, Zirkeln, Spaziergärten und Schauspielen von Paris mehr Preußen als Franzosen an. Die, welche sich für Frankreich interessirten, waren beinahe gezwungen, das Stillschweigen zu beobachten. Im lezten Krieg wider die Königin von Ungarn waren zwar diese Partisanen Friedrichs ebenfalls Oestreichisch gewesen; anstatt daß wir bei den Unfällen Ludwigs des Vierzehnten unser Unglük tief empfanden; allein die Wünsche aller Franzosen waren stets für die Nation. Damals hörte man in Paris keine Lobeserhebungen Eugens und Marleboroughs erschallen. Vielleicht muß sich das Gouvernement die Veränderung zuschreiben, die geschehen ist. Zeigt ein Volk Achtung für seinen Feind, so schäzbar er auch sey, so ist es immer ein Beweis von national Unzufriedenheit. Der Minister muß sichs selbst beimessen: wenn das Herz der Unterthanen sich für das Wohl seines Vaterlandes nicht interessirt, begeht es das größte aller Verbrechen.

Der König von Preußen, ohne sich sehr zu schmeicheln, über so viel mächtige Feinde zu

triumphiren, vergaß nichts, um es dahin zu bringen. Er bemühte sich, die Protestanten zu überreden, daß ihre Religion bei diesem Kriege sehr interessirt wäre. Ohnerachtet der Gleichgültigkeit, ja sogar der Verachtung der verschiednen Religionspartheien, warf er sich doch zum Beschützer des protestantischen Glaubens auf. Es ist gewiß, daß sich die Protestanten nicht gewöhnen konnten, den Kurfürst von Sachsen als solchen anzusehn, seitdem der König August und hernach sein Sohn, ihre Religion abgeschworen hatten, um den Gnadentitel eines Königs von Polen zu erhalten, den ihre Nachkommenschaft nicht behalten wird.

Die Protestanten der Reichsarmee marschirten nur mit Widerwillen gegen den König von Preußen. Dieser Fürst war indessen immer noch Herr von Sachsen, hatte seiner Armee wieder Muth eingesprochen, hielt sich in gutem Vertheidigungsstand, und erwartete nur eine günstige Gelegenheit zum Angrif; diese blieb nicht lange aus.

Der Plan des Feldzugs, der dem Prinzen von Soubise vorgeschrieben war, bestand darinnen, die Preußen zu beunruhigen, ohne sich in eine Schlacht einzulassen; auch war er nicht sehr geneigt, diese Befehle zu überschreiten.

ten. Er verlangte seit Eröfnung des Feldzugs die Verstärkung, die der Marschall von Richelieu ihm zu verschaffen sich verbindlich gemacht hatte, aber nun eben nicht eilte, sie ihm zu schicken. Dieser nahm, der Wuth der Madame von Pompadour unerachtet, alle mögliche Maasregeln, den Prinzen von Soubise verunglücken zu lassen. Der Vertrag von Closter-Seven war zwar sehr zu unrechter Zeit gemacht worden, die Anstalten zur Erfüllung desselben wurden aber noch weit schlechter gewählt. Anstatt stark genug zu bleiben, um ihn ausführen zu lassen, ließ er den Villemür mit sechs Bataillons und sechs Escadrons, um 45,000 Mann zurük zu halten, welche ganz gewiß die erste Gelegenheit ergreifen würden den Vertrag zu brechen. Unter dem Vorwand, selbst dem Soubise zu Hülfe zu kommen, marschirte er vierzehn Tage lang nach Halberstadt, und blieb sechs Wochen daselbst. Daß sein Verfahren eben so ungeschikt als ränkevoll war, dies wird dadurch bewiesen, daß er die ganze Zeit über, sechs Meilen von Magdeburg müßig war, wo er wußte, daß die ganze Vertheidigung aus 2,000 Mann Recruten bestand. Er entschloß sich endlich, dem Prinzen von Soubise dreißig Bataillons zu schicken, behielt de-

ren funfzig mit einem Corps Cavallerie, und theilte die übrigen, welche er an den Ufern des Rheins, unter dem Vorwand des Mangels an Lebensmitteln, welche er verkauft oder verschwendet hatte, einquartirte.

Seitdem der Prinz von Soubise mit seiner Armee zu der Reichsarmee gestoßen war, diente er blos als eine Hülfe, und war dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, General der Kaiserlichen Armee, untergeordnet. Es fehlte wenig, so wäre er von einer preußischen Parthei gefangen worden; er wurde nur um eine Viertelstunde verfehlt. Frankreich hatte dies Glük nicht; aber es kam nur auf den Prinzen von Soubise an, zu bemerken, daß er vom Gothaer und Hildburghauser Hofe verrathen war, der sich dem König von Preußen entweder aus Neigung übergeben, oder vielleicht verkauft hatte.

Friedrich, aufmerksam auf alles was vorgieng, urtheilte, daß er wenig von der Reichsarmee zu fürchten habe, welche aus uneinigen Parteien zusammengesezt, schlecht befehligt, und der gemeinen Sache noch schlechter geneigt war. Er rükte vor, indem er sich immer vortheilhaft postirte. Auf der andern Seite schrie Paris und der Hof über das furchtsame Betragen des

Prin-

Prinzen von Soubise. Seine Schwester, die Gräfin von Marsan, hatte Mühe, es zu vertheidigen.

Der Ruf des französischen Generals schrekte den König Friedrich eben so wenig, als er unsern Truppen Zutrauen einflößte. Nachdem er verschiedenemal die Oestreicher überwunden, würde es ihm sehr geschmeichelt haben, einigen Vortheil über die Franzosen zu gewinnen, aber er wollte jezt nichts wagen. Er wußte, wie viel Einfluß ein erster glüklicher oder unglüklicher Ausgang auf die Fortsetzung eines Kriegs unter uns hat. Mit diesen Gesinnungen, und mit den am besten genommenen Maasregeln, lagerte er sich auf einem für ihn vortheilhaften Terrain, der Reichsarmee gegen über.

Es sei nun Unbesonnenheit, Eigendünkel, oder Verständnis mit dem König von Preußen, kurz, der Prinz von Hildburghausen wollte ihn angreifen. Man hielt verschiedenemal Rath, und der Prinz von Soubise, seiner Instruction getreu, war sehr dawider, eine Schlacht zu wagen. Revel, jüngerer Bruder des Herzogs von Broglio, und hingerissen durch die ihrer Familie natürliche Tapferkeit, unterstüzte lebhaft die Meinung des Hildburghauser. Der Prinz von Soubise widerstand noch. Endlich

entschloß er sich auf ein Billet, welches der Marquis von Stainville, nachmaliger Herzog von Choiseul, unser Gesandter in Wien, ihm schrieb, und durch welches er ihm rieth und in ihn drang eine Schlacht zu liefern. Diese Thatsache habe ich von einem Minister, dem es Stainville in einem jener Augenblicke der Unverschwiegenheit gesagt hat, die ihm gewöhnlicher als die Aufrichtigkeit sind, und die ihn bisweilen verrathen.

Der Prinz von Soubise willigte also in die Schlacht bei Rosbach, und verlor sie mit allen den Umständen, von denen es so vielerlei Erzählungen giebt. Da Revel nicht hatte siegen können, so ließ er sich tödten. Ich will mich bei dieser unglüklichen Begebenheit nicht aufhalten, noch die Verlegenheit der Höflinge, die Beschämung der Günstlinge, das Geschrei des Publicums, und den Unwillen der guten Bürger beschreiben. Warum, sagten die Nachsichtsvollsten, warum ist der Prinz von Soubise nicht mit seinem Rufe als rechtschaffener Mann zufrieden; zufrieden damit, ehrfurchtsvoll gegen den König, von dem er geliebt wird, leutselig, dienstfertig, und unzugänglich für die Habsucht zu seyn; warum strebte er nach einem Commando, dessen er unfähig ist? Der einzige

zige Trost war, daß dieser erste Feldzug sein lezter seyn, und er sich selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen würde. Man entsann sich, daß nach der Niederlage bei Ramillies, Ludwig der Vierzehnte die Nation genug geehrt hatte, um den Marschall von Villeroi, den er liebte, und der von Madame von Maintenon unterstüzt wurde, zurük zu rufen. Madame von Pompadour war nicht so bescheiden; sie wollte ihrem Freund zu der Stelle eines Connetable verhelfen: aber dazu gehörte wenigstens Ein Sieg, und nur die Gunst macht, daß bei Hofe welche davongetragen werden. Man erröthete nicht, die Truppen zu verleumden, um den General zu entschuldigen. Die erwiesene Unfähigkeit des Prinzen von Soubise verhinderte ihn nicht, im folgenden Jahre Marschall von Frankreich zu werden, und das Commando fortzuführen. Während daß der König von Preußen zu Rosbach triumphirte, verlor er Schlesien. Der General Nadasti hatte Schweidnitz eingenommen, und der Prinz Carl griff mit Hülfe dieses Generals den 22sten November den Prinz von Bevern an, forcirte ihn in einem verschanzten Lager bei Breslau, machte viele zu Gefangenen, und drang zwei Tage nachher in Breslau selbst ein.

Der

Der König von Preußen marschirt an der Spitze seiner Armee mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, kommt in Schlesien an, stößt zu Bevern, greift den Prinz Carl bei Lissa den 5ten Dezember an, und erficht den vollkommensten Sieg. Das Gefecht dauerte nicht lange, aber beinahe 40,000 Mann wurden gefangen genommen oder zerstreut, und Friedrich rükte wieder in Breslau ein. Von diesem Augenblik an spricht der König von Preußen als Sieger, und kündigt Entwürfe der Rache gegen die Reichsstaaten an, welche ihr Contingent beigetragen hatten. Er nahm sich hauptsächlich vor, die geistlichen Kurfürstenthümer zu verheeren, welches er eine Streiferei in die Priestergasse nannte. Diese drei Staaten, welche auf den Reichstagen eine Nummer machen, haben im Felde den Werth einer Null. Der Graf von Argenson, der in seinem Exil durch seinen Neffen Paulmy von allem unterrichtet wurde, ergrif diesen Augenblik, um ein ziemlich gut verfertigtes Memoire wider den Versailler Vertrag in Paris zu verbreiten, das durch die Umstände, unter welchen man es mit Fleiß bekannt machte, noch mehr Werth zu erhalten schien. Die kleine Anzahl derer, die den Vertrag nicht gebilligt hatten, zogen öf-

fent-

fentlich wider diejenigen los, die es als ein Meisterstük der Politik angesehn hatten, vergaßen oder widerriefen ihre Lobsprüche, und die große Menge des Volks, die sich nur nach den Ereignissen entscheiden kann, sahe ihn als die Quelle unsers Unglüks an.

Bei der ersten Nachricht von der Rosbacher Niederlage, urtheilte der Graf von Bernis, der nicht der eifrigste Anhänger des Vertrags gewesen war, ob er ihn gleich unterzeichnet hatte, daß in einem getheilten Conseil und mit unfähigen Generalen nichts gelingen könnte, und erklärte dem König freimüthig, daß man sich nicht schmeicheln dürfe den Krieg glüklicher fortzusetzen als man ihn angefangen habe; daß weder Frankreich noch die Kaiserin Generale hätten, die man dem König von Preußen und dem Prinz Ferdinand von Braunschweig entgegen stellen könnte; und daß man also eilen müsse Frieden zu schließen, und die Wirkungen des Freundschaftsvertrags, der noch fortdauern könnte, auf günstigere Umstände sich vorbehalten.

Madame von Pompadour, die den Vertrag als ihr Werk, und die Kaiserin als eine Freundin ansahe, war dem Vorschlage des Grafen von Bernis zuwider, und fieng von diesem

diesem Augenblik an kälter zu werden. Sie schrie über die Schande und die Gefahr, die Kaiserin zu verlassen, welche eben jezt fast ganz Schlesien wieder erhalten hätte; denn die Affaire bei Lissa war noch nicht vorgefallen. Sie sezte hinzu, daß diese Fürstin bei ihrer Unzufriedenheit, mit dem König von Preußen in Unterhandlung treten und sich mit den Engländern wider uns vereinigen könnte. Der König, den die Rosbacher Niederlage erbitterter als muthlos gemacht hatte, war nicht zum Frieden geneigt, und hatte eben dem Prinzen von Soubise einen tröstenden Brief geschrieben. Er sah überdies die Schwierigkeiten, die Kaiserin nicht sowohl zum Frieden zu bewegen, als vielmehr ihr denselben vorzuschlagen.

Mittlerweile erfuhr man die Niederlage der Oestreicher bei Lissa. Der Graf von Bernis benuzte diesen Umstand, und stellte dem König vor, daß es nicht unmöglich wäre den Wiener Hof in der Bestürzung, in der er sich befände, zum Frieden zu vermögen. Die Hannoveraner, die Hessen und ihre Bundesgenossen, aufgemuntert durch unsere Unfälle und durch die glüklichen Fortschritte des Königs von Preußen, brachen den Vertrag von Closter-Seven,

ven, und gaben dadurch dem Grafen von Bernis neue Mittel, um den Frieden anzuhalten, und da das Conseil von der nämlichen Meinung war, so erlaubte der König, eine Unterhandlung mit der Kaiserin anzufangen. Wir werden sehn, welches der Erfolg davon war.

Da der Marschall von Richelieu die Folgen seiner Convention sahe, befürchtete er noch traurigere, und gieng von Zutrauen in Furcht über. Er ließ durch den Dümesnil, seinen Schutzverwandten, dem Prinzen Ferdinand eine Neutralität für den Winter zwischen den Franzosen und Preußen vorschlagen. Die Kaiserin war darüber aufgebracht, schrieb dem König deswegen, und der Marschall erhielt das Verbot weiter zu gehn. Der König von Preußen unterließ nicht, auch schon den Vorschlag zu benutzen, um ein Mistrauen gegen uns einzuflößen, welches unsere Versöhnungsentwürfe noch vermehren konnten.

Der Marschall von Richelieu marschirte nun aus Halberstadt mit den Truppen, die er hatte, und rief die, welche er am Rhein in die Quartiere geschikt hatte, zurük. Kaum waren sie dort angekommen, als die Länge des Marsches

sches und die Strenge der Jahrszeit im Monat December einen Theil davon aufrieb. Als sie versammelt waren, hielt er einen Kriegsrath über den Entschluß, den man nehmen sollte. Alle Officiere, die sich Frankreich nähern wollten, gaben ihre Meinung für die Räumung des Kurfürstenthums: der Marschall allein war entgegengesetzter Meinung, und marschirte den 25ten December auf den Prinz Ferdinand los, den er zurüktrieb.

Die beiden Armeen bezogen hierauf ihre Quartiere. Der Marschall meldete mit seinem gewöhnlichen Zutrauen, daß die seinigen unangreifbar wären, und kam an den Hof zurük, wo die Furcht vor seiner Cabale, deren Stärke allezeit die Weiber ausgemacht haben, machte, daß er besser aufgenommen wurde, als es das Publicum erwartete. Er merkte bald, daß er den folgenden Feldzug nicht commandiren würde, und glaubte wahrzunehmen, daß eine üble Gesinnung in Rükficht auf ihn, durch die gute Aufnahme, die man ihm machte, durchschimmerte. Die öffentlichen Reden über seine Erpressungen verursachten ihm weder Gewissensbisse, noch Schaam; er gieng in sein Gouvernement von Guyenne, und drükte noch diese Provinz durch die Unkosten und Verschwendungen

gen

gen, die er zu seiner Aufnahme und Aufenthalte daselbst erforderte. Aus Mangel an Siegen, verschafte er sich Triumphe.

Als er nach Westphalen abreiste, hätte ers gerne gesehn, daß ich ihn begleitete; der Kardinal Bernis rieth mirs aber ab, und befreiete ihn von der Thorheit, einen Geschichtschreiber mitgenommen zu haben, der nichts als Fehler zu schreiben gehabt hätte.

Während man Maasregeln faßte, um die Kaiserin zu einer Versöhnung zu bewegen, unterhandelte der Graf von Bernis, im Fall man den Wiener Hof nicht überreden könnte, mit dem Dänischen Hof ein Waffenbündnis. Dieses ward von dem Präsident Ogier und ohne Theilnahme des Bedelfrise, Dänischen Ministers an unserm Hof, von Kabinet zu Kabinet behandelt. Die Bedingungen waren, dieser Macht Ostfriesland abzutreten, mit sechs Millionen Vorschuß, und als Abzug der gewöhnlichen Subsidien. Als man sie bezahlen mußte, brach der Controleur-General gänzlich das Wort, das er gegeben hatte. Es ist wahr, wir hatten dadurch den Vortheil Dänemark zu verhindern, die Anerbietungen der Engländer anzunehmen; aber dies machte unserm Gouvernement keine Ehre.

Man brachte auch den Herzog von Mecklenburg dahin, uns eine Ueberfahrt über die Elbe und eine Communication mit den Schweden zu zugestehen.

Man kann nicht übler versorgt seyn, als wir es damals mit Kriegs- und Finanzministern, an den Marquis von Paulmy und Moras waren; dieser war schlechterdings untüchtig zu allem, jener den Geschäften nicht gewachsen, und etwas schlimmers noch. Sie ließen sich selbst Gerechtigkeit wiederfahren und dankten ab. Man hat Minister gesehn, welche die Intrigue oder der öffentliche Haß vertrieb; diese wurden es durch die Verachtung, welches sie der Ehre des Exils beraubte. Das Publicum macht die Minister nicht, aber bisweilen stürzt es sie. Die Leute in Aemtern, anstatt Verleumder zu bezahlen, sollten treue Agenten haben, welche ihnen von den Urtheilen des Publicums Rechnung ablegten, anstatt Privatleute zu verleumden.

Die General-Controle wurde dem Boulogne gegeben, und die Kriegsministerstelle dem Marschall von Belle-Isle, welcher den Eremille zum Adjunctus nahm, der General-Lieutenant, ein braver und verständiger Mann, und der Bruder des la Boissiere, Schatzzahlmei-

meisters der Bretannischen Staaten war, wo er noch lange bedauert werden wird.

Um das Conseil in seinen verschiedenen Theilen zu stärken, schlug der Kardinal von Bernis die Zurükberufung des vormaligen Siegelbewahrers Chauvelin, und des Grafen von Maurepas vor; der erste ward vom König, der andere von Madame von Pompadour verworfen. Der Graf von Bernis versuchte wenigstens, den Gilbert wegen der Angelegenheiten annehmen zu lassen, die das Parlement angiengen, wo er damals eine große Rolle spielte. Madame von Pompadour ließ den Berryer adjungiren, aus welchem sie ihren Handlanger machen wollte. Es ist gewiß, daß er ihre Geschäfte besser als diejenigen des Staats betrieb; sie machte in der Folge einen Minister der Marine aus ihm. An dieser Stelle gelang es ihm, durch seine vielen Grobheiten sich verabscheuen zu lassen, ohne einmal die Ehre zu haben, gefürchtet zu werden; er erhielt endlich zur Schande der höchsten Obrigkeit, zum Spott des Hofs und ohne Verdienste, welche seine Geburt hätten ersetzen können, die Stelle eines Siegelbewahrers. Er ist als Günstling gestorben, und war nicht gemacht, um die Gnade zu verlieren. Madame von

Pompadour hatte ihn aus der Policei von Paris gezogen, um ihn an den Hof zu versetzen, wo er doch immer als fremd angesehn wurde. Man hat bemerkt, daß die Polizeilieutenantstelle ein großer Empfehlungstitel bei Madame von Pompadour wegen der Geheimnisse ist, die man ihr entdecken kann. Ich glaube doch, daß ein Polizeilieutenant eben so weit kommen würde, wenn er ihr das verheimlicht, was sie betrift, als wenn er ihr alles Uebrige anvertraut. Man will sagen, daß Berryer nicht wenig zur Ungnade des Grafen von Argenson durch Auffangung eines Briefs an die Gräfin von Estrades beigetragen habe, worin Madame von Pompadour sehr gemishandelt, und der König wenig geschont wurde.

Der Graf von Bernis versuchte, aber umsonst, den Herzog von Nivernois ins Conseil zu bringen; die Kenntnis, die man von seinen Talenten hatte, konnte nicht über den Widerwillen triumphiren, den Madame von Pompadour stets für diejenigen hatte, welche durch das Blut oder durch die Freundschaft mit dem Grafen von Maurepas verbunden sind; und der Herzog von Nivernois hatte diesen doppelten Titel der Verwerfung.

Ob-

Obgleich der Graf von Bernis Befehl erhalten hatte, zwischen dem Wiener und Berliner Hof den Frieden zu unterhandeln, oder uns wenigstens von diesem Kriege loszumachen, so sah er doch sehr gut ein, daß dies nur ein Befehl wäre, der dem Conseil entrissen worden. Das Conseil, und vorzüglich der Dauphin wünschten den Frieden; aber der König war nicht sehr geneigt dazu, und Madame von Pompadour hatte sogar Gründe ihm abgeneigt zu seyn. Sie wünschte immer, wider den Wunsch des Publikums, ihren lieben Soubise commandiren zu sehn, welcher die Schande von Rosbach wegzulöschen sich einbildete.

Man hatte festgesezt, daß er mit einem Corps von 24,000 Mann zum General von Daun stoßen sollte.

Der Prinz Graf von Clermont ward ernennt, in die Stelle des Marschalls von Richelieu zu treten. Man glaubte, daß ein Prinz vom Geblüte, ehrwürdig durch seine Geburt und schäzbar durch seine Tapferkeit, den Truppen Zutrauen einflößen, oder wenigstens die Mannszucht wieder herstellen, und die Raubbegierde, welche vom General in die Soldaten übergegangen, verbannen würde. Er begab sich gleich zu Anfange des Februars nach

Hannover, und schon den 28sten, da er nicht im Stande war mit Truppen, die durch Krankheiten geschwächt waren, dem Prinz Ferdinand die Spitze zu bieten, räumte er das Kurfürstenthum, um sich dem Rhein und den Lebensmitteln zu nähern.

Der Prinz Ferdinand commandirte die Hannoveraner, welche sich seit dem Bruche des Vertrags zu Closter-Seven mit den Hessischen und Braunschweigischen Truppen vereinigt hatten.

Der König von England erklärte die Vorschritte des Herzogs von Cumberland, seines Sohns, für ungültig, obgleich der König von Dänemark der Verwahrer des gegebnen Versprechen war. Der Herzog von Braunschweig, dem seinigen getreu, gab seinem Sohn Befehl, seine Truppen zurük zu führen, und misbilligte dadurch öffentlich die Verletzungen des Vertrags. Der Prinz Ferdinand hatte keine Achtung für die Befehle seines Vaters, und zwang die Braunschweiger, sich mit den Andern zu vereinigen. Die erste That dieses Fürsten war die Einnahme von Harburg gewesen, wo Pereuse die schönste Vertheidigung machte, und entschlossen, sich unter den Trümmern zu begra-

graben, erhielt er vom Prinzen die ehrenvollste Capitulation.

Die Plätze, welche die Franzosen nach und nach verließen, flößten den Feinden immer mehr Zutrauen ein. Der Prinz Ferdinand trieb den Grafen von Clermont bis jenseit des Rheins, lieferte ihm eine Schlacht (den 23sten Juni), und blieb Meister des Schlachtfeldes. Diese Affaire war um desto unglüklicher, da die Feinde, wenn sich der Graf von Clermont nicht retirirt hätte, sich selbst retirirt haben würden. Der Graf von Gisors, Sohn des Marschalls von Belle-Isle, ward hier in seinem 25sten Jahre erschossen. Dies war ein Nationalverlust. Dieser junge Mensch wurde in einem Alter, wo die besten Gegenstände nur Hofnungen geben, als ein erfahrner Feldherr und Staatsmann angesehn.

Ich werde nur die vorzüglichsten militärischen Vorfälle, welche die Schriftsteller der verschiedenen Nationen und die besondern Nachrichten umständlich genug erzählen werden, in der Kürze vorstellen. Ueberdies will ich umständlich die Hofintriguen bekannt machen, welche die wahren Springfedern der großen Begebenheiten sind, und von denen ich im Stande war mich zu unterrichten.

Der Prinz von Soubise, um den Prinz Ferdinand zu nöthigen, wieder über den Rhein zu gehn, und seinem Vaterlande zu Hülfe zu kommen, drang in Hessen ein, und schlug (den 23sten Juli) ein Corps Truppen, welche der Prinz von Isenburg commandirte.

Der erste glükliche Erfolg des Prinzen von Soubise ward von einem andern (am 10. October) bei Lauterburg begleitet, und verschafte den Vorwand, ihm den Marschallstab zu geben. Er hatte ihn hauptsächlich dem General-Lieutenant Chevert zu verdanken, einem Officiere, den das Glük erhoben, und der die nämliche Ehre haben würde, wenn diejenigen seiner Nebenbuler, welche nur Geburt besitzen, es nicht dahin gebracht hätten, zu überreden, daß' Geburt das Verdienst überwiegen muß. Die Geschichte wird ihn wenigstens entschädigen, indem sie ihm Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Der Graf von Clermont war so bestürzt über seine Niederlage, daß er seine Armee immer weiter zurükführen, und den Preußen die Niederlande überlassen wollte. Der König verbot es ihm, und rief ihn unter dem Vorwande zurük, als erlaubte er ihm wegen seiner Gesundheit zurük zu kommen. Contade erhielt seine Stelle, und um ihm mehr Ansehn zu geben,

bey, zierte man ihn mit der Marschallswürde von Frankreich.

Während dem Laufe dieses Kriegs erwekte jeder General den Wunsch, daß man einen andern an seine Stelle setzen möchte, ohne daß man wußte, wo man ihn hernehmen sollte. Wir waren zur See nicht glüklicher als zu Lande. La Clüe, ohne ein andres Verdienst, als Hofmeister des Herzogs Penthievre, Admirals von Frankreich, gewesen zu seyn, erhielt das Commando einer Escadre, die mit allem verproviantirt war, und nachdem er sich in Carthagena fast sechs Monate lang hatte bloquiren lassen, lief er mit der Hälfte seiner in Unordnung gebrachten Escadre wieder in Toulon ein; welches nicht geschehen seyn würde, wenn der Commandant und die meisten seiner Offiziere eben so tapfer gewesen wären, als der Graf von Sabran. Ich war gegenwärtig, als der König, bei der Zurükkunft dieses Offiziers zu Versailles, ihn dem ganzen Hof vorstellte und sagte: Dies ist einer der ersten Edelleute und der Tapferste meines Königreichs. Diese Aufnahme ist ohne Zweifel eine Belohnung, die einem Franzosen kostbar und seiner würdig ist; aber keiner der übrigen Offiziere hat das geringste Zeichen der Unzufriedenheit

erfahren. Die Könige von England und Preußen strengten, zufolge ihres Vertrags, der am 11ten April dieses Jahrs erneuert wurde, alle ihre Kräfte an, um zu gleicher Zeit und von allen Seiten Frankreich und die Kaiserin anzufallen. Luisburg, das voriges Jahr ein Sturm wider die Engländer vertheidigt hatte, fiel in diesem Jahre in ihre Gewalt. Dieser Ort, für welchen man unermeßliche Summen angewendet oder hergegeben hatte, war so wenig befestigt, daß die Lastthiere eben so leicht durch die Lücken der Mauern als durch die Thore hinein giengen.

In Europa erschien der Admiral Anson an den Küsten von Frankreich mit einer Flotte von 26 Linienschiffen, 12 Fregatten, einer Menge Brandschiffen und Bombardiergalioten, und hundert Transportschiffen, welche 16,000 Mann zur Auslandung trugen, die durch den Lord Marlborough commandirt wurden. Anson blokirte mit 20 Schiffen den Hafen von Brest, und Marlborough schiffte mit dem Uebrigen von der Flotte zu Cancale (den 7ten Juni) aus, gieng auf St. Malo zu, und bemächtigte sich den 7ten der Vorstadt St. Servan, welche nur durch den Hafen getrennt ist. Er verbrannte die Seilerbahnen, die Magazine,

und

und beinahe achtzig Kauffarthey- oder Raubschiffe; aber die Stadt wagte er nicht anzugreifen, und bei der Nachricht, daß die Truppen der Provinz sich zu Hülfe näherten, schifte er sich (den 10ten Juni) wieder ein, ward durch den Wind bis zum 22sten zu Cancale aufgehalten, und kam wieder nach England zurük.

Die nämliche Flotte segelte wenig Zeit nachher (den 30sten Juli) wieder von England ab. Anson blokirte den Hafen zu Brest zum zweitenmale, und der Admiral Howe warf (den 6ten August) die Anker vor Cherburg, fieng an die Stadt zu bombardiren, schifte den folgenden Tag seine Truppen unter Commando des Bligh, der in diesem Posten dem Lord Marlborough gefolgt war, aus. Bligh drang ohne Hindernis in eine offene Stadt, nahm was an Kanonen da war weg, verbrannte 25 bis 30 Kauffarthenschiffe, zwang die Stadt, sich durch eine starke Contribution von der Plünderung loszukaufen, verwüstete die benachbarten Felder, und schifte sich den 4ten September zu St. Lünaire, zwei Meilen von der Stadt, von welcher sie durch den Fluß Rance getrennt waren, wieder ein. Da die weit hervor liegenden Schanzen die Engländer verhinderten, wider den Platz etwas vorzunehmen,

so plünderten und verwüsteten sie die Felder mit Wildheit. Marlborough hatte Strenge ausgeübt, zu welcher der Krieg berechtigt, aber Bligh führte sich als Räuber auf, und zeigte durch seine Flucht seinen ganzen Charakter an.

Ob er gleich in einer starken Armee, dem Kerne der englischen Truppen, ein Corps Freiwilliger vom ersten Stande hatte, unter denen sich sogar der Prinz Eduard, Bruder des jetzigen Königs George des Dritten, befand, so gerieth er doch bei Annäherung einiger Regimenter und der Landmiliz, welche aus Strandwachten und in der Eil zusammengerafften Bauern formirt, und von bretannischen Edelleuten angeführt waren, in Schrekken, und war nur darauf bedacht sich eilig wieder einzuschiffen. Wenn der Herzog von Aiguillon, Commandant en Chef der Provinz, dem Eifer der Einwohner entsprochen hätte, so hätte sich nicht ein einziger Engländer wieder eingeschift. Er befürchtete, sich bei einer Gelegenheit in Gefahr zu setzen, wo ein leichter Ruhm sich ihm von selbst anbot. Ich bin sonst immer mit ihm zufrieden gewesen, und wünschte, daß ich ihm eine vortheilhaftere Gerechtigkeit wiederfahren lassen könnte; aber ich bin der Wahrheit,

dem

dem Vaterlande, noch mehr schuldig. Als er im Stande war zu fechten, wollte er das Schrecken des Feindes nur benutzen, um seine Flucht zu beschleunigen. Er wußte nicht, wie sehr ein kühner Angrif das Schrecken eines Feindes vermehren kann, der auf seinen Schiffen eine sichere Zuflucht zu finden glaubt, ohne Ordnung dahin läuft und sein Heil nicht in der Verzweiflung sucht.

Die Engländer eilten, sich einzuschiffen, und die Bretannier zitterten vor Wuth, ihren Händen die Rache entfliehn zu sehn, die sie an ihren Feinden nehmen konnten. Herr von Aubigni, der unter dem Herzoge von Aiguillon diente, überdrüssig, den Befehl zum Angrif zu verlangen, und ungeduldig ihn nicht zu erhalten, fieng das Treffen an, indem er das Regiment Boulonnois vorwärts marschiren ließ. Die bretannischen Edelleute, welche ein Corps Freiwillige formirten, vereinigten sich mit dem ersten Zuge der Grenadiere.

Der Ritter von la Tour d' Auvergne, Oberster des Boulonnois, verließ, als er das Manövre der Edelleute sahe, seinen Posten in der Mitte, und bat sie um die Erlaubnis an ihre Spitze treten zu dürfen. Die Regimenter

Brie,

Brie; Marbeuf, das Miliz-Bataillon laufen herbei. Die Franzosen greifen die Engländer, ohnerachtet des Musqueten- und Kanonenfeuers der Flotte, in ihren Verschanzungen an, treiben sie von ihrem Posten und bis ans Meer, steigen bis an den Gürtel hinein, und fechten Mann gegen Mann. Das Blutbad war nicht klein; mehr als 2,000 Engländer wurden getödtet oder ertranken; eine gleiche Anzahl, welche die Flotte nicht wieder erreichen konnten, suchte zu entfliehn, indem sie durch die Felsen kletterte, und wurde nach der Schlacht gefangen genommen.

Man sieht bei dieser Gelegenheit, was die leichteste Ueberzeugung, daß man ein Vaterland hat, vermag.

Die Engländer bei ihrem Einfall in Normandie, einer Provinz, welche mehr als irgend eine vortrefliche Soldaten zieht, fanden von Seiten der Einwohner nicht die geringste Vertheidigung. In Bretagne versammeln sich die Bauern, 45 solcher Soldaten legen sich zwischen Hecken im Hinterhalt, halten ein Korps Englischer Truppen bei einem Passe auf, versperren oder verspätigen ihnen den Rükmarsch, verschaffen den Unsrigen die Zeit anzukommen und tragen zum Siege mit bey. Die Schüler

des

des Rechts zu Rennes formiren eine Kompagnie Freiwillige, bewegen einen gewesenen, jezt dienstlosen Officier, sie zu commandiren, und rücken gegen den Feind: Bürger, Gerichtspersonen wurden fechtend getödtet. Wenn der nämliche Geist überall, und vorzüglich unter den Truppen geherrscht hätte, würde dieser Krieg rühmlich für die Nation gewesen seyn, anstatt daß sie nun in der Meinung der Ausländer von ihrem Glanze verlohren hat. Die Kaiserin, welche unsere Niederlage erfuhr, rief aus: „Sind denn die Franzosen nur gegen meine Völker unüberwindlich! Die meisten unserer Officiere schwächten den Muth der Soldaten, indem sie selbige mit den Lobeserhebungen des Königs von Preußen und des Prinzen Ferdinands betäubten. Anstatt bemüht zu seyn, ähnliche zu verdienen, nur schäzbare Feinde und Muster in ihnen zu sehn, überließen sie sich einem schändlichen Luxus, den diese Fürsten sich wohl hüteten nachzuahmen; dagegen waren auch ihre Soldaten nicht in der Noth, welche unsere bisweilen ausstanden.

Der Graf von Bernis, der immer noch damit umgieng den Frieden zu unterhandeln, wollte wenigstens, wenn es ihm nicht gelänge, den Zustand unsrer Finanzen wissen, um zu be-

bestimmen, welche Mittel wir hätten, die Unkosten des Kriegs zu bestreiten. Der König gab dem Boulogne den Befehl, diesen Zustand, den oft derjenige, welcher sie dirigirt, nicht weis, zu communiciren. Der Graf von Bernis erschrak darüber, wie er beschaffen war. Dem zufolge unterhandelte er, und erhielt von der Kaiserin die Erlassung der Hälfte der Hülfsgelder, und die Quittung über das, was noch vom Alten schuldig blieb.

Er unternahm zu gleicher Zeit eine noch schwerere Operation, welche den Ministern immer mislungen ist: nämlich eine Aenderung in dem Aufwande des Königlichen Hauses (im Juni 1758.) Es giebt keine Art von Beraubung, welche mehr Beschützer findet. Jeder Bediente ist berechtigt zu schreien, und sicher von jedem Großen, der auch Bedienter ist und mehr Ansehn hat, unterstüzt zu werden. Ein Misbrauch, rund heraus gesagt, eine Spizbüberei der Bedienten, die eine lange Dauer nur noch strafbarer macht, wird ein Titel. Der König belästigt mit den Klagen, hatte die Gefälligkeit, selbst wider seinen Nutzen vorzubitten; man begnügte sich mit einem kahlen Abzuge, worüber die Hofleute spaßen, und der in der That mehr das Elend ankündigt als ihm abhilft.

abhilft. Der Graf von Bernis, welcher durch den Abschied des Rouille' Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, fand mit seinem Oeconomieplan mehr Willfährigkeit am Wiener Hof, als am französischen. Er ließ daselbst eine zweite Erlassung der Hülfsgelder bestätigen, deren Ehre sich der Herzog von Choiseul, sobald er angestellt war, kühn anmaßte, und welche man die Güte hatte ihm zu lassen. Alle diese Verminderungen sezten indessen noch nicht in Stand, die Unkosten zu bestreiten, und schufen keine Generale. Der Graf von Bernis entschloß sich also, alle seine Kräfte anzustrengen, und den Frieden zu schließen. Aber um Madame von Pompadour nicht zu beleidigen und damit sie ihm sogar helfen möchte den König zu diesem Entschluß zu bringen, hatte er eine Conferenz mit ihr, wo er ihr bewies, ohne sie überreden zu können, daß es gänzlich unmöglich sey den Krieg fortzusetzen. Die Unterredung ward lebhaft; er fand mehr Widerstand, als nachher bei der Kaiserin. Er stellte ihr, doch umsonst, vor, daß alle unsre Unfälle blos ihnen beiden zugerechnet würden. Das Publicum wäre weder von dem Widerstand unterrichtet, den er gegen den ersten Vorschlag des Vertrags mit dem Wiener Hof ge-

macht, noch von den Einwürfen, die er gethan, noch von der Vorsicht, die er gebraucht, noch von den vorläufigen Punkten, die er erfordert, die man ihm versprochen und nicht gehalten hätte, und dies alles vor dem Unterzeichnen. Das Publikum wüßte die geheimen Artickel des Vertrags nicht, die für Frankreich so vortheilhaft wären, und deren Erfolg mit andern Generalen als den unsrigen unfehlbar war. Die Minister, die dem Vertrag am meisten Beifall gegeben hätten, wollten es, seitdem die Ereignisse ihren Hofnungen nicht entsprächen, nicht Wort haben. Ohne wie sie, seine Rede Lügen zu strafen, müßte er sich in die Zeit schicken. Er stellte vor, daß das Publicum nur wüßte, daß er, Graf von Bernis, einen Vertrag unterzeichnet habe, dessen Folgen so unglüklich wären, daß er als der einzige Urheber desselben angesehn würde, und daß sie mit mehrerm Recht angeklagt würde, ihn vorgeschlagen zu haben, um dem Prinzen von Soubise das Commando zu geben. Madame von Pompadour, weit entfernt diesen Gründen nachzugeben, hörte sie nicht gelassen an, und da der Graf von Bernis noch hinzusezte, daß wenn er den König nicht zum Frieden bewegen könne, er entschlossen wäre, abzugehn, um die Schuld, als wolle

er

er den Krieg fortsetzen, von sich abzulehnen, antwortete sie ihm, dies hieße einen Fehler wider die Erkenntlichkeit begehn, und er würde, nach allen den Gnadenbezeugungen, mit denen er überhäuft worden, nicht den Schein haben, seiner Ehre ein großes Opfer zu bringen. Der König, erwiderte er, und das Publikum werden günstiger davon urtheilen, als Sie denken, wenn man sehn wird, daß ich meine Abteien niederlege, dem Versprechen des Hutes entsage, und mich nur mit der einfachen Priorei la-Charite' begnüge, auf welche jeder Abbe', von Stande Ansprüche machen könnte, hätte er auch nicht die geringsten Dienste geleistet. Nachdem der Graf von Bernis in Rüksicht auf Madam von Pompadour alles gethan hatte, was die Klugheit erforderte, sprach er im versammelten Conseil mit der nämlichen Aufrichtigkeit. Er zeigte, daß der Vertrag für den jetzigen Augenblik nicht gehalten werden könnte, und daß demohngeachtet das gute Verständnis zwischen dem Französischen und Wiener Hofe fortdauern würde. Der Anschlag aber sey von beiden Seiten, wegen Unterschied der Generale, wegen dem Bruche des Vertrags von Closter, und wegen Vernichtung der Marine mislungen. Er sezte hinzu, daß die Armee ganz

gewiß hinter den Rhein zurükmarschiren würde, daß die Kaiserin aus Mangel der gewöhnlichen Hülfsgelder nur schwach würde agiren können, und daß kein ander Mittel mehr übrig wäre, als Spanien zu bewegen, sich zur Vermittlung zu bewaffnen. Obgleich der König zur Fortsetzung des Kriegs geneigt schien, so war doch das ganze Conseil und vorzüglich der Dauphin für den Frieden. Dem zufolge bevollmächtigte der König den Grafen von Bernis, nach diesem Plane mit dem Wiener Hof zu unterhandeln.

Die Kaiserin war äußerst missvergnügt, zum Aufschub ihrer Rache gegen den König von Preußen genöthigt zu seyn; da sie aber unsern Gründen nicht widersprechen konnte, so gab sie ihre Einwilligung zur Friedensunterhandlung. Der Marquis von Stainville, unser Abgesandter zu Wien, durch den die Sache mit der Kaiserin behandelt wurde, hatte die Instruktionen des Grafen von Bernis pünktlich befolgt, so lange er ihn als begünstigten Minister der Madame von Pompadour angesehn, und er nicht geglaubt hatte, daß sie und der Graf von Bernis verschieden denken könnten. Aber ob er gleich die Einwilligung der Kaiserin für den Frieden unterhandelt und geschikt hatte, so

merkte

merkte er, sobald er durch die Briefe der Madame von Pompadour wahrnahm, wie sehr sie die ersten Verbindungen bedauerte, daß der Graf von Bernis nicht mehr in der nämlichen Gunst stehen müsse. Da er überdies im Stande war, zu sehn, daß die Kaiserin nur eine gezwungne Einwilligung gab, und wußte, wie leicht Madame von Pompadour von der Narrenliebe zum Ekel übergieng, so entwarf er den Augenblik den Plan, den Grafen von Bernis zu stürzen, dessen geschmeidigstes Instrument er bis jezt gewesen war, und sich auf seinen Trümmern zu erheben.

Er sagte der Kaiserin und meldete der Madame von Pompadour, daß der Graf von Bernis den Muth zu leicht verlöre, daß man nicht verzweifeln müßte, und daß es noch leicht wäre uns wieder mit Vortheil zu erheben. Diese Ideen stimmten so gut mit beider Wünschen, daß sie sogleich angenommen wurden. Der Madame von Pompadour war es leicht, den König zu einer Gesinnung zurük zu bringen, die er nur mit Widerwillen verlassen hatte. Es ward also festgesezt, den Krieg fortzuführen.

Der Graf von Bernis überzeugt, daß unsre Uebel dadurch nur vermehrt würden, stellte es umsonst vor. Da er sahe, daß er nicht mit

Ehren das Instrument eines Sistems bleiben konnte, das er misbilligte, bot er die Abdankung seines Departements an, welches in den Händen des Marquis von Stainville schiklicher seyn würde. Da dieser die Wiederherstellung der Angelegenheiten für so leicht hielte, so müsse er ohne Zweifel auch die Mittel wissen, sie zu Stande zu bringen.

Nach alle den kleinen bei Hofe gewöhnlichen Falschheiten, um denjenigen, den man fortschicken will, weiszumachen, daß man ihn zurükhalten möchte, ward beschlossen, daß der Marquis von Stainville das Departement der auswärtigen Angelegenheiten erhalten, daß der Kardinal von Bernis, denn er hatte eben die Mütze erhalten, mit dem neuen Minister zugleich wirken und handeln, und überdies noch besonders dasjenige besorgen solle, was das Parlement angienge, dessen Streitigkeiten mit dem Hofe fast ein abgesondertes Departement erforderten. Der Kardinal von Bernis sah sehr wohl ein, daß die nur scheinbare Vereinigung zwischen ihm, seinem Kollegen und Madame von Pompadour nicht lange bestehn würde. Er bemerkte, daß er ihnen Zwang auflegte; und um es ihnen bequem zu machen, so erklärte er sich sogar vor ihnen mit Redlichkeit,

keit, sprach mit ihnen über den Zwang, in den er sie versezte, sagte ihnen, daß da er nicht so wie sie über die Angelegenheiten dächte, es scheinen würde, als wolle er ihnen immer beim Votiren im Conseil zuwider seyn; das beste Mittel Freunde zu bleiben wäre also, auf einige Zeit getrennt zu seyn, und daß er den König um die Erlaubnis bitten wolle, sich einige Zeit unter dem Vorwand seiner Gesundheit, welche es in der That bedurfte, entfernen zu dürfen.

Madame von Pompadour und Stainville, der zum Herzog von Choiseul ernannt wurde, erschöpften sich beim ersten Conseil, dem er beiwohnte, in Freundschaftsversicherungen und dringenden Bitten bei ihnen zu bleiben und wenig Tage nachher machten sie, daß er exilirt wurde.

Es scheint, als war diese Treulosigkeit zuviel, und daß sie mit einem Abschiede hätten zufrieden seyn sollen; aber dies beruhigte sie nicht. Madame von Pompadour hatte oft gesagt, daß sie den König für niemand eine so heftige Neigung habe fassen sehn, als für den Kardinal von Bernis. Der Herzog von Choiseul fürchtete die Folgen davon. Die Marquise und er glaubten also, daß nichts besser sey ihnen zuvor zu kommen, als den Kardinal

durch einen Brief vom König exiliren zu lassen; sie entwarfen das Muster davon, überzeugt, daß der Fürst nie einen Mann wieder annehmen würde, den er übel behandelt hätte: wenigstens ist noch kein Beispiel davon da gewesen. Der Kardinal stand mehrere Monate vor seinem Exil, und sogar ehe er die Mütze erhielt, in petto in Ungnade. Da er aber dem König schon öffentlich für die Genehmigung Dank gesagt hatte, die Seine Majestät dem Vorschlage des Pabstes, Benedict des Vierzehnten, gegeben, so war es den Feinden des designirten Kardinals nicht möglich, die Genehmigung rükgängig zu machen, noch Clemens den Dreizehnten (Rezzonico) zu verhindern, das Wort seines Vorgängers zu halten, ob man gleich alle geistliche Bosheit dazu angewendet hatte. Herr Girard, welcher die Feuille des Benefices hatte, und in dieser Rükficht die Solliciranten unter dem Kardinal von Fleuri empfieng, hat mir gesagt, daß man keine Idee von den Abscheulichkeiten geben könne, welche die Mitwerber ersinnen. In den andern Gesellschaftsklassen findet man, in Ansehung der Nebenbulerschaft, nur Kinder in Vergleich mit den Geistlichen. Einige Ursachen trugen noch bei, das Exil des Kardinals aufzuschieben.

Die

Die Clerisei hatte sich wegen eines freiwilligen Geschenks außerordentlich versammelt; der Kardinal diente dem König sehr wohl darinn, und die Clerisei war so zufrieden mit ihm, daß sie um ein Erzbisthum für den Kardinal angehalten hätte, wenn sich dieser nicht widersezt hätte. Ueberdies wollte das Ministerium ein Edit-bürsal registriren lassen, und da diese Gesellschaft dem Kardinal sehr wohl wollte, so befürchtete man, sie möchte über das Exil des einzigen Mannes, dem sie die Vereinigung ihrer Glieder zu verdanken hatte, mismuthig werden.

Nachdem der Kardinal entfernt war, schenkte Madame von Pompadour ihr ganzes Vertrauen dem Herzog von Choiseul. Dieser neue Minister, der die Angelegenheiten wieder herstellen, und die Ehre unserer Waffen wieder aufrichten sollte, verlängerte den Krieg um vier Jahr, nur um uns in neue Unfälle zu stürzen, und endlich einen schändlichen Frieden zu machen. Wenn er eben so viel Politik und Einsichten, als Ehrgeiz besessen hätte, so würde er die Maasregeln, die der Kardinal zum Frieden genommen, benuzt, und unter erträglichen Bedingungen den Frieden geschlossen haben; dann würde er als der Verbesserer unserer Unfälle ange-

sehn worden seyn, deren Keim man dem Vertrage zuschrieb, den sein Vorgänger unterschrieben hatte.

Der Herzog von Choiseul würde zwar dann die Versprechungen zu brechen geschienen haben, die er der Kaiserin und der Madame von Pompadour gemacht hatte; allein er würde nicht nur haben vorgeben können, daß, da er die Gegenstände näher betrachtet, er besser darüber urtheile, sondern sich auch den Ruf eines wahren Bürgers erworben haben, welcher sich nicht scheut, für das Wohl des Staats sein Wort zu widerrufen. Das Publikum wußte damals nicht, daß das Verbrechen des Kardinals darin bestünde, den Frieden gewollt zu haben. Er war zu neuerlich in Ungnade gefallen, als daß seine Rechtfertigung seine Zurükrufung hätte bewirken können, oder daß sie nur wäre anerkannt, und noch weniger für wahr erklärt worden. Madame von Pompadour war so sehr für den Herzog von Choiseul eingenommen, daß er ihr alles weis machen konnte; wie hätte er sie sonst überreden können, er sey die schönste Seele die sie gekannt hätte? denn so sprach sie von ihm. Man wird nun sehn, warum ich mich über die militärischen Operationen

tionen nicht ausdehnen wollte. Diese großen, traurigen und einförmigen Begebenheiten, wovon die Geschichten voll sind, interessiren die Leser nicht so wie diejenigen, welche das Opfer derselben geworden sind. Die Thatsachen werden mir zu Epochen dienen, um einige Triebfedern zu entwickeln, welche in die Geschichte der Menschheit einschlagen. In dieser Hoffnung werde ich die Lage, das Interesse, und den Character der Hauptpersonen darstellen.

Die Marquise, welche sich, des Ueberdrusses des Königs ohngeachtet, durch Feste, Zerstreuungen, und das was man insgemein Vergnügungen nennt, auf ihrer Stufe erhalten hatte, schmeichelte sich nun damit, durch die Geschäfte zu regieren. Sie hatte in der That einigen Antheil an dem vorigen Frieden gehabt. Der König machte damals die Feldzüge; diese langen Abwesenheiten betrübten die Favorite; sie hatte also ein großes Interesse dabei den Frieden zu wünschen. Allein da der König den gegenwärtigen Krieg nur durch seine Generals führte, so fand sich Madame von Pompadour geschmeichelt, in die Wahl der Minister und Commandanten Einfluß zu haben, kurz, statt eine Mätresse zum Vergnügen zu

seyn,

seyn, eine Staatsrolle zu spielen. Uebrigens war dieser Krieg ihr Werk; sie hielt sich für die Freundin der Kaiserin, und es hätte ein stärkerer Kopf dazu gehört, um nicht berauscht davon zu werden.

Der Herzog von Choiseul kannte die schwache Seite der Madame von Pompadour, und machte sich selbige sehr zu Nutze. Er ist von ausgezeichneter Geburt, von kleiner unangenehmer Gestalt, besizt aber Muth, Verstand, und noch mehr Kühnheit. Er wählte, als er in die große Welt trat, die Rolle eines Glüksritters, welches beweist, daß jedermann Ansprüche auf Glük hat. Er geizte zu gleicher Zeit nach einem Ruf von Bosheit, für welchen er vortrefliche Anlagen hatte, und womit er prahlte. Mit alle dem unterläßt man nicht, die Narren zu hintergehn und sich bei ihnen furchtbar zu machen. Sein Verfahren diente ihm doch besser als seine witzigen Einfälle. Man beklagte sich über das eine, und wiederholte die andern nicht. Ich habe ihn gekannt, und bin oft in seiner Jugend bis zu der Zeit, wo er ins Ministerium kam, mit ihm umgegangen. Ehe er eine Rolle spielte, sahe ich ihn aus mehrern Häusern entfernt, und es fehlte wenig,

wenig, daß man ihn nicht für einen Taugenichts ansahe. Ich habe ihn einmal über diese Imputation, die er nie verdient hat, sich vertheidigen hören; aber es war wenigstens sehr demüthigend für ihn, daß davon geredet wurde. Seine erste Verbindung mit Madame von Pompadour kam von einer Treulosigkeit her, die er an der Gräfin von Choiseul (Romante) begieng, welche mit dem König eine kleine Intrigue hatte. Sie hatte ihn zum Vertrauten und Leiter in dieser Sache genommen, und da er eine große Scharfsinnigkeit in dieser Art von Unterhandlung besaß, so bemerkte er, daß seine Kousine nicht lange regieren würde, daher entschloß er sich, sie der Madame von Pompadour aufzuopfern. Er legte ihr von allem Rechnung ab, theilte ihr die Briefe mit, welche der König und die Gräfin von Choiseul wechselten, und verschafte ihr durch dieses Verfahren die Mittel, das Zwischenreich abzukürzen. Dies war der Ursprung seiner ersten Gunst bei Madame von Pompadour. Der Graf von Bernis stand damals in einer so ausgezeichneten Gunst, daß der Herzog von Choiseul, welcher es nicht für gelegen hielt ihn jezt anzugreifen, seine Freundschaft suchte.

Der

Der Graf von Bernis ist ein Mann von Stande, von altem, eben so gutem, und nicht minder berühmtem Geschlechte, als das der Choiseul. Von seiner Kindheit an zur Kirche bestimmt, war er anfangs Canonicus von Brioude.

Nachdem er einige Jahre seiner Jugend im Seminario von St. Sulpice mit eben so wenigem Erfolg zugebracht hatte, als alle jungen Adelichen, die nach der Bischofswürde trachten und dazu gelangen, kam er in das Capitel von Lion, gieng aber nur hin um sich aufnehmen zu lassen, und kam nach Paris zurük.

Geburt, eine liebenswürdige Gestalt, eine aufrichtige Gesichtsbildung, viel Verstand, Artigkeit, eine gesunde Beurtheilungskraft, und sein fester Charakter machten, daß ihn alle Gesellschaften aufsuchten; er lebte daselbst sehr vergnügt; aber diese Art von Zerstreuung misfiel dem alten Kardinal von Fleuri, einem Freunde des Vaters, und der das Glük des Sohns auf sich genommen hatte. Er ließ ihn kommen, und erklärte ihm, er habe nichts zu hoffen, so lange er, Kardinal von Fleuri, leben würde. Der junge Abbé antwortete, indem er sich tief verbeugte: „Gnädiger Herr, ich werde warten“ und gieng. Der alte Minister lächelte über

über die Antwort, erzählte sie sogar mehrern Personen, machte weiter nichts daraus, und hielt nicht dafür, daß eine artige Antwort eine Pfründe werth wäre. Was den Abbe' von Bernis betrift, so fuhr er fort so wie bisher zu leben, ohne sich in Ansehung seiner Mitwerber weiter etwas vorzuwerfen zu haben, als bei mehrern Festen und kein Heuchler zu seyn. Die Antwort, die er dem Kardinal von Fleuri gab, war drollig, aber um sie gut zu machen, mußte er sich nicht in seiner Erwartung täuschen. Der Kardinal von Fleuri war gestorben, und der Abbe' von Bernis wurde nicht befördert. Er war gar nicht damit beschäftigt, und zweifelte nicht, daß sich unter den Großen, deren mehrere Anverwandten von ihm waren und ihm wohl wollten, nicht einer finden sollte, der ihm nüzlich würde; aber keiner ließ sichs angelegen seyn. Man begnügte sich zu sagen, daß nie ein Mann von Stande die Armuth seines Standes mit mehr Würde, ohne Mismuth, und sogar mit Munterkeit ertragen hätte; das kommt daher, weil er nicht einmal Achtung darauf gab.

Da ihn das Ohngefähr mit Madame von Pompadour verbunden hatte, faßte sie für ihn die lebhafteste Achtung und Freundschaft. Den

ersten

ersten Gebrauch, den er von einem so mächtigen Ansehn machte, war für andere. Er war Mitglied der französischen Academie, und der Titel Academicien war die einzige Sache, die, ohne ihm gerade einen Stand zu geben, ihm statt dessen diente. Er erwies allen denjenigen seiner Mitbrüder Dienste, die er verbinden konnte, verschafte mehrern Gemächlichkeit, und zog sogar einige aus der Dürftigkeit. Seine Freunde waren genöthigt ihn daran zu erinnern, doch ein wenig an sich selbst zu denken. Was seinen geringen Ehrgeiz beweist, waren die Schranken, die er ihm sezte. Boyer, ehemaliger Bischof von Mirepoix, hatte damals die Feuille des Benefices, und nie ist ein Minister so sehr Herr in seinem Departement gewesen, als dieses geringe Subject, ohne Geburt, in seiner Religion wenig aufgeklärt, und durch die Protection einiger alten Verschwestern vom Hofe aus einem Kloster zur Bischofswürde gezogen. Die Kirche und der Staat empfinden es jezt, was für alberne Wahlen er getroffen hat.

Der König hatte die Gnade, ihm den Abbe von Bernis zu empfehlen; Boyer, der eine Empfehlung nicht abschlagen konnte, die er für einen Befehl hätte annehmen sollen, fand Mittel, sie fruchtlos zu machen. Er trug

dem

dem Abbe' von Bernis an, die Priesterweihe anzunehmen, indem er ihm versprach, ihn bald zum Bischof zu ernennen. Der Abbe' antwortete, daß, da er die zu diesem Stande nothwendigen Anlagen nicht in sich fühle, er mit einer Abtei zufrieden wäre. Boyer schlug es ihm ab, und gab dem König zu verstehn, daß die Güter der Kirche schlechterdings nur denen gegeben werden könnten, die ihr gegenwärtig dienten; aber er lobte die Freimüthigkeit des Abbe's sehr, der kein Heuchler wäre. Es schien, als hätte Boyer nie einen andern gesehn, so verwundert war er darüber. Der König, „der nichts erhalten konnte," gab dem Abbe' eine Pension von 1500 Livres auf seine Schatulle. Da dies für den nothwendigen Aufwand seines Standes nicht hinreichte, so suchte er sich einige kleine besondere Kirchenämter zu verschaffen, und wenn er sein ganzes Vermögen auf 6000 Livres Einkünfte hätte bringen können, würde er auf nichts weiter Anspruch gemacht haben. Da er nichts als Hindernisse fand, wovon ich oft Zeuge gewesen bin, so beschloß er, ein großes Glük zu machen, da er zu keinem kleinen kommen konnte; izt fand er nichts als Willfährigkeit. Nur wenige haben

so schnell ihr Glük gemacht. Er ließ sich zur Gesandtschaft nach Venedig ernennen, wo er sich beliebt und schäzbar machte. Bald darauf wurde er während seiner Abwesenheit zum Etatsrath gemacht. Der Marquis von Puisieux (Brülart,) damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, war ihm nicht zuwider: er haßte die Leute von Stande nicht, weil er einer ist. St. Contest (Barberie), welcher dem Marquis von Puisieux gefolgt war, war dem Abbe' von Bernis aus einer der des Puisieux entgegengesezten Ursache, und vorzüglich wegen des geheimen Hasses, welchen die Unwissenden gegen Leute von Verstand haben, nicht so günstig. St. Contest starb vor der Zurükkunft des Abbe's, und that wohl daran, sowohl wegen der Angelegenheiten als für die Societät. Sein Vater war ein verdienstvoller Mann, und dies war alles was man hatte anwenden können, um seinen Sohn geltend zu machen. Ich will mich nicht länger bei ihm noch bei der zahlreichen Liste seines Gleichen aufhalten, welche den verschiedenen Aemtern des Ministeriums, wenn auch nicht vorstanden, doch sie besezten. Wenn man das Gemälde eines jeden machte, würde die Gallerie lang und wenig interessant

seyn;

seyn; ich werde sie blos anführen, wenn die Thatsachen es verlangen werden. Während der Abbe' von Bernis noch in Venedig war, ließ er seine Neider mit Fleiß einige Werke seiner Jugend drucken, welche nach unsern Vorurtheilen Lächerlichkeiten in großen Aemtern sind, und welche in England, in Italien, wo die Großen der gothischen Grobheit entsagt haben, Ehre machen. Dies ist nicht so unter uns, wo selbst der ungeschikteste unserer vornehmen Herren sich klug dünkt, heftig nach diesem Rufe strebt, und sogar glauben machen will, daß er die großen Talente besitze, die seine Ehrenstelle heischt. Dies ists, was unsere Academien mit so viel albernen oder wunderlichen Ehrenmitgliedern überladet. Ich werde einmal das Verzeichnis derselben mit Noten dazu liefern können.

Der Abbe' von Bernis nahm nach seiner Zurükkunft von Venedig, wie man gesehn hat, den höchsten Flug des Ansehns in allen Geschäften. Die Geschichte seines Hutes verdient, daß ich mich dabei aufhalte, weil es in meine Absicht einschlägt, den Hof und die Menschen kennen zu lehren.

Unter den Bedienungen, die man dem Abbe' von Bernis bestimmt hatte, war auch die Gesandtschaft nach Polen vorgeschlagen; aber der König, dem von irgend einem Minister, oder von ihm selbst gerathen wurde, wollte es nicht, weil er glaubte, daß diese Gesandtschaft dem Abbe' die Ernennung zum Hute eher verschaffen würde, als es Seine Majestät für gut befänden. Man nimmt mehr Rükksicht auf die spanischen und polnischen Gesandtschaften als auf andere. Die Hofnung zur Grandenwürde bei der einen, und zum Hut bei der andern, kann den Gesandten mehr Gefälligkeit einflößen, als zu diesen zwei Ständen gehören darf. Eine Unterhandlung im Innern des Königreichs verschafte dem Abbe' von Bernis den Hut geschwinder, als es Polen gethan haben würde (43). Die Streitigkeiten des Parlements

43) Polen hat so wie andere catholische Mächte das Recht, seine Ernennung zum Hute bei den Kronbeförderungen zu geben; aber es giebt sie niemals andern Polen als dem Erzbischof von Gnesen, Primas des Königreichs. Wenn dieser Kardinal ist, wählt es immer einen Fremden. Die Ursache davon ist, weil die Senatoren den Kardinälen nicht den Vorrang abtre-

ten

ments mit dem Hof waren nie lebhafter gewesen, als zu der Zeit, da der Abbe' von Bernis den 2ten Januar 1757 ins Conseil trat. Dieser Parlementsstreit mit dem Ministerium hat bei der Regentschaft des Herzogs von Orleans angefangen, dauert noch, und es würde schwer seyn, dessen Ende oder die Art ihn zu endigen vorher zu sehn. Der Stillstand, der von Zeit zu Zeit gemacht wird, erstikt eine dumpfe Gährung nicht; ein verborgenes Feuer bricht bei jeder Gelegenheit aus: bald über die Unternehmungen der Priester oder Magistratspersonen; bald über eine Verweigerung der Sacramente, über einen Finanzplan, über die Wahl einer Vorsteherin eines Hospitals, kurz, über Armseligkeiten, die der Unmuth ergreift oder übertreibt. Der Streit, welchen beizulegen dem Abbe' von Bernis aufgetragen wurde, entstand bei Gelegenheit des Lit de Justice vom 13ten Dezember 1756, wegen Einregistrirung von zwei Verordnungen vom 10ten, und eines Edicts vom nämlichen Monat.

ten würden, da nun aber der Erzbischof von Gnesen ihn als Primas schon hat, so trägt der Kardinalshut nichts dazu bei.

Die Minister haben sich unter dieser Regierung unterstanden, die Lits de Justice wegen ihres besondern Interesses, und immer wider den Willen des Königs, zu vermehren, ohne sich darum zu bekümmern, ob sein Ansehn darunter litte. Es kam in demjenigen, wovon die Rede ist, darauf an, ein unmögliches Stillschweigen über die Religionsstreitigkeiten aufzulegen, und zwei Kammern der Enquetes zu unterdrücken. Das Parlement protestirte wider die Registrirung; die fünf Kammern der Enquetes, die zwei der Requetes, und ein Theil der großen Kammer übergaben die schriftliche Abdankung ihrer Aemter dem Kanzler, wodurch das Parlement sich in einem Tage auf die ältesten Präsidenten und auf zwölf Räthe der großen Kammer heruntergebracht sahe. Diese verlangten vom König die Wiedervereinigung ihrer Mitbrüder; der Minister antwortete durch den Mund des Königs, daß, da die Abdankungen angenommen wären, die Aemter leer seyn, und da sechzehn der Abdankenden exilirt worden waren, so wurden ihnen die Lettres de Cachet durch Wächter überbracht, um ihnen zu zeigen, daß man sie für weiter nichts als bloße Bürger ansehe. Während dieser Trennung geschahe

den

den 5ten Januar der Angriff auf die Person des Königs. Dies wäre der gelegenste Umstand zur Wiedervereinigung des Parlements gewesen, und sie würde auch geschehn seyn, wenn man der Meinung des Präsidenten von Menieres, eines vortreflichen Bürgers und aufgeklärten Magistratsperson, gefolgt wäre; aber der erste Präsident und die Minister stellten sich so übel dabei an, daß es unmöglich war sie nicht für Ungeschikte anzusehn. Die große Kammer, durch die Prinzen und Pairs verstärkt, richtete den Böswicht Damiens: aber alle Processe der Privatleute wurden länger als sieben Monate aufgeschoben. Einige Räthe, sey es aus Furcht oder Nothwendigkeit, oder nach dem Rath von Anverwandten, verlangten ihre schriftlichen Abdankungen wieder, aber man war noch weit entfernt ein förmliches Parlement wieder zu sehen. Das Gemurre des Publikums, welches den unverschämtesten Ministern, die sich stellen als verachteten sie es, Gesetze vorschreibt, beunruhigte den Hof. Man war daselbst mehr über die Abdankungen verlegen, als diejenigen, welche sie gegeben hatten, sich bemühten sie zu erhalten. In solchen Umständen trug der König dem Abbe' von Bernis auf,

Mittel zu suchen, um die Gemüther wieder zu vereinigen. Der Abbé verfuhr mit so viel Geschiklichkeit dabey, daß alles ruhig ward, und das vereinigte Parlement seine Verrichtungen wieder übernahm.

Der Römische Hof hatte damals mit der Republik Venedig einen Streit, welcher auf eine offene Trennung, auf eine gänzliche Absonderung abzielte. Der Papst Benedict der Vierzehnte faßte von der Klugheit, mit welcher der Abbé die Sache des Parlements geschlichtet hatte, eine so große Meinung, daß er nach Frankreich dem Nuntius schrieb, mit dem Abbé die Mittel zu berathschlagen, die Republik Venedig wieder zu besänftigen. Der Abbé, welcher in Venedig die beste Meinung von seiner Aufrichtigkeit zurükgelassen hatte, ward sogleich von der Republik als Vermittler angenommen, und er nahm das Interesse beider Theile so wohl in Acht, daß alles zu beiderseitigem Wohlgefallen geordnet und beschlossen wurde. Der Papst hegte nun so viel Achtung für den Versöhnungsgeist des Unterhändlers, daß er sogleich an den Kardinal von Tencin nach Lion und den Marquis von Stainville, unsern Gesandten, in

in Wien und der es vorher in Rom gewesen war, schrieb, und sie um Rath fragte, ob der Kardinalshut, den er proprio motu dem Abbé von Bernis gäbe, dem König Vergnügen machen würde. Der Kardinal von Tencin, welches auch seine Absicht seyn mochte, schikte dem König den Brief, ohne den Abbé vorher davon zu benachrichtigen, und dies war sicher der größte Dienst, den er ihm je hätte erweisen können. Der Marquis von Stainville, ohne den Befehl des Königs dazu einzuholen, und nur seinen Eifer für einen Minister zu Rath ziehend, den er für unerschütterlich hielt, und welcher aus Erkenntlichkeit nichts vergessen würde, um denjenigen zum Herzog zu machen, der ihn würde zum Kardinal gemacht haben, antwortete aus freien Stücken dem Papst, daß diese Beförderung dem König unendlich schmeicheln würde, und meldete dem Abbé von Bernis, was er eben für ihn gethan hätte. Dieser, der nicht zweifelte daß der König denken würde, dieser Hut wäre ein Intriguenstreich zwischen Stainville und einem Ehrgeizigen, der seinen Fürsten wider seinen Willen zu etwas zwingen wollte, begab sich sogleich zu Sr. Majestät, und beschwor ihn zu glauben, er habe keinen Theil

an dem Verfahren des Marquis von Stainville, dessen Schritt er sehr tadele, und von welchem er gar nichts gewußt habe. Der König, durch den Kardinal von Tenein von allem unterrichtet was der Abbe' nicht wußte, ließ ihn reden, und antwortete lächelnd: Seyn sie ruhig lieber Abbe', ich weis daß Sie keinen Theil an alle dem haben; wenn der Papst Sie zum Kardinal machen will, so wird er mich wohl um meine Genehmigung bitten müssen; noch einmal: seyn Sie ruhig. Der Abbe' sehr erleichtert durch die Antwort des Königs, ließ es auf die Ereignisse ankommen. Als bald darauf der König seine Einwilligung gegeben hatte, gaben die Kaiserin und der König von Spanien die ihrige, und der Papst ließ dem Abbe' melden, daß seine Beförderung bald vor sich gehn würde. Bis jezt wußte der Hof noch nichts davon, und der Abbe' wollte es noch verschwiegen halten, um den Neid nicht zu wekken; aber der Abbe' Delaville, erster Comis der auswärtigen Angelegenheiten, erklärte ihm, daß um die Wirkung des Versprechens sich zu versichern, nichts so eilig seyn könnte, als eine öffentliche Danksagung dafür zu thun; daß diese Bekanntmachung die stärkste Schranke

wider

wider den Neid seyn würde; daß das Geheimnis bald aufhören würde eins zu seyn, und daß alsdann der Neid es dahin bringen könnte, daß die Haltung eines Versprechens, welches der Nachfolger vielleicht nicht gutheißen könnte, bis zum Tode des Papstes aufgeschoben würde; anstatt daß, wenn der König eine öffentliche Danksagung angenommen hätte, er seine Ehre bey der Promotion interessirt halten würde. Der Abbe' von Bernis folgte dem Rath, und that wohl daran: denn da kurze Zeit nachher seine Beharrlichkeit auf dem Frieden der Mätresse und ihrem Minister zuwiderlief, so beschleunigte der König selbst seine Beförderung, um den Minister der Mätresse aufzuopfern. Benedikt der Vierzehnte starb den Tag, vor welchem er sie creiren wollte; aber Clemens der Dreizehnte, Rezzonico, sein Nachfolger, ehrte das Versprechen Benedikts. Die Erkenntlichkeit trug auch dazu bei. Rezzonico hatte zum Theil dem Abbe' von Bernis die Tiare zu verdanken. Cavalchini sollte erwählt werden, als der Abbe' seine Ausstoßung bewirkte, und die Stimmen zum Besten des Rezzonico vereinigte; da dieser ein Venetianer war, so legte er durch seine Wahl das Siegel auf

die

die Versöhnung des Römischen Hofs mit der Republik.

Die größten Hindernisse wider die Beförderung kamen von Versailles. Alles, was der Neid der Minister, die Wuth der Prälaten, die Bosheit der Gleichgültigen vermag, wurde ins Werk gerichtet. Man gieng so weit, dem Papst die schändlichsten Verse zukommen zu lassen, für dessen Verfasser man den Abbe' von Bernis ausgab. Das Uebermaas der Verleumdung machte die Wirkung fruchtlos. Der Pabst erklärte sich öffentlich darüber.

Mitten unter allen Hindernissen, die man dem Abbe' von Bernis in den Weg legte, und selbst zu der Zeit wo er schon sein Ansehn sinken sah, erklärte er freimüthig bey versammeltem Conseil, daß die Verzögerungen, die man seiner Beförderung gäbe, ihn weniger befremdeten, als die wenige Achtung von Seiten des Papsts für die Empfehlung des Königs; er entsage also dem Hute. Damit man nicht daran zweifelte, las er den Brief vor, durch welchen er es dem Papste meldete, übergab ihn dem Könige, indem er ihn bat ihn zu billigen,

gen, und Befehl zu geben, daß er abgefertigt würde. Der König nahm den Brief und sagte, daß wenn die Beförderung nicht vor dem 7ten October geschähe, es unterbleiben solle. Der König war vermuthlich von dem unterrichtet was in Rom vorgieng, denn die Promotion geschah den zweiten.

Ich will mich bey dieser Hofintrigue nicht länger aufhalten, um einige der niedrigen Ränke von Hofleuten zu entschleiern, welche sie als Meisterstücke der Politik ansehn, weil sie weder im Stande noch würdig sind, Wahrheit und Rechtschaffenheit anzuwenden, welche doch alle kleine Kunstgriffe außer Fassung bringen. Wie viele kenne ich nicht, welche aus lächerlicher Selbstliebe oder innerer Empfindung ihres Nichts, sich zeigen als wären sie für das Große geschaffen, ohne andere Beweise davon zu geben, als das einfältige Geständnis, die geringsten Kleinigkeiten nicht überschauen zu können!

Ueber unsere Unfälle umständlicher zu seyn, überheben mich unsre Feinde, die sie laut genug ausposaunen werden.

Ich

Ich will also unsre Thorheiten nur noch kurz wiederholen: denn wir haben dem Schiksal fast nichts zuzurechnen; und wir werden sehn, warum ein Sistem, gut oder schlecht, aber vom ganzen Conseil und vom Publico gebilligt, an welchem anfangs ein jeder Theil gehabt haben wollte, in der Ausführung mislang.

Mit dem Neid des Rouille, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten will ich anfangen. Da dieser sich nur als den Repräsentanten in einem Sistem sieht, dessen wahre Triebfeder der Abbe' von Bernis ist, fährt er fort unsern Ministern an den auswärtigen Höfen Instruktionen zu geben, die wo nicht dem neuen Sistem zuwider, doch wenigstens ihm wenig angemessen sind.

Machault sieht in dem Abbe' von Bernis mit Kummer einen Nebenbuler, welcher das Zutrauen des Königs und der Madame von Pompadour theilt, oder ihm vielleicht bald rauben wird.

D'Ar-

D' Argenson, Kriegsminister, einzig beschäftigt sein Departement zu erweitern, wollte ganz Frankreich zu Lande waffnen, und dadurch den Minister der Marine zu Grunde richten. Kühn in seinen Unternehmungen, furchtsam in den Mitteln darnach zu trachten, will er seinen Sohn zum General machen, und da er ihn seine Aelteren nicht überspringen lassen darf, ohne das allgemeine Geschrei gegen sich zu erregen, macht er eine Menge Generale, welche die Armeen überladen und hindern, die Verproviantirungen durch den Luxus verzehren, und die Finanzen ruiniren. Alle Sachverständige klagen ihn an, das Militär zu Grunde gerichtet zu haben. Man wird bald einen Titel erfinden müssen, der höher als derjenige des Marschalls von Frankreich ist, weil er zu gemein geworden. Ohne für sich selbst begierig nach Geld zu seyn, hat er den Staat durch die unermeßlichen Summen gedrükt, die er in den Lebensmitteln, in den Spitälern, Tausenden seiner Kreaturen verschaft hat, die Räubereien seiner Familie nicht mitgerechnet. Bei seinem großen Verstande und durch den Geschmak, den er dem König für sich eingeflößt hatte, hätte er seine Stelle behaupten können. Ueberdies

dies von keinem moralischen Princip gebunden, war ihm das Gute und das Böse gleichgültig; aber aus Schwäche des Characters gehorchte er oft der Leidenschaft anderer, und hat sich dadurch gestürzt. Er wollte gemeinschaftlich mit der Gräfin von Estrades die Marquise von Pompadour vernichten, welcher die Gräfin alles zu verdanken hatte, und glaubte sich so fest beim König, daß er die Anerbietungen der Marquise ausschlug. Sie hat es endlich so weit gebracht, daß er an einem Tage mit Machault exilirt wurde, der sein Exil andern Beweggründen zu verdanken hatte, die eben so wenig den Saat angiengen, als diejenigen der Ungnade des Grafen von Argenson. Der Abbe' von Bernis hätte den Muth vorzustellen, daß in der gegenwärtigen Lage der Sachen, zwei erfahrne Minister ein beträchtlicher Verlust wäre.

Der Graf von Argenson besaß Talente, von welchen er Gebrauch machte, wenn es sein Interesse ihm erlaubte.

Machault, mit wenigem Verstande und mehr Charakter, ward in der Marine geschätzt; er hatte

hatte sich sogar daselbst beliebt gemacht. Dieser stolze und eiskalte Mann hatte die Seeofficiere freundlicher als seine Vorgänger aufgenommen. Er hatte auch einen Vortheil, den sie nicht gehabt hatten, die Macht, sich das zu seinen Unternehmungen nöthige Geld geben zu lassen. Die Seeofficiere, welche man sehr selten bey Hofe sahe, fiengen an sich dort zu zeigen, und sind jezt vielleicht zu oft an einem Ort, wo die Luft für jede Art von Pflicht gefährlich ist. Sie bringen diesen Geschmak des Luxus mit zu Hause, der sie zwingt das Geld der Ehre vorzuziehn.

Die Stellen dieser beiden Minister wurden mit den zwei unfähigsten Gegenständen besezt. Moras ward für die Marine, und der Marquis von Paulmi für den Krieg erwählt.

Der Marschall von Belle-Isle, der dem Marquis von Paulmi folgte, verleugnete zwar die heimliche Neigung, die er immer für den König von Preußen hatte, aber seine Geschwäzzigkeit hat oft einem Plane geschadet, dessen Erfolg vom größten Geheimnis abhieng.

Berryer kommt mit der Grobheit seines Charakters von der Pariser Policei an den Hof, dessen Falschheit er, doch ohne die Höflichkeit, annimmt. Die Marine wird ihm aufgetragen.

Die Marquise von Pompadour, leidenschaftlich für das neue Sistem eingenommen, will die Vollführung desselben und ist den Mitteln dazu hinderlich. Sie wird über den Abbe' von Bernis neidisch, sobald sie sieht, daß der König eine persönliche Achtung für ihn hat. Er ist der einzige politische Agent, und kann sich von den nöthigen Dingen unterrichten lassen. Der Zustand der Finanzen ward ihm nur wenige Monatte vor seinem Exil mitgetheilt. Machault, Sechelles, Moras, Boulogne, folgten als General-Controleurs auf einander, und waren nur darauf bedacht, sich oder ihre Kreaturen zu bereichern.

So waren die ersten handelnden Personen beschaffen; nun zu den Instrumenten. Der Marschall von Estrees, zum General ernannt, befürchtet, daß der Prinz von Soubise, der ein Reservekorps commandirt, ihm durch die offenbare Gunst der Madame von Pompadour substituirt werde. Soubise, der am Hofe immer das Ansehn gehabt hätte, das einem vornehmen Herrn gebührt, schäzbar durch seine Rechtschaffenheit, ehrfurchtsvoll für seinen Herrn, von dem er geliebt wird, wenn er sich mit dieser anständigen Existenz begnügt hätte, will, ohne militärische Talente, Marschall von

Frank-

Frankreich, Connetable wo möglich, und Minister werden. Die Protection hat ihn ohnerachtet seiner Fehler, eben so hoch emporgeschwungen als es die größten Siege hätten thun können. Der Marschall von Estrees gewinnt fast wider seinen Willen die Schlacht bei Hastembek; er fürchtet immer sich zu weit einzulassen, und befolgt nur schlecht einen Plan, gegen welchen er durch den Puisieux seinen Schwiegervater und durch den St. Severin eingenommen ist, welche nur mit Widerwillen ein System angenommen, das den Vertrag zu Aachen, ihr Werk, berichtigte.

Ich will noch die Ungeduld des französischen Hofmanns in den Kriegen hinzufügen, die ihn im Winter von Paris entfernen. Die Generale wünschten immer den Krieg wegen ihrer Bequemlichkeit nach Flandern zu spielen. Die meisten unserer Officiere bequemten sich wider Willen zu den Operationen, die gegen den König von Preußen gerichtet waren, den zu erheben sie sich zur Gewohnheit gemacht hatten, anstatt dessen Wachsamkeit und Oeconomie nachzuahmen. Das Publicum, das schon lange den Hof der Schwäche und wirklichen Fehler des Gouvernements wegen getadelt hatte, ward

preußisch, so wie es im vorigen Kriege östreichisch gewesen war.

Maillebois, ein Feind der Marquise für seine und des Grafen von Argenson, seines Onkels, Rechnung, ein Mann von Verstand und Talenten, begünstigt alle Fehler der Generale um ihre Stellen zu besetzen.

Der Marschall von Richelieu, ein activer und passiver Feind der Marquise, neidisch über den Soubise, General der Frauenzimmer, Beschützer und Muster der Maroderei im Großen, vom Soldaten dessen Muster er ist geliebt, von Voltaire besungen, sieht ein, daß er dieses Phantom von Ruhm nicht verwirklichen kann, unterhandelt mit dem König von Preußen, anstatt mit ihm zu fechten, will nur Geld, das Sistem vernichten, die Marquise verschreien, den Abbé von Bernis absetzen, und zur Ministerschaft gelangen, um durch die Intrigue zu regieren.

Conrades nimmt kaltblütig oder mit Gefälligkeit die Sottisen anderer auf, dafern sie ihn nur zum Comando gelangen lassen. Er verliert eine Schlacht, die er gewinnen sollte; wenigstens hat der König von Preußen, der in diesem Theile ein guter Beurtheiler ist, als er nachher die verschiedenen Positionen der Armeen

meen untersucht hat, gesagt, er begreife nicht wie Contades sey geschlagen worden. Dieser hingegen behauptet, er sey verrathen worden. Zum Unglük für unsere Generale machen sie, daß man ihnen in ihren gegenseitigen Anklagen, aber nie in ihren Vertheidigungen glaubt.

Broglio, mit einem militärischen Talente geboren, will jeden Mitbewerber stürzen, und dies ist der Geist aller unserer Generale gewesen. Sein Bruder, ein mit jedem Collegen unverträglicher Mann, zwingt den Grafen von St. Germain, einen guten Officier, aber eben so ausschließend, sein Vaterland zu verlassen.

Zu Wasser haben wir uns nicht besser benommen als zu Lande. Sechs Monate lang haben wir unsere Schiffe der Räuberei der Engländer ausgesezt, ohne Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Unser Ministerium wollte unsere Mäßigung vor den Augen von ganz Europa leuchten lassen, aber die Mäßigung ist die Tugend des Starken, und die Schande des Schwächern. Als wir zur Rache schreiten wollten, hatten wir schon 10,000 Matrosen verloren. Der Sieg des la-Galissonniere ist für uns ein Beispiel ohn Nacheiferung geblieben.

Das Opfer, sey es ungerecht oder nicht, das die Engländer dem Rufe der Nation an dem Ring gebracht haben, hat den Geist ihrer Marine wieder belebt, und uns gezeigt, was wir mit mehr Gerechtigkeit thun konnten. Die Strafbaren fehlten uns nicht.

Der Marschall von Conflans verliert unsere Flotte, da die englische höchstens so stark wie die unsrige war. Er verbrennt ein Schiff, welches eine schwimmende Citadelle war; und wagt es, sich damit, als mit einer Heldenthat, zu brüsten. Welches ist seine Strafe? Dem Könige nicht vorgestellt zu werden, und täglich öffentlich herumzugehn, und der Verachtung Trotz zu bieten, die man ihm nicht bezeigen darf. Er beklagt sich über die Offiziere, die unter ihm dienten; diese werfen die Schuld wieder auf ihn, und damit hat alles ein Ende. Zu Lande wie zu Wasser, nirgends ein Wettstreit um Ruhm; nur schriftliche Prozesse werden geführt. Ueberall werden die Maasregeln eben so schlecht genommen, als ausgeführt. Die Transportschiffe werden von der Flotte getrennt, weil der kleine Stolz des Herzogs von Aiguillon ihm nicht erlaubt, in Brest untergeordnet zu seyn. Dies bewegt ihn,

die

die Transportschiffe nach Guiberon zu legen, um dort mit Blosstellung aller Gefahren der Vereinigung, allein zu commandiren. Durch einen gleichen Eigendünkel hat er Belle-Isle verloren. Die Stände von Bretagne, welche die Wichtigkeit dieses Platzes einsehn, benachrichtigen ihn ein Jahr vorher, für seine Sicherheit Sorge zu tragen, und bieten die nöthigen Verproviantirungen an. Er antwortet mit einem kindischen Stolze und einem bittern Spotte einer Deputation, die er ehren soll: er wäre den Ständen verbunden, daß sie so gut seyn und ihn sein Handwerk lehren wollen. Und doch brauchte ers, da er Belle-Isle aus Mangel der angebotnen Vorsicht hat einnehmen lassen. Er hat nicht einmal die 14 Tage benuzt, welche ihm die auf Raub gerichtete Streiferei der Engländer bei ihrer ersten Landung gelassen hatte, um Truppen in die Insel zu werfen, welche nur eine Stunde vom festen Lande entfernt ist. Man hat anderswo den wenigen Antheil gesehn, den er an der Affäre bei St. Cast gehabt, die ihm aber doch eine Medaille zu seinem Ruhm verschafft hat. Die neuern Medaillen machen die ältern sehr verdächtig.

In unsern Colonien vereinigen sich die Gouverneurs und Intendanten, nur um die schänd-

lichsten Monopolien auszuüben. Das öffentliche Klaggeschrei nöthigt endlich, einige in Untersuchung zu ziehn; die bezahlte Protection rettet die meisten, und diejenigen, an denen durch einen schimpflichen Tod ein warnendes Beispiel aufgestellt werden sollte, stehen solche leichte Bestrafungen aus, daß sie niemanden schrecken können.

Man vertraut die Vertheidigung von Pondichery einem Fremden, der geldgierig und ein gefährlicher Kopf ist, dem Lally, an. Er übt seine Wildheit nur gegen die aus, die er vertheidigen soll. Er übergiebt oder verkauft den Platz; er schlägt sogar die Kapitulation aus, die der Feind anbietet. Die Verrätherei ist so augenscheinlich, daß man in Frankreich genöthigt wird, ihn ins Gefängnis zu setzen. Haben wir nicht Schiffskapitäne der Schlacht ausweichen oder sich ausser Stand setzen sehn, sie auszuhalten, weil die Kaufmannswaaren, womit sie handelten, ihre Schiffe so beluden, daß sie ihre stärksten Batterien unnütz machten?

Ohnerachtet so vieler Fehler, Thorheiten, Räubereien, Intriguen und Unfälle, mußte doch das politische Sistem einen gut gelegten Grund haben, da es bis zum Tode der Kaiserin

serin von Rußland, Elisabeth, unverrükt bestanden ist. Der König von Preußen, mit Ruhm bedekt, hielt selbst dafür, daß sein Untergang nur aufgeschoben sey, als der Tod dieser Kaiserin dem König Friedrich diejenigen zu Bundesgenossen machte, die seine Feinde gewesen waren.

Aber nicht allein am französischen Hofe lief das Privatinteresse dem des Staats entgegen. Auch die Oestreicher waren der Allianz von ihrem Ursprunge an eben so zuwider, als wir es nach unsern Unfällen haben seyn können. Die Kaiserin selbst hat sich betrogen, als sie den Krieg nach Schlesien spielte, unter dem Vorwand, als sey dies der wahre Gegenstand. Ihre übereilte Rache gegen den König von Preußen verhinderte sie, zu bemerken, daß, wenn sie Magdeburg und Stettin nähme, dieser Fürst dahin gebracht werden würde um Frieden zu bitten und Schlesien anzubieten.

Obgleich die Entwürfe der Kaiserin nicht gelangen, so sind doch ihre unglüklichen Erfolge nicht ohne Ruhm gewesen, weil der Graf von Kaunitz immer allein das politische Sistem dirigirt hat, dem das Militär beständig als Instrument untergeordnet gewesen ist, anstatt daß alle, die unter uns angestellt worden, wo nicht

regie-

regieren, doch wenigstens dem Gouvernement hinderlich seyn konnten.

Der Wiener Hof hat ebenfalls bisweilen kleinen Hofintriguen nachgegeben.

Das Commando ist dem Prinz Carl gegeben worden, aus Achtung für den Kaiser, seinen Bruder, und dem Daun, dessen Gemahlin die Favoritin der Kaiserin ist. Man spricht ihm die militärischen Talente nicht ab; aber seine Langsamkeit, seine Unentschlossenheit, und die gegenseitigen Gefälligkeiten zwischen dem Prinz und dem General, haben oft die Vollziehung der Befehle aufgehalten; und die Armee wurde dann von Subalternen commandirt.

Die Kaiserin von Rußland, die den Entschluß gefaßt hatte, den König von Preußen zu demüthigen, wurde vom jungen Hof in ihren Entwürfen gehindert.

Der Großfürst unterrichtete den König von Preußen von allen Maasregeln der Kaiserin, und da die Alliirten sich einander ihre gegenseitigen Entwürfe mittheilten, so erfuhr sie der König von Preußen durch Rußland.

Bestuschef, in London erzogen, und den Engländern geneigt, regierte und betrog leicht eine Fürstin, die eine Feindin der Geschäfte,

und

und ihren Vergnügungen leidenschaftlich ergeben war. Eine vortrefliche Miliz, ohne Generale, und ohne die nöthigen Mittel zu ihrer Unterhaltung, konnte durchaus keinen Nutzen aus ihrem Muthe ziehn.

In Schweden wurde der König von der Königin, welche Schwester des Königs von Preußen und von dem nämlichen Charakter war, regiert und durch sie alle Unternehmungen vereitelt.

Dänemark schwebte immer zwischen der Eifersucht gegen den Wiener Hof und die katholischen Mächte, und der Ungewißheit wegen des Königs von Preußen.

Im Reiche reizten der König von Preußen, und die Engländer die Protestanten an, und man hätte es erwarten sollen, sowohl, als daß die Kaiserliche Armee ganz preußisch gesinnt seyn würde; man giebt diesem Corps den Prinzen von Sachsen-Hildburghausen zum General, einen fast erklärten Anhänger des Königs von Preußen.

Die Königin von Spanien, die den König Ferdinand den Sechsten ganz regierte, hält ihn ab, sich gerade zu der Zeit zu erklären, wo es dem

dem Sistem hätte nüzlich seyn können. Der Herzog von Choiseul bewog den König Karl den Dritten, den Thronfolger Ferdinands, zu dem Familien-Bund erst dann, als Spanien weiter nichts als seine Schwachheit mit der unsrigen verbinden und unsern Verlust theilen konnte.

Die Engländer fürchteten diese Vereinigung so wenig, daß sie sogar vor dem Bund Spanien den Krieg ankündigen wollten. Auch nannte das Publicum diesen Vertrag: „die spanischen Thorheiten.“ Diese Macht hat dabei ihre Marine und unermeßliche Reichthümer verloren, welche unsern Feinden die Mittel verschaft haben, den Krieg fortzusetzen und gebietrisch die Friedensbedingungen vorzuschreiben.

Dies ist das kleine Gemälde des Ursprungs, Fortgangs und Ende des Kriegs.

Ende.

FB 5129
(2.)
X3045992

Ver 16

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-715048-p0597-1

Geheime Nachrichten

von der Regierung

Ludwigs XIV. und Ludwigs XV.

Zweiter Theil.

Aus dem Französischen

des Herrn von Düclos

Geschichtschreibers von Frankreich.

Leipzig 1792.

bei Johann Samuel Heinsius.

Farbkarte #13 B.I.G.

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

Centimetres inches

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

urn:nbn:de:gbv:3:1-715048-p0599-5